

School of Theology at Claremont

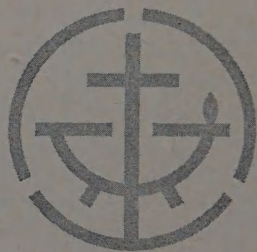


1001 1319142

Vorträge
über das
Leben Jesu Christi

von
Dr. K. Furrer.

GERMAN



LIBRARY

Southern California
SCHOOL OF THEOLOGY
Claremont, California

Aus der Bibliothek
von
Walter Bauer

geboren 1877
gestorben 1960

Facsimile



6T
308
F8

Vorträge

über das

Leben Jesu Christi

von

Dr. Konrad Furrer.



Zürich,

Druck und Verlag von Müller, Werder & Co.

1902.

Inhalt.

Vorwort.

I. Einleitung	1
II. Die Heimat	21
III. Jugend und Vorbereitung Jesu	41
IV. Am Jordan	56
V. Nochmals die Menschheit Jesu. Seine Versuchung . .	68
VI. Das ewige Evangelium	84
VII. Das Hochzeitsmahl des Königssohnes	102
VIII. Wunder und Zeichen	117
IX. Noch einmal Wunder und Zeichen. Die Freunde Jesu	134
X. Arbeit und Kampf für das Gottesreich	152
XI. Das Bekenntnis des Petrus und der Todesentschluß Jesu Christi	169
XII. Jesu Verklärung und Wanderung nach Jerusalem . .	186
XIII. Das jüngste Gericht	205
XIV. Die letzten Abende in Bethanien und Jerusalem . .	226
XV. Gethsemane und Golgotha	244



Vorwort.

Nachfolgende Vorträge sind im Winter 1899/1900 vor Zuhörern aller Stände und sehr verschiedener theologischer Richtungen gehalten worden. Gleich im Anfang lud ich die Zuhörer ein, Bedenken und Fragen, die ihnen meine Vorträge erwecken sollten, mit vollem Freimuth mir schriftlich zu äußern, wobei ich versprach, je im darauf folgenden Vortrag eine Antwort zu geben. Viele Zuhörer hießen diese Einladung willkomm und machten von ihr einen eifrigen Gebrauch. Mit großer Freude nahm ich wahr, wie Arbeiter, die den Tag über mit schwerer Handarbeit sich beschäftigt hatten, schlichte Hausfrauen, Gelehrte verschiedener Wissenschaften mir Entgegnungen und Fragen einsandten, und mir damit bewiesen, daß Leute von sehr ungleicher Lebenserfahrung ernst und tief mit dem großen Thema sich beschäftigten.

Durch die zahlreichen schriftlichen Einsendungen blieb der Vortragende mit den Zuhörern in steter Fühlung, er redete mitten im Volk und für das Volk und sah sich daher auch veranlaßt, gewisse ihm besonders wichtig scheinende Sätze wiederholt zu betonen. Ich hielt es nicht für meine Aufgabe den ganzen Stoff, der für ein Leben Jesu in Betracht kommt, zu bearbeiten, und die streng wissenschaftlichen Werke darüber noch um eines zu vermehren. Solche Werke besitzen wir schon in großer Zahl. Aber wir sind nicht eben reich an Schriften, in denen der Ertrag ernster wissenschaftlicher Arbeit dem Volke vermittelt ist und zwar dem Volke in möglichst

weitem Kreise. Meine Vorträge verfolgen demnach einen durchaus praktischen Zweck. Ich möchte auf Grund langjähriger Suchens und Forschens und mit voller Berücksichtigung aller gesicherten wissenschaftlichen Ergebnisse ein in sich geschlossenes Bild Jesu Christi entwerfen. Was ich zu sagen habe, soll allermeist sich durch sich selbst rechtfertigen. Anderes, das allerdings einer näheren wissenschaftlichen Beweisführung noch bedarf, würde ich gerne eingehend begründen, wenn nicht der Zweck meiner Schrift allen wissenschaftlichen Apparat ausschließen würde.

Jesus Christus ist im Volke viel zu wenig bekannt und noch viel weniger verstanden. Wohl könnte man ja sagen, man solle die Wißbegierigen auf das Leben Jesu in den Evangelien verweisen; aber es ist doch eine große wissenschaftliche Vorarbeit nötig, um in diesen ehrwürdigen Schriften sich wirklich zurecht zu finden. Bunsen, der geistvolle Herausgeber eines sehr verdienstlichen Bibelwerkes, hat einmal die Bemerkung gemacht, man müsse die Bibel aus dem Semitischen ins Japhetitische übersetzen. Er wollte damit sagen, eine wörtliche Uebersetzung des Urtextes genüge nicht, sondern man müsse den Erzeugnissen des morgenländischen Geistes die unserer Gedankenwelt entsprechende Form geben. Heutzutage gilt es bei manchen Forschern für ausgemacht, daß uns eine unüberschreitbare Kluft von dem Geistesleben des alten Morgenlandes trenne, weshalb sie sich damit begnügen alles Morgenländische in seiner fremdartigen seltsamen Erscheinung möglichst getreu darzustellen, ohne zu fragen: Von welchen innersten Antrieben, Eindrücken, Ahnungen, Erfahrungen aus sind die Menschen der alten Zeit zu ihren Anschauungen gekommen? Die Forscher vergessen, daß menschliches Wesen durch alle Jahrtausende im Innersten sich gleich

bleibt, und daß in ganz fremder Gestalt das gleiche geistige Leben pulsieren kann wie bei uns. Es ist freilich leichter fremde Geisteserzeugnisse einfach in der Seltsamkeit ihrer Formen vor Augen zu stellen, als sie nach ihren innersten Intentionen zu deuten. Wer das Schwerere versucht, setzt sich leicht dem Vorwurf der Modernisierung aus. Diesen Vorwurf muß man sich gefallen lassen, mit schwachen Augen Geduld haben und die Beschränktheit auch dann milde beurteilen, wenn sie sich in das Gewand strenger Wissenschaftlichkeit kleidet.

Weit schlimmer ist ja der andere Fehler, der die alten Formen des geistigen Lebens mit diesem selbst verwechselt und Zeitliches und Ewiges nicht zu unterscheiden vermag. Wie lange hat man infolge dieses Fehlers mit Formen und Formeln eine geistlose Verehrung getrieben, dem wahrheitsdürstigen Volke Steine anstatt Brot gegeben und zahllose aufrichtige Menschen in den haren Unglauben hineingedrängt! Es giebt eine Geistessträgheit, die sich unbewußt Gott widersetzt, und die dadurch nicht besser wird, daß sie bald in dumpfen, bald in schrillen Tönen die Sprache Canaans redet.

Bei meiner Schrift habe ich es mir zum obersten Gesetz gemacht nur das zu bieten, was sich meinem Forschen als wahr ausgewiesen hat. Sie ist aber zugleich mit dem Herzen geschrieben; denn ich wußte nicht, wie man dem heiligsten Bild der Menschheit gerecht werden könnte, wenn man dem Herzen bei der Darstellung keine Mitarbeit gestatten wollte. In neuester Zeit thut sich nicht selten die Neigung kund, das ganze Wesen Jesu Christi in das alltäglich Menschliche herabzuziehen, ihn als gutmütigen Schwärmer zu erklären, der sich fortwährend getäuscht und ein ganz unpraktisches, für unsere Zeit unbrauchbares Lebensziel aufgestellt habe. Kümmer-

liche Antiquare untersuchen mit der Lupe jede Faser seines zeitlichen Gewandes; aber den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit lassen sie nicht auf sich wirken. Es kommt ihnen die Frage nicht zu Sinn: Wie ist aus der Wirkung Jesu auf die Menschheit sein innerstes Wesen zu erklären? Sie gleichen jenen Handwerkern, ausgelernten Kennern des Schuhwerks, die mit wichtigen Mienen überlegen lächelnd vor dem Kunstgebilde höchster Schönheit stehen.

Der Botaniker Schleiden äußerte einmal, es gebe eine erhabenste Freude, sie bestehe darin, ein Mensch von ungewöhnlicher Geistesgröße zu sein, der auf einer Höhe, zu der Andere nie gelangen, Welt und Ewigkeit betrachte und und im Lichte lebe, während Dunkel die Tiefe decke. Aber eine andere Freude sei dieser fast gleich, sich mit all seiner geistigen Kraft in das innere Leben eines großen Menschen zu versenken, sein eigenes armes Ich darob vergessend sich vom andern zum Licht emporheben zu lassen und mit ihm die reine Himmelsluft zu trinken. Im weihvollsten Sinne dieser Anschauung hat Paulus gesprochen: „Ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir!“

Möge der wirkliche geschichtliche Jesus Christus auch am Geschlechte unserer Zeit immer mehr seine erlösende und stärkende Kraft bewähren und uns etwas von der Jugendfrische wiedergeben, mit der die ersten Jünger ihren Herrn begrüßt haben.

Zürich, im September 1901.

Dr. K. Furrer.

I.

Einleitung.

Verehrte Versammlung!

Wenn ein römischer Fremdling am ersten Nachmittage des Passahfestes im Jahre 29¹⁾ unserer Zeitrechnung von der Oberstadt Jerusalems nach Norden wanderte, kam er auf einer Felsanschwellung an einem Gefreuzigten vorüber, über dessen Haupte er die Worte las: Jesus Nazarenus rex Judæorum (Jesus von Nazaret, König der Juden). Diese Aufschrift wollte sagen: Ein gewisser Jesus — der Name kam unter den damaligen Juden sehr häufig vor — aus Nazaret habe die Juden gegen die kaiserliche Regierung aufreizen und sich selbst zum König machen wollen. Dafür sei er mit der Strafe belegt worden, die nach römischem Gesetz für Aufrührer bestimmt war. „Ein Schwärmer mehr, der seinen eiteln Traum am Schandpfahl küßt, ein Thor, der inmitten des kleinen verachteten Judenvolkes einen Aufstand gegen das ungeheure wohlgefügte Kaiserreich versucht hat; es lohnt sich nicht der Mühe, eines längeren Blickes ihn zu würdigen“, so mußte der Römer denken, und ohne Aufenthalt mochte er weiter ziehen.

Einige Jahrzehnte später, es war im Jahre 64, machte eine Gemeinschaft armer Leute, die sich in Rom zu diesem Gefreuzigten hielten, viel von sich reden. Die öffentliche Meinung traute ihnen jede mögliche Schandthat zu, denn man sah sie als den schlimmsten Abschaum des verachteten

1) Jesus Christus wurde vor Beginn unserer Zeitrechnung geboren.

Morgenlandes an. Als daher der ruchlose Kaiser Nero den Verdacht von sich abwälzen wollte, in übermütiger Tyrannenlaune durch seine geheimen Sendlinge einen großen Theil Roms in Brand gesteckt zu haben, bezichtigte er die Anhänger des gekreuzigten Jesus der furchtbaren Missethat. Der römische Geschichtschreiber Tacitus, der uns dies berichtet, fügt bei: Urheber dieser Gemeinschaft sei ein gewisser Christus, der unter der Regierung des Kaisers Tiberius mit dem Tode bestraft worden sei. Der verderbliche Aberglaube, für einmal niedergeworfen, sei aufs Neue ausgebrochen, habe sich durch Judäa verbreitet und sei bis nach Rom gekommen, wo ja alles Schreckliche und Schändliche zusammenlaufe und gefeiert werde. Ja, diese Christen seien nicht des Verbrechens, Rom in Brand gesteckt zu haben, überführt worden, wohl aber des andern, einen gründlichen Haß gegen die gesamte Menschheit zu hegen.

In ähnlichem Sinne bemerkt ein anderer römischer Geschichtschreiber, Suetonius, der Kaiser Nero habe zwar viele Missethaten begangen, aber doch auch manch Gutes gethan. So habe er die verderbliche Sekte der Christen mit Gewalt unterdrückt und ausgerottet. Schon unter dem Kaiser Claudius, dem Vorgänger Neros, hätten die Juden in Rom selbst viel Aufruhr gemacht auf Betreiben eines gewissen Christus hin.

Das ist alles, was uns die großen römischen Geschichtschreiber über Christus zu sagen wissen. Gehen wir um ein Jahrhundert hinunter bis zum Jahre 178, so vernehmen wir von einem Philosophen Namens Celsus, es gebe eine elende Sekte, die man Christen heiße. Ein Betrüger habe sie gestiftet, einer der elendesten Menschen, der sich selbst für einen Gott ausgegeben, der aber nicht so viel Macht besessen, wie ein Räuberhauptmann; denn er habe wohl elf oder zwölf Spießgesellen gehabt, aber nicht einmal diese Zwölfe seien ihm treu geblieben. So redete man damals

in den hohen Kreisen der Bildung und Gefittung von Jesus und seinen Nachfolgern.

Wenn wir uns aber zu den Christen selber zurückwenden, wie ganz anders lautet da die Botschaft! Den ältesten Bericht haben wir von dem Apostel Paulus, der wenige Jahrzehnte nach dem Tode Jesu Christi in überschwenglicher Weise von seinem Herrn redet als dem Sohn Gottes, der von Ewigkeit her in Gott gewesen und der aus dem Reichtum der Ewigkeit in dieses Erdenleben herniedergestiegen und arm geworden sei, um uns Arme reich zu machen. Er ist nach Paulus ein neuer Adam, mit dem ein neues Menschengeschlecht beginnt. Er steht hoch über allen Königen: über ihm ist nur noch Einer, der ewige allmächtige Gott. Jesus ist der Herr, und dieser Name kommt ihm wie keinem andern zu. Um dieses Wort des Apostels in seiner ganzen Größe zu verstehen, müssen wir bedenken, daß die Juden, zu denen ja auch Paulus gehörte, den Namen „Herr“ sonst nur von Gott selber gebrauchten. Da erscheint es denn nur folgerichtig, wenn Paulus versichert, daß durch Jesus Christus die Welt erschaffen worden sei.

Im Jahre 68 ist jenes wunderbare, räthelhafte Buch, die Offenbarung Johannis, geschrieben worden. Was sagt der neutestamentliche Prophet über Jesus? „Er ist der Christus (der Messias) das Lamm, das durch sein Blut die Menschen aus Juden und Heiden erkaufte zum seligen Leben. Er ist der König aller Könige, der Richter der Welt, die göttliche Vernunft. Ja, er ist der Allwissende. Er bringt einst das neue Jerusalem auf die Erde hernieder. Vor ihm muß sich die ganze Welt beugen.“ Mit einem Wort, der Hochflug der Gedanken geht hinauf bis in die Unendlichkeit Gottes. Auf diesem Wege sind die Christen weiter geschritten, immer höher, immer höher. Im vierten Jahrhundert streiten sie sich gewaltig über die Frage: „Ist

Christus Gott gleich, oder ist er nur Gott ähnlich? Die ungeheure Mehrheit entscheidet sich für die Gottgleichheit.

Und immer höher gieng der Flug, immer mehr suchte man alles Irdische von Jesus Christus abzustreifen, so daß freilich die Gefahr entstand, schließlich nur noch ein irdisches Scheinwesen in ihm zu erkennen, das mit dem Menschen nichts teilt als die äußere Gestalt. Gegen diese Gefahr suchte sich die Kirche nach Kräften zu wehren. Sie verwarf mit aller Entschiedenheit den sogenannten Doketismus, gemäß welchem Christus nur zum Schein ein Mensch gewesen sei, und nur zum Schein am Kreuz gelitten habe. Aber mit nicht minderer Strenge richtet sie sich gegen die Ebioniten, die in Jesus nur einen gewöhnlichen Menschen im Sinne eines Propheten wie Jesajas oder Elias ehrten.

Was die alte Kirche gelehrt, das ist Jahrhunderte lang gemeinsamer Glaube aller Völker der Christenheit geblieben. An diesem Glauben hat die Reformation in keiner Weise gerüttelt, sondern ganz erfüllt von ihm hat Luther gesungen: „Den aller Weltkreis nicht beschloß, Der liegt nun in Mariens Schoß“; oder: „O große Not! Gott selbst ist tot!“

Sie wissen, wie die christliche Theologie den Begriff einer göttlichen Dreieinigkeit geschaffen hat: Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist. Es sollen aber nicht drei Götter sein, indem in jedem die ganze Fülle der Gottheit wohnt, und sollen auch nicht bloß drei Offenbarungen Gottes sein. Nein, man faßte die Dreieinigkeit als ein für den menschlichen Verstand unbegreifliches Geheimnis auf, vor dem man sich einfach zu beugen habe.

Wenn aber frühere Geschlechter dem Bedürfnis des frommen Gemüthes jedes Opfer brachten und dem forschenden Geiste es wehrten, sein Senkblei in die Tiefen dieses Geheimnisses zu werfen, so haben im 19. Jahrhundert un-

zählige Geister, im brennenden Durst nach Wahrheit, nicht mehr an die überlieferte Schranke sich gehalten.

Man setzt alles in Zweifel; man glaubt nichts nur deswegen, weil es seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden so geglaubt worden ist; man will für alles Beweise haben. Diese zweifelsüchtige, nach Wahrheit und Wirklichkeit suchende Richtung des Geistes ist vor dem höchsten Bilde der Geschichte, vor Jesus Christus, nicht stille gestanden. Im Gegenteil, gerade sein Leben will die Wissenschaft nach allen Seiten prüfen und untersuchen. Sie will, mit reichen Mitteln ausgerüstet, dem Geheimnis seiner Wirksamkeit auf den Grund kommen. „Was dünkt euch von Christus?“ Diese uralte Frage hat in unserm Jahrhundert ein neues und gewaltiges Leben empfangen. Tausend und abertausend Gelehrte sehr verschiedenen Grades, aber sehr viele davon durch glänzende Geistesgaben ausgezeichnet, haben sich um diese Frage bemüht. Wie ungleich sind die Antworten ausgefallen! Die einen haben all ihren Scharfsinn und Tief-sinn aufgeboten, um zu zeigen, daß die bisherige Ueberlieferung und der bisherige Glaube an Christus auf gutem Grunde ruhe und der vollen Wahrheit gänzlich entspreche. Im schärfsten Gegensatz zu dieser Anschauung haben andere geradezu die geschichtliche Existenz Jesu Christi bestritten und behauptet, er sei ein bloßes Gedankenwesen, allgemeine Begriffe, allgemeine geistige Anschauungen hellenischen und jüdischen Ursprunges seien in ihm zu einer erträumten Einheit verbunden worden.

Welch eine Menge von Abstufungen zwischen diesen äußersten Gegensätzen! Mit welcher gewaltiger Spannung haben je und je Millionen Christen auf die Antwort derer gelauscht, die es gewagt hatten, in den Schacht hinunter zu steigen, um, wie sie hofften, das Gold der Wahrheit zu heben!

Es sind ja jetzt 60 Jahre, seitdem auch unser Zürich wegen dieser Frage in größte Aufregung gekommen ist.

Wer hätte nicht schon von David Friedrich Strauß gehört, der in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts ein Leben Jesu schrieb von unerhörter Kühnheit, in dem er darzulegen suchte, daß wir etwas ganz Gewisses von Jesu nur in kleinstem Umfange besitzen, und daß das Meiste, was die Evangelien über ihn berichten, nur entweder aus dem alten Testament entlehnt, oder Verkörperung allgemeiner Gedanken sei, daher auf geschichtliche Wahrheit keinen Anspruch machen könne! Wie ist sein Buch von den einen mit größter Freude und Begeisterung gelesen worden! Wie hat es andern tiefsten Schmerz bereitet!

Während dieser sechzig Jahre haben viele ausgezeichnete Geister das Problem des Leben Jesu Christi wieder und wieder zu lösen gesucht und im Bunde mit zahllosen Mitarbeitern eine Riesenarbeit auf seine Lösung verwandt. Wer könnte die Reihe der Bücher überschauen, die über die Evangelien geschrieben worden sind? Da ist jeder Stein hundert und tausendmal umgewendet; da ist jede Kombination versucht, ja alles aufgeboten worden, um der richtigen Erklärung dieser wunderbaren Schriften etwas näher zu kommen. Es ergreift uns eine förmliche Rührung, wenn wir einen Einblick thun in die gewaltige Werkstatt, wo große und kleine Meister entweder Beiträge zu einem Leben Jesu zu liefern suchten, oder in kühnem Wagemut ein Bild von ihm entwarfen.

Wenn ich nun meinerseits nach so vielen Vorgängern, deren Ruf weithin durch die Lande gedrungen ist, mich an die gleiche einzig große Aufgabe heranwage, so bin ich mir der Schranken meines Wissens und Könnens wohl bewußt. Schmerzlich fühle ich nicht bloß, daß all mein Forschen und all mein Verständnis von Religion und Geschichte nicht genügt, um der höchsten geschichtlichen Erscheinung ganz gerecht zu werden, sondern ich weiß auch, daß ich das Bild nicht einmal so ergreifend und überzeugend werde darstellen

können, wie es in meiner Seele lebt. Doch über alle Bedenken siegte die Ueberzeugung, daß es meine Pflicht sei nach Maßgabe meiner Kraft zu reden und nicht zu schweigen. Es sind jetzt 44 Jahre, seitdem ich angefangen habe, das Evangelium Jesu Christi zu studieren, und ich darf wohl ohne alle Ueberhebung bekennen, daß ich nicht müde geworden bin, im Laufe so vieler Jahre wieder und wieder zu lernen und den besten Meistern demütig und dankbar zu lauschen. Was sie mir von der Herrlichkeit und Größe dieses Lebens, von seiner geschichtlichen Begreiflichkeit, von seiner ewigen Bedeutung zu sagen wußten, hat mich bestimmt der Sehnsucht meiner jungen Jahre zu folgen und die Heimat Jesu zu durchwandern. Durfte ich hoffen ehrwürdige Bauwerke zu sehen, die als Zeugen aus den Tagen Jesu den Sturm der Zeit überstanden? Nur in bescheidenstem Maße. Aber das Bild der Natur mit ihren Bergen und Thälern, mit ihren weiten Ebenen und engen Schluchten, mit ihren Flüssen und Seen hat sich im Laufe der Jahrtausende nicht verändert. Die klimatischen Verhältnisse sind die gleichen geblieben. Noch stürzt der Winterregen wolkenbruchähnlich herab wie einst und schwemmt die Häuser, die nicht auf Fels gebaut sind, am steilen Abhang weg; noch läßt die ausdörrende Hitze des langen Sommers einen Trunk frischen Wassers als große Wohlthat erscheinen. Noch mischt sich in den Obstbaumhainen vieler Dörfer mit dem dunklen Laub der Feigenbäume das Silbergrün der Delbäume, noch wachsen zahllose blutrote Anemonen unter dem niedrigen Dorngebüsch und werden mit ihm ausgerauft um zur Feuerung zu dienen. Noch überzieht der gleiche Blument Teppich wie ehemals die Frühlingserde und Lilien von seltener Pracht übertreffen an Feinheit des Gewebes, an Satttheit der Farben Salomons Königskleid. Noch suchen abends zahllose Vögel ihre Nester und Füchse und Schakale ihre Gruben. Noch leuchtet der tiefblaue

Himmel in uralter Pracht über die gelbabwegetönte Erde. Noch senden Mond und Sterne ein stärkeres Licht als bei uns auf das taufrische Gefilde. Mag auch da und dort unter die Kinder der Flora ein Fremdling sich eingeschlichen haben, wie der amerikanische Feigenkaktus, im ganzen ist das Landschaftsbild dasselbe geblieben, wie es Jesus Christus geschaut hat. Aber auch Sitten und Gebräuche der Leute zu Stadt und Land haben sich dort seit fernem Altertum mit überraschender Treue erhalten. Als ich die Heimat Jesu zu Fuß durchwanderte, da war es mir oft zu Mute, als sei ich in frühere Jahrtausende zurückversetzt; denn überall grüßten mich biblische Bilder in lebensvoller Frische. Ehrwürdige Männer schritten in Samuels Tracht an mir vorüber, Frauen und Jungfrauen kamen mit hohen Krügen wie Rebekka zum gemeinsamen Brunnen. Mutter und Tochter drehten miteinander in der Hütte drin den Stein der Handmühle, mit Singen die einförmige Arbeit würzend. Der Hirte trieb in der Morgenfrühe die fügsamen Schafe, die ungeberdigen Ziegen auf die Weide. Hochzeitsjubiläum auf den Gassen weckte mich oft um Mitternacht, und eine Mutter sah ich in der Abenddämmerung am Grabe ihres Sohnes weinen. Noch haben sich allermeist die alten Ortsnamen in wenig veränderter Form erhalten. Wie heimelig klangen Hebron, Bethlehem, Nazaret, Magdala! Oft umfieng mich tiefe Stille, wo einst sprühendes Leben gewaltet. Alte Herrlichkeit war in Staub gesunken. Aber wenn rings um mich feierliches Schweigen herrschte, kaum unterbrochen durch das leise Plätschern der Wellen am Strande von Kapernaum, oder droben auf dem Karmel durch das sanfte Rauschen der Pinien zur Stunde, da mit dem Aufleuchten der Sterne der kühle Nachtwind über die Berge zog, dann ward der Geist des einsamen Wanderers vollends der Gegenwart entrückt und in Freude und Wehmut atmete er das Leben einer längst vergangenen Zeit.

Den Hintergrund der evangelischen Bilder sah ich mit größter Deutlichkeit und mußte oft staunen, mit welcher wunderbarer Treue die evangelische Erzählung in den landschaftlichen Rahmen sich einfügt. Es wurde mir durchaus gewiß, daß die evangelische Ueberlieferung nicht aus Rom oder Alexandrien stammt, wie Einzelne schon gemeint haben, sondern aus der Heimat Jesu, und in vielen einzelnen Zügen nur aus ihr zu verstehen ist.

Aber wie es mich drängte im fernen Morgenland den Fußspuren Jesu nachzugehen, so empfand ich seit Jahrzehnten das Bedürfnis, seine Gestalt im Zusammenhang der Weltgeschichte zu schauen. Was haben erleuchtete Geister vor ihm geleistet, um die Rätsel der Welt und des Lebens zu deuten? Wie weit haben Religionsstifter und Weise, unabhängig von ihm, vermocht die Sehnsucht nach Erlösung zu befriedigen? Was hat die Menschheit Jesus Christus und zwar ihm ganz allein zu danken? Wir können seine Bedeutung nicht begreifen, wenn wir ihn nicht im vollen geschichtlichen Zusammenhang erkennen.

Das werden wir uns gleich von vornherein sagen: Jesus Christus muß doch eine geistesgewaltige Persönlichkeit gewesen sein, daß er trotz seines schmachvollen Todes am Kreuze auf Juden wie Petrus und Paulus einen so überwältigenden Eindruck machen konnte. Für jüdische Weltanschauung war der Kreuzestod ein ungeheures Aergernis; dennoch ist Petrus seinem Bekenntnis treu geblieben: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes,“ dennoch hat Paulus gesprochen: „Alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.“ Juden und Heiden boten alle ihre Waffen auf, um den gekreuzigten Christus zu vernichten. Man kämpfte im Namen alt ehrwürdiger Frömmigkeit, im Namen der Staatsordnung, der Bildung und Wissenschaft gegen ihn, und er wurde meist von recht schwachen, wenig geschulten Jüngern

verteidigt. Und gleichwohl vermochten die feindlichen Gewalten gegen ihn nichts auszurichten. Aber wie merkwürdig, wir beobachten, daß Christus im Geistesleben seiner Gemeinschaft ein doppeltes Leben führt. Früh bemächtigte sich der grübelnde theologische Scharfsinn seiner Erscheinung und gestaltete einen theoretischen Christus, um den die Gelehrten mit viel Geist, aber oft auch mit großer Herzenshärte sich stritten. Leider zogen sie auch die Laien in den heißen Streit herein, und edle Völker, wie die Ostgothen, mußten verbluten, weil sie Christus nur für gottähnlich, nicht für gottgleich hielten. Wenn wir in die Geschichte des theoretischen Christus eintreten, wie oft vernehmen wir da das Toben schrecklicher Verfluchungen, wie oft wird da für die gemeinsten Leidenschaften zum Sturm geblasen, wie oft werden die Gewissen betäubt, die Heuchler gekrönt und die Aufrichtigen als Ketzer verbrannt! Aber neben dem Christus der theologischen Grübeleien ist ein anderer Christus durch die Geschichte gezogen, das ist der Christus der drei ältesten Evangelien, der Christus, der die Armen im Geiste und die Trauernden selig preist, der Christus, der mitten unter Böllnern und Sündern sitzt, der Christus, der die Kinder in seine Arme nimmt, der Christus, der menschlich leidet, menschlich stirbt, der in Gethsemane das ganze Weh des kommenden Todes empfindet, der, wie wir, bangt: O, daß dieser Kelch doch vorübergehen möchte!" der noch am Kreuze den Schmerzensruf ausstößt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Mit diesem geschichtlichen Christus ist der Menschheit ein neuer Tag angebrochen, er hat die hungernden Seelen gesättigt, er hat tiefste Wunden geheilt, er hat der Menschheit die Kraft geschenkt um mit neuer Jugendfrische nach den Zielen der ewigen Vollendung emporzustreben, er, und zwar er allein, nicht das Gedankengebilde des Theologen, verdient den Namen Heiland, den

längst dankbare Liebe ihm gegeben. Mit diesem einfachen Christus haben sich je und je die Edelsten und Besten verbündet. Auch jene gewaltigen Streiter im Kampfe, jene großen Theologen, die auf Kirchenversammlungen die entscheidenden Worte sprachen, haben zwei Christus gehabt, ihren theoretischen Christus und den Christus, einfach, mild und groß, wie sie ihn aus den Evangelien kannten. Daheim in ihrer stillen Kammer, in ihren persönlichen Schmerzen und Todesnöten, ist ihnen dieser geschichtliche Christus an der Seite gestanden, von ihm haben sie sich trösten und stärken lassen. Wenn wir nach der Macht fragen, welche das beste Glauben, Hoffen, Lieben der Reformatoren bestimmte, wir werden immer wieder auf den geschichtlichen Christus hingewiesen. Wohl haben sich diese Geisteshelden auch für theoretische Fragen gewaltig ereifert, aber ihr unvergängliches Hauptverdienst liegt darin, daß sie den Christus der ersten Jünger wieder mehr zu Ehren gebracht haben.

Und wenn wir an jene großen, herrlichen Menschenfreunde uns erinnern, an die Freunde der Sklaven, an Las Casas unter den Spaniern, an Wilberforce unter den Engländern, an die Freunde der armen verwahrlosten Kinder, an einen Vincent de Paul in Frankreich, an einen Hermann Francke in Deutschland, an einen Pestalozzi bei uns, an einen Gustav Werner in Württemberg, alle diese großen Männer, was wollten sie anders sein als Jünger dessen, der gesprochen: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde, sondern daß er diene und sein Leben hingebe zum Lösegeld für Viele?“ Was den Größten, das gilt auch den zahllosen in bescheidenem Kreise wirkenden Zeugen beseligenden Glaubens und selbstloser Liebe: Es wirkt in ihnen der geschichtliche Christus.

Und nun möchten wir wissen, wie es sich mit diesem geschichtlichen Christus denn eigentlich verhalte. Wir kommen

zusammen, um die Wahrheit zu ergründen. Wir wollen ihr ins Auge schauen, ob sie uns verwunde oder heile, ob sie uns niederdrücke oder aufrichte. Nichts adelt den Menschen in höherm Maß als der heilige Durst nach voller Wahrheit, wobei er sich gefaßt macht vielleicht lieb gewordene, goldene Träume aufgeben zu müssen. Nie soll uns das Gefühl verlassen, daß wir in erster Linie der Wahrheit dienen wollen, so gut wir es immer nur können und vermögen. Wir möchten unsern Glauben verantworten vor dem Gerichte der unbefangenen Wissenschaft; wir wollen das, was wir von Jesus Christus behaupten, zu beweisen suchen mit den Beweisen, die vor der unbestechlichen Forschung Geltung haben. Gewiß gibt es sehr viele fromme, gute Christen, die kein Bedürfnis nach wissenschaftlicher Begründung ihres Glaubens an Jesus Christus empfinden. Sie haben sich einfach an die Ueberlieferung angeschlossen, sie haben sich aus ihrem Kindesglauben, aus ihrer eigenen Lektüre des Evangeliums ihr Christusbild gestaltet und bleiben nun mit kindlich frohem und gewissem Glauben bei diesem Bilde. Wir wollen diese christlichen Gemüther nicht stören, und wenn jemand unter Ihnen wäre, dem es Herzenssache ist, nicht zu zweifeln, nicht zu grübeln, nicht zu fragen: „Verhält es sich so? Kann man das wissenschaftlich auch beweisen?“ der möge diesen Vorträgen fern bleiben. Es wäre mir schmerzlich, annehmen zu müssen, daß ich irgendwie in einem von Ihnen das Heiligtum verletz, das ihm auch noch in der letzten Stunde seines Lebens Trost und Hoffnung geben soll. Ich sehe Sie aber an als Leute, die der modernen Zeit angehören, die das Bedürfnis haben, von ihrem Glauben sich Rechenschaft zu geben, die erst dann zur vollen Ruhe kommen können, wenn sie sich sagen dürfen: „Das sagt die Wissenschaft, das sagt die strenge, sorgfältige Untersuchung, das ist das feste Fundament, worauf wir bauen können.“

Aber welches sind denn die Quellen, aus denen wir schöpfen müssen, damit wir zu einem geschichtlich wahren Christusbilde gelangen? Wir erinnern uns, wie wenig die Heiden, die Zeitgenossen der Apostel und ihrer Nachfolger, von Jesus uns zu sagen wissen. Sie haben eigentlich nur seinen Namen gehört, denn alles andere, was sie vernahmen, waren bloße Lasterungen. Dürfen wir aber von den Juden genaueren Bericht über Jesus erwarten? Es lebte in Palästina ein Zeitgenosse der Apostel, Namens Josephus, ein geistreicher, gebildeter Mann, der verschiedene sehr bedeutende Bücher über die Geschichte seines Volkes bis auf seine Zeit geschrieben hat. Dieser Mann hätte nun allerdings auch vieles von Jesus erzählen können, weil er uns einen sehr einläßlichen Bericht über Herodes, über Pilatus, über Herodes Antipas, also über die Zeitgenossen Jesu Christi giebt, die eine führende Stellung in Palästina eingenommen haben. Was sagt er nun über Christus? Es ist erstaunlich wenig. Gelegentlich berichtet er, im Jahre 61 habe ein Hoherpriester Namens Ananus die Frist, da keine römischen Statthalter im Lande walteten, benutzt, um Jakobus, den Bruder Jesu, des sogenannten Christus, gefangen zu nehmen und nebst einigen andern wegen Uebertretung des Gesetzes steinigen zu lassen. Wir finden nun freilich noch eine andere Stelle über Jesus Christus bei ihm. Die lautet merkwürdig genug. Da sagt er: „Zu dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn man ihn überhaupt einen Mann nennen darf; denn er war ein Thäter wunderbarer Werke und ein Lehrer der Menschen, die mit Freuden die Wahrheit annehmen. Er zog viele der Juden und viele auch des hellenischen Stammes an sich. Er war der Messias. Als ihn auf Antrieb der ersten unseres Volkes Pontius Pilatus zum Kreuze verurteilt hatte, ließen diejenigen doch nicht von ihm ab, die ihn zuerst geliebt. Denen erschien er als Lebendiger am dritten Tage, nachdem die göttlichen

Propheten dieses und tausend anderes sonderbares über ihn gesagt hatten. Und die Gemeinschaft derer, die nach seinem Namen sich Christen nennen, hat noch bis heute nicht aufgehört.“ Nicht wahr, wenn Josephus diese Worte geschrieben hat, dann sollte er doch eigentlich ein Christ sein. Doch schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat ein Zürcher Philologe namens Ott gezeigt, daß diese Stelle unmöglich von dem Juden Josephus geschrieben sein könne, daß vielmehr ein christlicher Abschreiber sie eingefügt habe. Es bleibt nur die Frage übrig: „Stand vielleicht etwas anderes da? Hat der Abschreiber nur erweitert und verändert, was Josephus von Christus zu berichten mußte?“ Es wäre wohl möglich, daß Josephus gesagt hätte, Jesus sei unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, und die Gemeinschaft, die er gegründet, sei jetzt noch verbreitet. Das konnte der Jude sagen; aber jedenfalls hat er sich nicht tiefer mit den Christen eingelassen, sich nicht die Mühe gegeben, ihren Glauben näher zu prüfen. Wir müssen also zugestehen: Was dieser Josephus bietet, ist unendlich wenig, und, was sonst jüdische Quellen berichten, ist noch geringer. Leider besitzen wir keine andern jüdischen Berichte, die gleich alt wären wie die des Josephus. Was die Juden später sagen, ist gehässiges Phantasiegebilde und hat nicht im mindesten auf geschichtliche Wahrheit Anspruch.

Wenn gleichwohl ein bekannter Naturforscher unserer Tage auf diese Fabeleien sich stützt, um aus Haß gegen das Christentum auch Christus in den Staub zu ziehen, so liefert er nur einen neuen Beweis dafür, daß der Fanatismus in jeder Gestalt die Menschen verblendet und ihr Gewissen betäubt.

Also Juden wie Heiden lassen uns in Bezug auf die Geschichte Jesu Christi im Stich. So müssen wir uns denn nach christlichen Quellen umsehen. Einst flossen diese Quellen sehr reichlich; denn in den Jahren von 70—100

n. Chr. haben viele Christen den Versuch gemacht, ein Bild von der Geschichte ihres Herren zu zeichnen, wie dies ja schon Lukas in der Vorrede zu seinem Evangelium berichtet. Nun sind in der That mancherlei Bruchstücke von außerbiblischen christlichen Berichten über Jesus noch erhalten, und man hat diese Bruchstücke gerade in unseren Tagen unter großen Erwartungen aufs Sorgfältigste studiert; allein es ist ein sehr bescheidenes Ergebnis dabei zu Tage getreten.

Diese außerbiblischen Berichte über Jesus fügen auch nicht einen einzigen neuen Zug unserm Christusbilde bei. Sie geben etwa ein Wort Christi in anderer Fassung, sie bringen etwa ein neues Wort, das uns aber nichts Neues sagt und uns Christus nicht von einer andern Seite kennen lehrt. So sind wir denn auf die biblischen Berichte angewiesen. Wir greifen zunächst zu den Briefen des Apostel Paulus, weil sie zu den ältesten Zeugnissen über Christus gehören. Paulus hatte ein Bedürfnis, sich nach dem geschichtlichen Christus einläßlich zu erkunden. Er weiß viel, viel mehr von Christus, als er in seinen Briefen uns mitteilt. Er sagt einmal zu seinen Freunden in Galatien, er habe ihnen Christus vor Augen gemalt, als wäre er unter ihnen gekreuzigt worden, das heißt, er konnte vom Wirken und Leiden Jesu mit vielen Einzelheiten reden, und kannte auch noch manche „Herrenworte“, die wir in unsern Evangelien nicht mehr finden. So erwähnt er z. B. in einer Rede an die Ältesten der Gemeinde Ephesus, Jesus habe gesagt: „Geben ist seliger denn nehmen.“ Er hat sich nach der Abstammung Christi erkundigt und mit aller Entschiedenheit betont: „Jesus Christus aus dem Hause Davids.“ Er kannte einen genauen Bericht über das heilige Abendmahl. Er erinnert an gar manches Gebot, das der Herr gegeben: „Das sagt der Herr“, bemerkt er gelegentlich, „nicht ich!“ oder auch umgekehrt. Also war er mit dem Leben Jesu

Christi jedenfalls in hohem Maße vertraut. Er hatte sehr viel von ihm zu hören Gelegenheit, von den Christen, die er verfolgte, später von Barnabas und von Petrus. Im Hebräerbrief lesen wir: „Jesus hat in den Tagen seines Fleisches Bitten und Flehen mit lautem Geschrei und Thränen gebracht vor den, der ihn aus dem Tode erretten konnte, und ist auch erhört worden und hat Gehorsam gelernt aus seinem Leiden.“ Das sind recht dürftige Mitteilungen, und wir wären sehr arm bestellt, wenn wir uns mit dem Wenigen, was die Briefe des Paulus sowie der andern Apostel und etwa noch die Offenbarung des Johannes uns bieten, zufrieden geben müßten.

Aber wir haben die vier Evangelien. Es giebt eigentlich nur ein Evangelium, eine höchste „Freudenbotschaft“. Diese stellt sich nicht nur in den Worten Jesu Christi, in seinen Sprüchen und Gleichnissen dar, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit. Das haben die ersten Christen schon gut begriffen und darum sein ganzes öffentliches Wirken, sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung unter dem Begriff Evangelium zusammengefaßt. Wir besitzen es in vierfacher Darstellung nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Prüfen wir diese Darstellungen genauer, so zeigt uns ein kurzer Blick schon, daß drei Evangelien sehr nahe miteinander verwandt sind, und ein Evangelium, dasjenige nach Johannes, durch eine sehr ausgeprägte Eigenart sich von ihnen unterscheidet. Die drei ersten haben in der That 47 Bestandteile miteinander gemein, und weitere Bestandteile teilen je zwei dieser Evangelien miteinander.

Geben uns nun diese ersten Evangelien eine vollständige Geschichte Jesu Christi? O nein! Sie zeigen uns Christus erst, wie er anfängt zu wirken für das Reich Gottes. Von seinen dreißig ersten Lebensjahren, von seiner Entwicklung wissen wir nur das eine, was Lukas vom

zwölfjährigen Jesusknaben berichtet. Aber wir wissen auch noch lange nicht alles, was Christus in den Jahren gethan hat, da er das Evangelium mit Wort und That verkündete. Wie viel konnte er lehren, trösten, ermahnen, wenn er von morgens früh bis abends spät mit den Menschen sich beschäftigte! Aber die Sprüche und Gleichnisse, die wir jetzt noch besitzen, lesen wir bequem in einigen Stunden. Er werden uns allerlei Geschichten von Jesus mitgeteilt; aber sie bieten nur eine Auswahl aus einer viel größeren Zahl. Das geht so weit, daß wir zum Beispiel die Frage, ob Jesus das Evangelium ein, zwei oder drei Jahre verkündet, ob er ein-, zwei- oder dreimal in den Jahren seines öffentlichen Wirkens in Jerusalem gewesen, nicht entscheiden können. Gewiß, wir empfinden diese Lücke sehr schmerzlich. Auf der andern Seite dürfen wir mit voller Gewißheit behaupten: Auch wenn wir noch viel mehr wüßten, würden wir kein anderes Christusbild empfangen; alle andern Sprüche und Gleichnisse, die uns verloren gegangen sind, alle andern Thaten Jesu Christi, von denen wir nichts mehr wissen, würden nur den Eindruck verstärken, den wir aus dem Ueberlieferten von ihm erhalten haben. Das muß uns beruhigen.

Nun folgt das vierte Evangelium das den Namen des Johannes trägt, weil die spätere kirchliche Ueberlieferung es dem Apostel Johannes zuschreibt. Das scheint die Berichte der ersten Evangelien wirksam zu ergänzen. Aber was ist das für ein merkwürdiges Evangelium! Eine geistvolle, aber außerordentlich geheimnisvolle Schrift, mit einer Eigenart, wie ich keine zweite in der ganzen Literatur der Menschheit kenne! Da wird Christus geschildert als die Mensch gewordene göttliche Vernunft. Denn, wenn in unsern Uebersetzungen geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort“, so sollte es heißen: Im Anfang war die Vernunft, und die Vernunft war Gott, und die Vernunft war bei

Gott.“ Christus ist also die Mensch gewordene göttliche Weisheit! Wer diesen Satz an die Spitze stellt, der zeigt damit, daß er ein Philosoph ist, der vom philosophischen Standpunkt aus dieses Leben mit freier dichterischer Kraft behandeln will. Nun drängt sich uns immer wieder die Ueberzeugung auf: Der geistvolle Erzähler meint das, was er als Geschichte uns bietet, als Gleichnis. Er behandelt Gedankenbilder als Personen. So bezeichnet er den Kreis schlichtfrommer Israeliten, den Kreis der „Stillen im Lande“, aus dem die ersten Jünger hervorgegangen sind, als Mutter Jesu. Wenn er von einem Lieblingsjünger erzählt, dessen Namen er nie nennt, so hat man allermest geglaubt, er habe damit sich selbst als den Jünger Johannes bezeichnet. Aber eine genauere Vergleichung der Stellen zeigt uns, daß er einen idealen Jünger meint. Er zeichnet ein Urbild, das größer ist als Petrus, als Johannes, als Jakobus, weil es alle guten Jüngereigenschaften in sich zusammenfaßt. Das ist das Wunderbare und Seltsame, daß er viele Geschichten erzählt, bei denen er mit leisen Zügen darauf hinweist: „Es ist Allegorie, es ist nicht greifbare Geschichte.“ Aber mitten unter seine sinnbildlichen Erzählungen streut er sehr bestimmte und genaue geographische Notizen, die wir teilweise nur durch ihn kennen, die indes den realen Verhältnissen durchaus entsprechen. Es muß also ein Erzähler gewesen sein, der mit der Heimat Jesu durch eigenen Augenschein bekannt war, so daß wir auf einmal wieder das Gefühl haben, wir haben es bei seinen Berichten mit Vorgängen zu thun, die wir hätten mit leiblichen Augen schauen können. Diese Verbindung von Gleichnis mit ganz bestimmten Angaben der Wirklichkeit macht dieses Evangelium so geheimnisvoll und rätselhaft. Jedenfalls ist auch es ein Zeugnis von der wunderbaren Gewalt, die der geschichtliche Christus auf empfängliche Herzen ausgeübt hat; denn nur einer, der vom geschichtlichen Christus ergriffen

worden war, konnte ein solches philosophisches Bild von seinem Herrn und Meister entwerfen. Insofern hat auch dieses Evangelium größte geschichtliche Bedeutung. Doch wenn wir Jesus nicht durch das Medium einer feinen tiefen und sehr eigenartigen Jüngerseele, sondern unmittelbar in seiner geschichtlichen Erscheinung erkennen wollen, dann sind wir ausschließlich auf die drei ersten Evangelien angewiesen. Mit ihrer Hülfe können wir freilich keine Lebensgeschichte Jesu im modernen Sinne schreiben, denn ihre Verfasser hatten es so gar nicht darauf angelegt die bloße Neugier zu befriedigen. Sie zeigen vom zeitlich irdischen Leben ihres Herren nur so viel, als ihnen nötig schien, um ihn als den wahren Messias ins rechte Licht zu stellen. Aber sie erzählen an der Hand einer durchaus getreuen zuverlässigen Ueberlieferung. Die beste Bürgschaft für ihre Treue liegt in diesen ihren Erzählungen selbst; denn kleine Geister können nicht aus sich — und würden sie auch all ihre Einbildungskraft aufbieten — eine Persönlichkeit von einzig großer, durch und durch ursprünglicher, innerer Herrlichkeit, von schöpferischer Geistesfülle erzeugen. Es spiegelt sich die Wirklichkeit in den Evangelisten ab, doch nicht wie in Forschern unserer Tage und unserer Heimat, sondern wie in Söhnen des Ostens aus längst vergangenen Jahrhunderten, in Menschen von inniger und sinniger Frömmigkeit und von jener merkwürdigen geistigen Eigenart, für die geistige und greifbare Lebensbilder oft unmerklich leise in einander übergehen und alles Außergewöhnliche in die unergründlichen Tiefen des göttlichen Waltens sich versenkt.

Die drei ersten Evangelien füllen in unsern gewöhnlichen Bibelausgaben nur etwa 50 Blätter. Wie gering ist ihr Umfang! Aber diese 50 Blätter bedeuten das teuerste Vermächtnis der Vergangenheit an alle kommenden Geschlechter, es leuchtet aus ihnen ein heiliger und be-

seligender Sonnenglanz, gegenüber welchem alle andern hohen Geisteswerke uns nur Mondlicht bieten. Keiner darf sich zu den Gebildeten zählen, der an dieser herrlichsten Urkunde der Menschheit achtlos vorübergeht. Einem jeden bringt es größten inneren Gewinn, wenn er nicht müde wird mit allen Kräften seines Geistes sich in sie zu vertiefen, ihren Inhalt zu ergründen und auf sich wirken zu lassen.



II.

Die Heimat.

Wenn wir versuchen das Leben Jesu Christi darzustellen, wollen wir uns bewußt bleiben, welche Wirkungen von diesem Leben ausgegangen sind. Wir wollen uns gegenwärtig halten, daß seit den Tagen Jesu Christi kein einziger Führer der Menschheit aufgetreten ist, den die unparteiische Geschichte diesem Einen an die Seite stellen würde, und daß in den Jahrtausenden vor ihm kein großer Geist sich gezeigt hat, der auf seiner Höhe stünde.

Wer mit der allgemeinen Religionsgeschichte vertraut ist, der wird den Ausspruch des edeln spanischen Weisen Canalejas bestätigen, daß alle Religionen auf Jesus Christus hin gravitieren. Wir können aber von Jesus Christus mit etwelchem Erfolge nur dann reden, wenn wir mit dem Wesen der Religion aus eigener Erfahrung vertraut sind. Was ist Religion? Ein Lied der Gottheit ohne Worte, ertönend im innersten Heiligtum der Menschenseele. Was ist Religion? Wir können es dir nicht sagen, wenn du es nicht selbst erlebt und empfunden hast. Was ist reine, selbstlose Liebe? Wir können es dir nicht schildern. Was ist Licht? Dem blind Geborenen können wir es nicht klar machen. Ja, was ist Religion? Lebensgemeinschaft des menschlichen Geistes mit Ihm, der über alle Schranken des Irdischen erhaben ist, dem Ewigen und Allgegenwärtigen, dem Allmächtigen und Heiligen, dem Urquell alles Guten, mit Ihm, dem Unbegreiflichen, dem Geheimnis

aller Geheimnisse, mit Ihm, von dem Paulus gesprochen: „Aus ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge.“ Wahrlich, es muß dem Denkenden einleuchten, daß, wenn dieses innerste Leben der Seele sich fundgeben und andern sich verständlich machen will, es nur in Gleichnissen geschehen kann. Wir werden aber diese Gleichnisse um so besser deuten können, je mehr wir eigenes, persönliches Verständnis für die mannigfaltigen Schwingungen und Regungen des religiösen Lebens besitzen. Wie kommt doch alles darauf an, welche Seele in den Worten lebt! Jesus Christus hat keine neuen Worte geschaffen. Wie oft braucht er die Ausdrücke „Vater“, „Reich Gottes“! Wahrlich es lag ihm dabei durchaus ferne durch Neuheit der Worte einen Eindruck machen zu wollen; aber er füllte die alte Form mit einem neuen Inhalt. Was bedeutet „Vater“? Welche Vorstellungen verbinden sich für uns mit diesem Ausdruck, welche Gefühle weckt er? Wie anders klingt er dem Kinde, das einen weisen gütigen Vater hat, und wie anders dem, das nur mit Schrecken an seinen Vater denken kann! Vor vielen Jahrtausenden schon flehten die indogermanischen Völker zum „Himmel-Vater“ (Dyaus-pitar); aber dürfen wir annehmen, daß ihr Himmel-Vater auch schon der himmlische Vater Jesu Christi gewesen, daß sie mit ihrem Namen den gleichen Reichtum von Majestät, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit und Gnade verbunden haben, den wir als Christen mit diesem Namen verbinden?

Auch Vorschriften für die Lebensführung, die ganz gleich lauten, können doch je nach ihrem Ursprung sehr Verschiedenes bedeuten. Der Chineser Confucius verkündete schon 500 Jahre vor Christus: „Alles was ihr wollt, daß euch die Menschen thun, das thut auch ihr ihnen.“ Gewiß niemand aus uns wird deshalb glauben, daß der trockene äußerst förmliche Lehrer aus dem „Reich der Mitte“ schon all die heilige, zarte, innige Liebe Jesu Christi gefordert

habe. In den Büchern, welche die Ägypter ihrem Gotte Tehuti zuschrieben und die ins fünfte Jahrtausend vor Christus hinauf reichen, wird im Namen Gottes gefordert: „Du sollst nicht töten, nicht stehlen, keinen Meineid schwören, das heilige Vieh auf der Weide nicht beunruhigen, keine verbotenen Fische essen, Niemanden weinen machen, die Opferspeise nicht selber essen.“ Kleines und Großes wird mit der ganz gleichen Wichtigkeit behandelt. Ist das Menschenleben genugsam beschützt, wenn ein Mord kein schrecklicheres Verbrechen ist als die Beunruhigung des Viehes, oder das Essen eines verbotenen Fisches? Das ist das wunderbar Große an dem Grundgesetze Israels, den zehn Geboten, daß sie nur das elementar Wichtige, das für ein menschenwürdiges Leben durchaus Unentbehrliche enthalten, nichts Kleinliches, nichts Vergängliches. Aber doch steht das alte Testament nicht auf der Höhe des neuen. Wohl heißt es einmal in den Büchern Moses: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst;“ aber gleich darauf: „Du sollst nicht zweierlei Garn zusammenweben“, als wäre die zweite Vorschrift so wichtig wie die erste. Weiter verkündet der Gesetzgeber im Namen Gottes: „Ihr sollt heilig sein; denn ich bin heilig“. Wie nahe verwandt scheint diese Forderung mit dem Worte Jesu: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Aber im alten Bunde wird die Heiligkeit darauf bezogen, daß Israel kein verbotenes Fleisch genieße, im neuen Bunde darauf, daß wir die Feinde lieben und die segnen sollen, die uns fluchen.

Wie oft schon hat man sich durch die Gleichheit der Worte täuschen lassen und die große Verschiedenheit ihrer Bedeutung nicht beachtet! Gerade auf dem Gebiete des sittlich-religiösen Lebens müssen wir, um uns vor grobem Irrtum zu bewahren, genau die Persönlichkeit ins Auge fassen, aus deren Munde wir ein großes Wort vernehmen;

denn Worte steigen und fallen in ihrem Werte je nach ihrem Ursprung. Wenn wir es nun mit Aussprüchen Jesu Christi zu thun haben, so wollen wir sie nicht behandeln, als wenn sie unserm Geiste entstammt wären, sondern keinen Augenblick vergessen, daß sie Kundgebungen des Geistigsten, Heiligsten, Gottinnigsten sind. Bei ihm bekommt alles einen höheren Sinn. Alles wird innerlicher, freier, feiner, tiefer, durch alles zieht ein Hauch der Ewigkeit. Je länger wir über seine Worte nachdenken, desto deutlicher fühlen wir, daß sie nur Gleichnisse sind, hinter denen ein unabsehbarer Reichtum großer schöpferischer Gedanken verborgen ist. Um Christus zu verstehen, dürfen wir ihn nicht als zu ebener Erde behandeln, wir müssen zu ihm emporsehen. Demütiger und dankbarer Liebe wird sich sein Wesen immer tiefer erschließen; aber von der Fülle seines Geistes vermögen wir auch dann nur so viel zu erfassen, als unserer bescheidenen Fassungskraft gegeben ist, und gerade die ernstesten Forscher werden gerne bekennen, daß er auf dem Gebiete des innersten Geisteslebens in unerreichbarer Höhe über ihnen steht.

Indem ich nun versuche, die schwierigste und zugleich herrlichste Aufgabe zu lösen, das Leben Jesu Christi in seinen Grundzügen zu deuten, möchte ich Sie, verehrte Versammlung, um Ihre Mitwirkung bitten.

Wenn sich beim Anhören meiner Vorträge Bedenken in Ihnen regen, Einwürfe, Fragen, die ich nicht beantwortet habe, sich Ihnen aufdrängen, wenn Sie irgendwelche Beweise, die ich darbringen werde, nicht für beweiskräftig genug halten, so mögen Sie mir dies mit aller rückhaltlosen Offenheit mitteilen. Ihre Bedenken, wo möglich, zu widerlegen, Ihre Fragen zu beantworten, meine Beweise auf Ihre Einwürfe hin überzeugender zu gestalten, wird mir zu ganz besonderer Freude gereichen und meinen Vorträgen einen vermehrten Segen schaffen.

Je höher die Warte ist, auf der wir stehen, je weiter der Horizont des geistigen Lebens, den wir umfassen, desto klarer vermögen wir die Bedeutung Jesu Christi für die gesamte Menschheit zu erkennen, desto deutlicher zu erkennen, was ihn mit uns allen verbindet, und was ihm ureigen ist. Aber vor allem thut es not, wenn wir ihn begreifen wollen, daß wir mit seiner geistigen, wie mit seiner äußern Heimat uns vertraut machen, das heißt, wir müssen ein tieferes Verständniß des alten Testaments zu gewinnen suchen, und eine möglichst getreue Anschauung von seinem Vaterlande und dessen geschichtlichen Verhältnissen uns aneignen.

Lasset uns mit dem Einfachsten beginnen, indem wir ein Bild seiner äußern Heimat entwerfen. Drüben im fernen Südosten liegt sie, in jenem sonnenreichen Lande, wo hinter den Sanddünen des Meeresstrandes schwächliche Palmen ihr schwankes Blätterhaupt in der Morgenluft schaukeln, in jenem Lande, wo in milden Küstenebenen die Goldorange glüht, wie am italienischen Gestade, wo in Hochthälern Feigenbäume mit Weinreben eng verschlungen fühlen Schatten dem Müden spenden, wo weitausgebreitete Delbaumhaine mit bescheidenen Farben die Nähe von Dörfern verkünden, wo einsame hoch ragende Eichen und Terebinthen andächtige Bewunderung bei Bauern und Hirten wecken und niederes Dornestrüpp weithin an den Berglehnen der Sonnenglut troht, die unbarmherzig alle zarteren Gebilde der Flora versengt. Zwar überkommt den nordischen Wanderer leicht ein Gefühl der Enttäuschung, wenn er zum ersten Male einer biblischen Landschaft ansichtig wird. In Grün ist die nordische Heimat gekleidet bis hinauf zum obersten Bergesaum; aber die Heimat der Bibel entbehrt den Schmuck frischer Wälder und Wiesen. „Ist dieß das Land,“ möchte er rufen, „wo Milch und Honig fließt?“ Wie vom Hauch des Todes scheint es berührt. Und wenn die kahlen Berge wenigstens nur durch malerische Form

sich auszeichneten wie die von Griechenland! Doch nein, in plumpen Ruppen, in einförmigen Wällen sind die Felsmassen gelagert. Schwerfällig, alltäglich erscheint diese Landschaft, nur die Steppenbewohner entzückend, die hart an der Grenze des Lebens ärmlich sich durchschlagen. Aber wenn auch die Heimat Jesu weder durch besondere Anmut noch durch Fülle des Pflanzenlebens unser Auge erfreut, so gewinnt sie doch unter dem dunkeln Blau des Himmels, unter dem Reichtum goldenen Lichtes, bei der wunderbaren Reinheit der Luft durch Farbenstimmung eine Schönheit, die nicht nur der dankbare Sohn der Heimat, sondern auch der empfängliche Fremdling tief ergriffen genießt. Wer in der Morgenfrühe oder gegen Sonnenuntergang sinnenden Geistes den Eindrücken der Natur auf den Bergen Judas oder Galiläas sich hingeeben, dem wird ein unauslöschliches Andenken daran bleiben. Wie mit Gold scheinen die Berge überflutet und scharf heben sich alle Linien der Landschaft vom reinen Blau des Himmels ab! Mit der Farbenpracht der Natur mischt sich der Reiz großer Erinnerungen, der wie unennbarer Duft Berge und Thal einhüllt. Bilder ferner Vergangenheit ziehen an der Seele vorüber, Bilder von vollendeter Deutlichkeit und Frische, weil hier nicht bloß die ewig junge Natur im Wandel der Zeiten wandellos geblieben ist, sondern auch die rührend bescheidene Form des alltäglichen Menschenlebens.

In Nazaret ist Jesus Christus aufgewachsen, einem kleinen Dorfe im Hügelland des südlichen Galiläa. Nazaret, oder, wie man auch sagen könnte, Nazara, einst ein stilles, der Welt unbekanntes Dorf, liegt am Nordwestabhang einer Thalmulde, die nur durch einen schmalen Ausgang ihre Regenwasser der Niederung zusendet. Keine Heerstraße führte über dieses abgeschlossene Gelände, und ein genügsames Bauernvölklein konnte hier fern vom Weltgetümmel Erfüllung bescheidener Lebenswünsche finden. Der Reiz

des Idyllischen, Friedlichen, Welteinsamen ist über dieses kleine Thal ausgegossen. Eine einzige, aber reiche Quelle tritt unterhalb des Dorfes zu Tage. Hier sammeln sich am Abend Frauen und Jungfrauen, um Wasser zu schöpfen, hier löschen aus Tränkrinnen Schafe und Ziegen ihren Durst. Hier spielen die Kinder, wenn die Sonne sich hinter die westlichen Hügel verbirgt. Hier kommt Alles zur Sprache, was in Freude und Leid, in Freundschaft und Feindschaft, in Erinnerung und Hoffnung ein kleines abgelegenes Dorf bewegt. Wie einfach gestaltet sich in solchen Verhältnissen das ganze Leben, wie bedeutsam wird da auch das Kleine! Es erscheint nicht zu arm und zu gering, um auch mit dem Größten verbunden zu werden. Der Verlust eines Denars (circa 1 Franken) ist ein Ereignis, das Backen von drei Viertel Mehl ein wichtiges Unternehmen, das Lämpchen, das auf einem aus der Wand hervorragenden Steine tront und spärlich die ganze Hütte, einen einzigen Raum, erleuchtet, wird der Sonne, dem Lichte des Weltalles, verglichen. Gewiß ist es von Wichtigkeit, daß Jesus nicht im Lärm der Gassen Jerusalems aufwuchs, daß er das wüste Treiben ehrgeiziger und habgieriger Priester an heiliger Stätte nicht sah, daß für sein jugendliches Empfinden ein himmlischer Glanz über die Stadt „des großen Königs“ ausgegossen war, daß ländliche Stille und Einfachheit ihn umgaben und ungehemmt die Natur mit ihrer Majestät und Anmut, mit ihren mannigfaltigen Zeugnissen von Gottes Weisheit und Güte auf sein empfängliches Gemüt wirkte. So beschränkt im Thal Nazaret der Ausblick ist, so großartig auf dem Bergesrücken über dem Dorfe. Nach Westen schweift dort oben der Blick über niedriges Hügelland hinaus zum Meer, auf dessen tiefblaue Flut der Abendhimmel sich absenkt, wie mit einem goldenen Reif sie umschließend. Südwärts von Nazarets Höhen breitet sich die große Ebene Jesreel aus. Im Frühling schimmert sie mit ihren großen Wiesen und

reichen Saaten wie ein grüner Landsee zwischen düster gelben Bergen empor. Döstlich gegenüber erhebt sich die Pyramide des Tabor, mit spärlichem Wald bewachsen wie der Karmel, der im Südwesten wallartig sich hinstreckt und seine weit vorgeschobenen Massen ins Meer eintaucht. Am Morgenhorizonte jenseits des Jordans zeigen sich die Berge Gileads. An ihren hohen Stirnen schlagen sich die Meeresdünste nieder um „ewige Bäche“ zu speisen und mit Waldesschatten die westlichen Abhänge zu decken. Dort grenzen Leben und Tod sich ab; denn hinter Gilead breitet sich in uferlose Ferne die arabische Wüste aus. Nordwärts steigen über dem Hügelland des untern Galiläa die Bergketten des obern hinter einander empor und am Himmelsaum grenzen sich nach jener Richtung die majestätischen Massen des Libanon und des Hermon ab. Als einsame Bergwiese, von feinen Häusern überbaut, zeigt sich heute noch der Hügelrücken von Nazaret, und nichts hindert dort oben den Wanderer längst vergangener Zeiten zu gedenken. Das darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß Jesus sehr oft in der Morgenfrühe und in der Abendstille auf diese Höhe sich zurückgezogen; denn auch später noch betete er am Liebsten in der Dämmerung auf einsamer Bergeshöhe. Hier war er allein mit Gott, hier verlebte er die heiligsten Stunden in der Zeit seiner Vorbereitung, hier bekam seine Freudenbotschaft, mit der er einen neuen Gottestag für die Menschheit einleitete, ihre Fülle und Gestalt. Nicht in einer eng umschlossenen Klosterzelle ist der Gottinnigste für seine Mission herangereift, sondern unter freiem Himmel; darum haftet auch seiner Sprache gleichsam Waldgeruch an. Weil er sein Gefühl in die heimatliche Flur versenkte, hat diese für uns einen besonderen Wert. Noch ist sie im Frühling mit dem gleichen Blumentepich geschmückt wie einst, noch glänzt der Morgentau in den Anemonen und Cyklamen, den Hyazinthen und Lilien wie ehemals.

Die ewige Jugend des Evangeliums bleibt mit der ewigen Jugend der Natur aufs Innigste verbunden. Doch nicht das Land allein, sondern erst Land und Volk zusammen machen den Heimatbegriff aus. Jesus gehört seiner Abstammung nach dem Volke Israel an; das gereicht diesem Volke zum unsterblichen Ruhme; denn es darf sagen: „Er ist unser, er hat unsere geistige Eigenart in edelster Weise entfaltet, er ist von unseren Erinnerungen und Hoffnungen gesättigt, er hat auch uns vor allen anderen Nationen geliebt. Uns voraus gelten seine Kämpfe, seine Thränen, sein Leiden und Sterben. Unsere Väter haben ihn nicht ganz verstanden, ja sein Höchstes blieb ihnen verborgen; aber seine Wesenverwandtschaft mit unseren Propheten haben sie, wie die Evangelien bezeugen, vollauf erkannt. Er ist unser.“ Leicht können wir in der Frömmigkeit, die Jesus als urbildlich uns vor Augen führt, die Grundzüge israelitischer Gottinnigkeit wieder erkennen, das Gefühl unbedingter Abhängigkeit von der göttlichen Allmacht, das rückhaltlose Vertrauen auf seine Weisheit und Güte, den gewaltigen sittlichen Ernst, die tiefe mächtige Sehnsucht nach Gott, ohne den der Mensch arm und elend, mit dem er unendlich reich ist. Die Semiten, zu denen ja auch die Israeliten gehören, haben die unbegreiflich hohe Majestät Gottes und die Schwachheit des Menschen tiefer und nachhaltiger empfunden als die Indogermanen, und sich von Anwandlungen zum Trotz gegen Gott oder zur Gottlosigkeit im Laufe der Zeit viel freier gehalten als diese. Indogermanen wie die Inder und Perser konnten sich einbilden, daß Gott der Menschen bedürfe, oder daß diese zum Mindesten sich selbst genug seien; aber die Semiten nannten Gott El „den Starken“, den Menschen Enosch „den Schwachen“. In Israel fand semitisches Gottesbewußtsein seinen erhabensten Ausdruck. Israels Glaube wurde durch die geschichtliche Erfahrung auf die härteste Probe gesetzt, und oft hatten

seine besten Söhne mit schmerzlichsten Zweifeln zu ringen, wie wir aus dem Lehrgedichte Hiob wissen, wie es uns der Prophet Jeremias selbst erzählt. Aber die Trümmer Jerusalems konnten Israels Frömmigkeit nicht zerschmettern, den Verlust der Heimat das Heimweh nach Gott nicht auflösen. Das Volk Israel hat ja gewiß auch infolge eigener Schuld sehr viel leiden müssen; aber Bewunderung verdient, wie es seine Nationalität unter den furchtbarsten Heimfuchungen behauptet hat, während so viele andere mächtigere Völker längst ins Grab gesunken sind. Indem es sich mit all seiner Kraft an den Glauben der Väter anflammerte, konnte es die Stürme der Jahrtausende überdauern. Mögen die Griechen durch ihre Kunst und Wissenschaft sich unsterblichen Ruhm erworben haben, mögen wir die Römer wegen ihrer staatsbildenden Weisheit bewundern, Israels Größe liegt in seiner Lebensgemeinschaft mit Gott. Damit übertrifft es weit alle anderen Völker des Altertums. Es entspricht demnach ganz dem göttlichen Weltplane, daß der, welcher der Menschheit den innersten Frieden mit Gott geben sollte, dem Volke von höchster religiöser Begabung und Leistung angehört.

Der Vater Jesu stammte, wie uns dies der Apostel Paulus ausdrücklich bezeugt, aus dem Königshause Davids. Es darf uns nicht befremden einen Sprossen aus diesem erlauchten Geschlecht als Handwerker in einem abgelegenen Dorfe Galiläas zu finden. Ums Jahr 500 v. Chr. verloren sich die letzten öffentlichen Spuren der Königsfamilie, die ein halbes Jahrtausend den Thron in Jerusalem behauptet hatte. Hohe Priester drängten sie in das Dunkel des Privatlebens zurück, nachdem der Davidide Serubabel, noch einmal im vollen Glanze des alten Namens aufleuchtend, selbst mit dem Messiasruf vom sehnennden Volke begrüßt worden war. Das Geschlecht Davids scheint sehr kinderreich gewesen zu sein, wird uns doch berichtet, daß der König

Rehabeam 28 Söhne, sein Sohn Abija deren 22 gehabt habe. Um so eher konnte es sich in einzelnen Zweigen erhalten; aber gewiß haben auch die dürftigsten Nachkommen ihres ruhmreichen Ursprunges nie vergessen und hat bei dem strengen Familiensinn des Volkes nicht so leicht ein Unberechtigter für einen Königsenkel sich auszugeben vermocht. Wie viele Stürme auch seit 500 v. Chr. bis zu den Tagen Jesu Christi über das Judentum gekommen waren, so hatte es doch ununterbrochen im Lande der Väter wohnen und teure Ueberlieferungen pflegen können.

Die Seele des jüdischen Volkes krankte längst an einem tieftragischen Widerspruch. Es war sich bewußt Gott am nächsten zu stehen, ja allein unter allen Völkern seine Herrlichkeit zu kennen und zu ehren. Aber was doch seinem innersten Wesen nach Gemeingut der gesamten Menschheit werden sollte, die Anbetung des lebendigen Gottes im Geiste, das nahm es als nationales Vorrecht für sich in Anspruch und bildete sich ein, daß der ganze Weltplan Gottes, der ganze Aufgang des Lebens in der Entfaltung seiner nationalen Macht und Größe sich vollende. Die weite Welt ist schließlich nur um Israels willen da, alles Andere ist nur Mittel zu diesem Zweck. Darum gebührt dem Volk Israel die Herrschaft über alle Völker, und Jerusalem soll die erste Stadt der Erde werden. Die Könige der Heiden sollen den geringsten Söhnen Israels die Füße küssen, und die reichsten Nationen es als eine Gunst ansehen ihre Schätze nach der Davidstadt bringen zu dürfen. Kühnes jüdisches Hoffen mußte von keinen Schranken. Der Prophet, der Judas Heimkehr aus der Verbannung von Babel weissagte, hoffte, daß sich für die Heimkehrenden die Wüste in ein Paradies verwandeln und die zertrümmerte heilige Stadt mit goldenen Mauern wieder erstehen werde. Die Heimkehr vollzog sich durch die Gnade des Perserkönigs Cyrus; aber wie wenig entsprach die graue arm-

selige Wirklichkeit den goldenen Träumen! Mühsam fristeten die Heimgekehrten jahrzehntelang ein kümmerliches Leben! Doch die grausamste Enttäuschung konnte die glühende Hoffnung nicht auslöschen. Je weniger die bestehenden Verhältnisse den prophetischen Zukunftsbildern entsprachen, desto glänzender, überschwänglicher malte der religiöse Patriotismus die kommende Zeit sich aus. Je düsterer die Gegenwart aussah, desto heller leuchtete am Abendhorizont der goldene Streif, der einen neuen herrlichen Gottestag ahnen ließ. Das Perserreich stürzte zusammen, aber der Tag kam nicht; gewaltige Griechenreiche giengen unter, aber Jsrael blieb das arme geringe Volk. Wohl rettete ihm noch einmal das Heldengeschlecht der Makkabäer für kurze Zeit die politische Freiheit; aber durch die Frevel desselben Geschlechtes geriet es unter die drückendste Herrschaft, unter die römische Gewalt. Aus kleinen Anfängen hatte sich Rom emporgeschwungen. Was dem jüdischen Volke sein nationaler Gott fortwährend vorenthielt, das hatte Roms Gott, Juppiter optimus maximus, der Stadt an der Tiber gegeben, die Herrschaft über alle Länder am Mittelmeer. Auch Jahwes Panier hatte sich vor dem römischen Adler beugen müssen. Mit hartem Stolz blickten die Römer auf die übrigen Nationen, die ihnen zu Füßen lagen, hinunter. Zumal die Völkerwelt des Ostens schien den Römern wie zur Knechtschaft geboren, und sie hatten keine Ahnung, daß in dem Juden, der als demüthiger Hausierer auf den Hintertreppen römischer Häuser Schwefelfaden verkaufte, der allergrößte Nationalstolz sich verbarg. Solchen trauten sie noch eher den germanischen Gefangenen zu, die in strammer Haltung dem Triumphwagen eines siegreichen Feldherren voranschritten. Zwar maß der Jude nicht Königsflitter an den Bergen seiner Heimat wie der schweizerische Dichter; aber er maß die Macht des Gottes, der den römischen Staat darstellte, an der Majestät seines

Gottes, der einst einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird. Nur Geduld, von heute auf Morgen kann sich Alles wenden. Die Kaiserstadt sinkt in den Staub wie Babel und Ninive; doch über Jerusalem wird ein ewiges Licht strahlen, und durch seine goldenen Gassen werden Bäche klaren Wassers strömen. Der Krieg wird aufhören, der längst verlorene Frieden in die Natur wiederkehren, die Menschen werden der Bäume Alter erreichen, und einer noch ein Jüngling heißen, wenn er hundert Jahre alt geworden. Israels Kinder, die mit Thränen gesäet haben, werden mit Freuden ernten. Aber warum zögert Gott, warum geht ein frommes Geschlecht nach dem andern dahin, ohne den großen Tag geschaut zu haben. Schon der Prophet Ezechiel suchte die Zagenden zu beruhigen, indem er verkündete, daß die Gerechten von den Toten auferstehen werden, um an Heil und Freude der Endzeit teilzunehmen. Doch die bange Frage kehrte wieder: Warum zögert Gott? Warum sendet er den Messias nicht, den „Gesalbten“ (griechisch Christos) aus Davids Haus, durch den er seine Verheißungen erfüllen will? Die Lehrer des Volkes gaben zur Antwort: Gottes Volk ist noch nicht gerecht genug; seine Sünden halten die Erfüllung der göttlichen Verheißungen auf. Demnach wurde es zur höchsten patriotischen Pflicht nach Gerechtigkeit zu streben. Was heißt aber gerecht sein? Dem Gesetze gemäß leben, das Gott durch Moses seinem Volke kund gethan. Und man muß zugestehen: Nie hat sich ein Volk um „Gerechtigkeit“ so heiß bemüht, wie das jüdische zur Zeit Jesu Christi. Freilich Gerechtigkeit im Sinne der breitesten Schichten des Volkes bedeutete vor Allem aus Wahrung der nationalen Sitte in Leben und Gottesdienst. Zwischen Juden und Heiden that sich eine unübererschreitbare Kluft auf. Nur wer ganz dem Gesetze sich verpflichtete, durfte auf das künftige Heil hoffen. Wie genau wurden die Ge-

bote für die Speisen, für Waschungen und Sabbatsheiligung beobachtet! Wie pünktlich zwei Mal jeden Tag der Spruch hergesagt: „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einziger Herr und du sollst den Herren, deinen Gott lieben von deinem ganzen Herzen und von deiner ganzen Seele und von deinem ganzen Vermögen.“ Und als arge Sünde hätte es gegolten, wenn nicht Männer, Frauen und Kinder morgens, nachmittags und abends die 18 Danksgungen gebetet hätten, die mit den Worten begannen: „Gelobet seist du Herr, unser Gott und Gott unserer Väter, Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, großer, mächtiger und furchtbarer Gott, allerhöchster Gott, der du spendest reiche Gnade und schaffest alle Dinge und gedenkest der Gnadenverheißungen der Väter und bringest einen Erlöser ihren Kindeskindern um deines Namens Willen aus Liebe!“ Wie inbrünstig flehten Tausende Tag um Tag: „Es komme dein Reich“, das Reich der Erlösung, das Reich der höchsten Herrlichkeit.

Gesetzlich war man nur am Versöhnungstag zum Fasten verpflichtet; aber die eifrigsten Patrioten fasteten jede Woche Montag und Donnerstag aus Traurigkeit über die Sünden des Volkes, welche die düstere Zeit der Erwartung verlängerten, und in der Hoffnung, daß Gott um solch freiwilligen Fastens willen mit seinen gedrückten und verachteten Knechten Mitleid haben und all ihrer Not ein Ende machen werde. Allerdings auf die Gesinnung wurde bei diesen frommen Uebungen kein besonderer Wert gelegt; genug, wenn nur ein strammer militärischer Gehorsam den heiligen Reglementen geleistet wurde. Ein unbefangener Zeuge, der Apostel Paulus, giebt den Juden damaliger Zeit das Zeugnis, daß sie eiferten für Gott, nur nicht mit Einsicht. Doch bei alldem blieben die Verhältnisse sich gleich; die stolzen kalten Römer behaupteten ihre Herrschaft, und Israel mußte es sich gefallen lassen als eines der ver-

achtetesten Völker zu gelten. Wie unglücklich fühlte sich das Volk, wie schwer ertrug es fremdes Joch, wie schmerzlich aufgeregt war es durch kühne Hoffnungen, die sich doch nie erfüllen wollten!

Schon in früheren Jahrhunderten bestand für Israel die Gefahr, sich mit einem nur äußerlichen Gottesdienst zu begnügen, den frommen Schein zu wahren, das Herz aber den wilden Trieben zu überlassen, und über nationalen Besonderheiten die ewigen allgemeinen Forderungen der sittlichen Weltordnung zu vergessen. Dieser Gefahr waren die Propheten, diese unübertrefflichen Vorbilder weiser und heiliger Vaterlandsliebe, mit bewunderungswürdigem Mute entgentreten. Sie stellten in ihren Forderungen durchaus das allgemein Menschliche voran, sie predigten eine Moral, die überall und zu aller Zeit Würde und Hoheit des menschlichen Lebens bedingt. Fast modern klingt der Ausspruch des Propheten Micha: „Es ist dir, o Mensch angezeigt worden, was gut sei und was Jahwe von dir fordere, nämlich thun, was recht ist, die Gütthätigkeit lieben und demütig wandeln vor deinem Gott“. „Barmherzigkeit besser als Opfer“ ruft Hosea, „Zerreiße eure Herzen und nicht euere Kleider“, Joel. Einmütig verlangen die Propheten: Gerechtigkeit, Erbarmen, ein reines Herz, einen neuen Geist. Daher kann es uns nicht überraschen, wenn sich in Israel auch reine Frömmigkeit forterbte, die auf die allgemein menschlichen Tugenden den entscheidenden Wert legte, vor Gott sich nicht auf nationale Ansprüche versteifte, sondern in unmittelbarer, schlichter und warmer Lebensgemeinschaft mit ihm seine Züchtigung und seinen Frieden erfuhr. Zeugnisse dieser den ewig gleichen Bedürfnissen des Menschenherzens entsprechenden Frömmigkeit finden sich zahlreich in den Psalmen, den Spruchwörtern, dem Gedichte Hiob, diesen so überaus geistvollen Lehrschriften des alten Testaments. Weniger in den Städten, als draußen auf den Dörfern

lebten auch zu Christi Zeit viele „Stille im Lande“, bescheidene demütige Leute, tief und innig, aber nicht mit fiebriger Ungeduld auf das Heil Israels hoffend, horchend den heiligen Stimmen der Väter, aber auch aufgeschlossen für alle sich stets erneuernden Offenbarungen göttlicher Weisheit in der Natur, göttlicher Gnade und Treue im Menschenleben. Zu ihnen haben sonder Zweifel auch die Eltern und Geschwister Jesu gehört.

Wenn wir die Geschichte Israels überdenken, seiner großen Hoffnungen uns erinnern, in seine Propheten und Dichter uns vertiefen, ja all das unsterblich Große und und Herrliche, was das alte Testament dem empfänglichen Geiste bietet, auf uns wirken lassen, dann werden wir erkennen, daß der Königsohn, der in Nazareth aufwuchs, sehr enge mit seinem Volk verbunden ist und Israels ureigenes Wesen sich in ihm in edelster Gestalt wieder spiegelt.

Doch die evangelische Ueberlieferung erzählt noch Größeres von ihm, sie weist ihm mehr als königlichen Ursprung zu, aus der himmlischen Heimat sei er ohne menschlichen Vater eingetreten in diese Erdenwelt, er sei geboren aus Maria, der Jungfrau. Wir berühren hier eine Frage von heiliger Zartheit. Roher Sinn hat sich nicht gescheut, sie in den Staub zu ziehen, und noch in unserer Zeit Verleumdungen, die altem, wildem Glaubenshaß entstammten, als geschichtliche Thatfachen zu verkünden. Um so mehr ist es unsere Pflicht, daß wir zu dieser Frage Stellung nehmen. Warum haben die Christen, noch ehe das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschlossen war, entgegen der ältesten durch Paulus verbürgten Ueberlieferung den Glaubenssatz aufgestellt: „Unser Herr Jesus Christus hat keinen irdischen Vater gehabt,“ und warum ist dieser Glaubenssatz der großen Mehrheit der Christen durch alle Jahrhunderte bis auf heute teuer geblieben? Steht er ganz einzig da in der

Geschichte der Religion, oder finden sich anderwärts wenigstens äußerlich verwandte Vorstellungen?

Wenn wir die allgemeine Religionsgeschichte darüber befragen, so weist sie uns zunächst auf ein merkwürdiges Denkmal hin, das sich in Theben, der Hauptstadt des alten Aegyptens, erhalten hat. Dieses steinerne Denkmal berichtet uns durch Bild und Wort, Tehuti, der Bote der Götter, sei im Auftrage des höchsten Gottes Ra-Amun zur jungfräulichen Königin Mautmes gekommen, um ihr zu offenbaren, daß sie von Ra-Amun einen Sohn empfangen werde. Mautmes, die gottbegnadigte Jungfrau, ist eine in der ägyptischen Geschichte wohlbekannte Persönlichkeit, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr. gelebt hat. Als sie den göttlichen Sohn geboren habe, da seien nicht nur menschliche Priester, sondern auch Götter gekommen, um das neugeborne Kind zu verehren. Es empfieng den Namen Amenophis und wuchs unter dem Glauben heran, ein Sohn Gottes zu sein. Doch wir besitzen viele Urkunden dafür, daß auch andere ägyptische Könige sich für Söhne des höchsten Gottes hielten und oft mit einer rührenden kindlichen Wärme und Traulichkeit zu ihm beteten. In der größten Bedrängnis während der Schlacht rief einst der König Ramses II. zu Ra-Amun: „Bist du ein Vater, der seinen Sohn vergißt? Siehe mich, mein Vater, inmitten der Feinde ganz allein. Aber du bist mir mehr wert als viele Tausende von Soldaten. Selig der, welcher mit einem Herzen voll Liebe dir dient“.

Aus Indien wird uns erzählt: Als im Himmel der Freuden Maitreya, der Barmherzige, weilte, habe ihn eines Tages tiefes Mitleid mit den Schmerzen der Menschheit ergriffen, und er habe den Göttern angekündigt, er wolle Mensch werden, um die Menschheit zu erlösen, er wolle Buddha werden. Auf diese Ankündigung sei ein Freudengeschrei durch alle Himmel gegangen, habe die Erde erfüllt,

ja sei bis zur Hölle hinuntergedrungen. Die jungfräuliche Königin Maja Dewi im Gangesland, habe darauf ein Kind geboren, das keinen irdischen Vater hatte, ein wunderbares Kind, dessen Gestalt keinen Schatten warf. Wie das Kind geboren war, ertönten wiederum vom Himmel her majestätische Freudenklänge, alle himmlischen Wesen sangen Jubellieder, und ein Gefühl seliger Freude durchdrang für einen Augenblick alle lebenden Wesen. Ein uralter Einsiedler, Namens Asita, stieg vom Himalaya hernieder um dem Könige Suddhodana anzukünden, daß seine Gattin den Welterlöser geboren habe. Maja Dewi aber war als Mutter eines Gottes zu hochbegnadigt, als daß sie noch hätte Mutter gewöhnlicher Kinder werden können. Sie starb drei Tage nach der Geburt des Wunderkindes.

Woher kamen Menschen ganz verschiedenen Stammes und verschiedener Bildung zu solchen Anschauungen? Es muß eine innere zwingende Notwendigkeit dazu vorgelegen haben, sonst hätten diese nicht so tiefe Wurzeln fassen und durch Jahrtausende hin sich behaupten können. Mit der Annahme einer rein willkürlichen kindischen Einbildung vermag man derartige Erscheinungen nicht zu erklären. Die richtige Antwort geben uns die Gläubigen selbst, wenn wir mit ihrem innern Leben vertraut geworden sind. Sie lautet: Wir vermögen das Rätsel der von uns aufs höchste verehrten Persönlichkeiten nicht zu lösen, auch wenn wir aufs genaueste ihre Umgebung, ihre Zeitgeschichte kennen, sie haben neue schöpferische Thaten gethan, nach denen die Menschheit sich sehnte, die sie aber aus ihrer eigenen Kraft nie leisten konnte.

Was Christus zu Christus macht, zum Stifter eines neuen Gottesbundes, zum größten Wohlthäter der Menschen, zum Erlöser der bedrängten Seelen, das danken wir nicht dem Joseph, nicht der Maria, nicht dem königlichen Hause Davids, nicht dem Volke Israels, sondern wir müssen hier,

wenn wir es mit der Wissenschaft ernst meinen, ein schöpferisches göttliches Geheimnis anerkennen. Es giebt tiefste Geheimnisse, welche menschlicher Scharfsinn nie durchdringen wird. Wer kann den Beginn des Lebens auf der einst toten Erde erkennen? Und wenn es auch gelänge, im Sinne Darwins alle Wandlungen der Pflanzen- und Tierwelt aufzuzeigen, wer vermag das Erscheinen des Menschen zu begreifen? Wie wurde es möglich, daß auf einmal ein Wesen austrat, das zwar leiblich mit den Tieren aufs engste verwandt und doch innerlich etwas so ganz Anderes ist? Woher kommt das Selbstbewußtsein, woher das durch alle Völker gehende Gefühl einem höheren Gesetze verpflichtet zu sein, woher der Idealismus, der im Menschen eine heilige Unzufriedenheit weckt und ihn drängt, unter tausend Schmerzen und Kämpfen immer höhere Ziele zu erstreben? Unbefangene wissenschaftliche Betrachtung der Welt führt uns zur Erkenntnis eines göttlichen Weltplanes, der sich im Laufe der Jahrtausende verwirklicht. Nach diesem Plane schreitet das Leben von Stufe zu Stufe empor. Langsam aber unaufhaltsam muß alles reifen und, wenn die Zeit erfüllt ist, seine Frucht tragen. Unzählige Faktoren müssen zusammenwirken, damit ein neues Großes erscheinen könne; aber dieses Große selbst ist ein Geheimnis, es läßt sich aus dem Bisherigen nicht erklären. In diesem Sinne ist Jesus Christus das größte Geheimnis. Wir können sehr deutlich nachweisen, wie die ganze geistige Bewegung der Menschheit von Anfang an auf ihn vorbereitete, wie er erschien, als die Zeit erfüllt war, wie er mitten im weltgeschichtlichen Zusammenhange steht. Besser als je vermögen wir die geistigen Mächte aufzuzeigen, die auf die Entfaltung seines Geistes einwirkten. Aber ihn selbst können wir nicht begreifen. Welch ein Schmerz war es einst für ihn, daß weder die Mutter noch die Geschwister ihn verstanden, sondern seine geistige Größe als Ueberspanntheit deuteten! Wie

fremd, wie einzig artig zeigt er sich mitten unter den Seinen, unter seinem Volk, seiner Zeit! Alle tiefere eindringendere Forschung seiner Zeitgeschichte vermehrt den Eindruck des Geheimnisvollen seiner ganzen Persönlichkeit. Ihn zeichnet ein Selbstbewußtsein sondergleichen aus. Er weiß, daß er Gott am nächsten steht, daß er die größte Mission von ihm empfangen hat, er weiß sich Gottes Sohn inmitten einer Welt von Knechten. Durchdrungen von solcher Gewißheit tritt er auf mit souveräner Gewalt, Könige und Propheten in seinem Geleit, spricht er doch zu seinen Jüngern: „Könige haben begehrt zu sehen, was ihr sehet und Propheten zu hören, was ihr höret“. Doch das Bewußtsein höchster Würde kleidet er in die bescheidenste Form. Er nennt sich Menschensohn, das heißt einfach Mensch.

Schon der Prophet Ezechiel wurde von Gott als Menschensohn angeredet, und der Prophet Daniel vergleicht das Gottesreich, in dem Gerechtigkeit und Liebe herrschen werden, einem Menschensohn im Unterschied zu den Weltreichen, in denen die tierischen Gewalten der Selbstsucht und des Hasses regierten, und die ihm daher in den Sinnbildern eines Löwen, Bären, Pardels und eines Ungetüms mit eisernen Zähnen sich darstellten. Aber nicht an die alten Propheten lehnte sich Jesus bei dieser Bezeichnung an, sondern gegenüber allen Titeln und Auszeichnungen, mit denen die Menschen prunken, greift er zum einfachsten Namen, um ihn mit einem neuen großen Inhalt zu erfüllen. Gerade in den feierlichsten Augenblicken gebrauchte er von sich den Ausdruck Menschensohn, er wollte damit andeuten, daß der Name Mensch herrlich genug ist, um das Höchste in sich zu fassen. Als Menschen sind wir Bürger einer höheren Heimat, als Menschen sind wir Kinder Gottes, als Menschen geschaffen nach seinem Ebenbild.



III.

Jugend und Vorbereitung Jesu.

Wer hat nicht schon an einem hellen Sommermorgen, ehe noch die Sonne über die Berge gestiegen, den östlichen Horizont beobachtet, wie dann manchmal neben den schroffen Felsenzinnen Wolken in Massen zusammengeballt sind, so dicht, daß, wenn wir nicht genau hinsehen, wir diese Wolkengebilde ebenfalls für Berge halten? Steigt dann die Sonne auf und berührt mit ihren ersten Strahlen den Horizont, so werden Felsen und Wolken zu einem untrennbaren leuchtenden Bilde mit einander verschmolzen. An diesen Naturvorgang möchte ich erinnern bei der Frage nach den ersten Tagen des Lebens Jesu Christi. Was wissen wir darüber? Nur so viel, daß auch er arm und gering, hülflos und schwach zur Erde gekommen ist, daß die damalige große Welt nicht die geringste Ahnung hatte von der Bedeutung dieses Kindes, das in armer Hütte geboren ward. Doch, was die Menschheit nicht weiß, das weiß der, der seine ewigen Gedanken im Lauf der Jahrtausende verwirklicht, das weiß der allwissende Gott: er kennt dieses Kind, er kennt seine Zukunft, er weiß, daß er es bestimmt hat zum Segen aller kommenden Jahrtausende. Aber während wir diese Wahrheit in einfachster Sprache verkünden, hat morgenländischer Geist das Bedürfnis, den gleichen Gedanken in viel schwungvolleren Formen mitzuteilen. Den Gedanken: „Was der Menschheit verborgen ist, das weiß der allwissende Gott“, kleidet der morgenländische Geist in die anmutige

Vorstellung, daß die himmlischen Scharen ob der Geburt des Kindes sich freuen und das Programm des neuen Menschheitstages verkünden mit den Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Die Schwachen und Kleinen, die Armen und Geringen haben das erste Verständnis für das Geheimnis des Evangeliums Jesu Christi gezeigt. Morgenländischer Geist stellt dies im Bilde so dar, daß zuerst arme Hirten das Kindlein begrüßen. Auch die Heiden hatten ihre Messias Hoffnung. Die edelsten von ihnen konnten sich mit dem bestehenden Glauben nicht begnügen, sie sehnten sich nach einer besseren Lösung des Welträtsels, nach einer besseren Quelle des Trostes und des Friedens. Ja, im fernen Westen wie im fernen Osten, in nahen und fernen Jahrtausenden klingen aus der Heidenwelt Messias Hoffnungen. Diese sind der Stern, der die Frömmsten der Heiden, die Weisen aus dem Morgenland, zu Jesus Christus lenkte. Sie bringen ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Was will das sagen? Das Christentum hat mit voller Freude die großen und edeln Gaben des Heidentums angenommen; es grüßt alle Strahlen des ewig Wahren, Guten und Schönen, woher immer sie leuchten. Es ist nicht eine Religion, die alles ausschließen will, was nicht unmittelbar in ihrem Kreis geschaffen worden ist. Vielmehr will das Christentum alles, was das Menschenleben geistig auszeichnet, fördern und stützen und heißt darum auch alles, was die Menschen in früheren Jahrtausenden an edeln, geistigen Gütern erarbeitet haben, willkommen. Wir sehen, wie überaus sinnig jene Weihnachts-erzählungen sind, wie sie geistige Wahrheit in reichster Fülle enthalten, und wie sie über die arme Wiege des Jesuskindes einen himmlischen Glanz ausbreiten. Nicht wollen wir mit groben Händen das feine goldene Gewebe geistiger Wirklichkeit anfassen, wir würden es zerreißen, sondern es gilt

Geistiges mit Geist aufzunehmen und mit andachtsvoller Freude zu verehren.

Wie froh und dankbar wären wir, wenn wir über die Jugendzeit Jesu einen genaueren, ausführlicheren Bericht besäßen! Ach, wie sind so viele kleinere Geister vom frühen Morgen ihres Lebens an bis zur letzten Stunde genau beobachtet worden, so daß man von jedem Jahre ihres Lebens reichliche Nachrichten besitzt! Aber was wissen wir von den dreißig ersten Jahren Jesu Christi? Die Evangelien geben uns nur einen einzigen, allerdings sehr bedeutungsvollen Bericht von dem zwölfjährigen Jesusknaben. Im Uebrigen aber schweigen sie ganz still. Denn die ersten Christen hatten nicht ein Bedürfnis zu wissen, wie ihr Herr und Meister geworden, sondern nur, wie er gewirkt und gelitten, wie er die Menschen zu einem höheren Leben erhoben hat. Aber uns würde es Freude bereiten, das stille Wachstum dieses Größten unter den Menschenkindern näher kennen zu lernen. Bei der Dürftigkeit der Quellen bleibt uns jedoch nichts anderes übrig, als von dem, was der Mann gewesen, Rückschlüsse auf seine Kindheit zu machen, und auf solche Weise einige Lichtstrahlen ins Dunkel der Jugendjahre leuchten zu lassen. Einmal ist ja selbstverständlich, daß er in seinem Vaterhause früh Eindrücke einer sehr lebendigen Frömmigkeit empfing. Es wird uns ausdrücklich von einem Zeitgenossen der Apostel, von dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus, berichtet, daß die Juden es sich angelegen sein ließen, gleichsam von den Windeln an ihre Kinder im Geseze Gottes zu unterrichten und sie frühzeitig an ein gesetzmäßiges Leben zu gewöhnen. Weiter berichten uns jüdische Quellen, daß die Knaben im Alter von sechs und sieben Jahren in der Synagoge sich versammeln mußten, um vom Diener der Gemeinde, dem sogenannten Chasan, im Lesen der Heiligen Schrift unterrichtet zu werden. Den Juden war ihr heiliges Buch, das

alte Testament, diese Sammlung von 39 Schriften, ein unbeschreiblich theures Kleinod. Mit diesem möglichst vertraut zu werden, war ihr allerernstlichstes Anliegen. In die Aufgabe, die Kinder darin zu unterrichten, theilten sich Vater und Mutter, Gemeindediener und Gesetzeslehrer. So dürfen wir denn ohne Weiteres annehmen, daß Jesus frühzeitig all die Geisteskräfte dieser wunderbaren Schriften-sammlung in sich aufgenommen hat. Das alte Testament ist aber so reich und mannigfaltig, daß es auf die verschiedenen Geister sehr verschieden wirken kann. Der junge Paulus vernahm aus dem alten Testament nur die Stimme des strengen, allgerechten Richters, der jeden verflucht, der sich nicht streng an das Gesetz hält. Er versenkte sich nur in alle die ernstesten, gewaltigen Worte, die von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zeugen, aber nicht in die, welche ebenso gewiß den Glauben an das unergründliche Erbarmen Gottes aussprechen. Wer von uns kennt nicht einige dieser trostreichen Worte! „Der Herr ist langmütig und ist gütig.“ „Wie ein Vater sich über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich Gott über die, so ihn fürchten. So hoch der Himmel über der Erde ist, so groß ist seine Güte über die, so ihn fürchten. So weit der Ausgang vom Niedergang, so weit thut er unsere Uebertretungen von uns.“ Ja, wie sind Dichter und Propheten bemüht, nicht nur die Gerechtigkeit und Heiligkeit des allwaltenden Gottes zu verkünden, sondern auch sein unendlich großes rührendes Erbarmen! Wie haben namentlich die Propheten ergreifende Töne, um die Liebe des Ewigen ihrem Volke kundzuthun: „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Berge mögen weichen und Hügel wanken; aber meine Güte wird von dir nicht weichen und der Bund meines Friedens nicht wanken.“

Während also der junge Saulus mehr und mehr in eine gewaltige Seelenangst sich hineinarbeitete, gleich wie

viele Jahrhunderte später der junge Luther aus der ganzen Bibel nur die Stimmen des heiligen und richtenden Gottes heraushörte, so müssen wir annehmen, daß der junge Jesus ganz besonders durch die Worte ergriffen wurde, welche von der Güte und Freundlichkeit Gottes reden. Dafür hatte er die allergrößte Empfänglichkeit, das sprach am allerstärksten zu seinem kindlichen, innigen Gemüt; denn immer werden wir das Gleichartige, das, was uns innerlich am meisten verwandt ist, auch am Tiefsten in uns aufnehmen. So können wir uns vorstellen, wie ihn die schlichten Erzählungen von Abraham, von Jakob, von Josef frühzeitig erbauten, wie er sich eines jungen Samuel freute, wie es ihm wohlthat, wenn die Propheten bei all ihrem Ernste und ihrer herben Entschiedenheit doch immer wieder, das Erbarmen Gottes verkündeten. Wir können ja begreiflich nicht sagen, in welchem Jahre zum ersten Male eine höhere Gotteserkenntnis in der jungen Seele aufgewacht ist, wann zum ersten Male die heilige Blume sich erschlossen hat. Aber das ist gewiß, daß Jesus, als er zwölf Jahre geworden, jedenfalls schon eine reiche Erkenntnis der heiligen Schriften seiner Väter besaß. In diesem Alter war der jüdische Jüngling berechtigt, in der Synagoge als Beter aufzutreten, und hatte auch die Pflicht, nach Jerusalem zu wallfahren. Wenn also vom Zwölfjährigen erzählt wird, er sei mit den Eltern nach Jerusalem gereist auf das Passahfest, so entspricht dies altisraelitischer Sitte. Er war jetzt ein „Sohn des Gesetzes“, und er würde gegen einen ehrwürdigen Brauch verstoßen haben, wenn er die Eltern bei ihrer Pilgerreise nicht begleitet hätte. Nach der Stadt „des großen Königs“, das ist Gottes, zu ziehen, mußte seinem frommen Gemüte innigste Freude bereiten. Schon die Reise an sich war herrlich, denn mit den liebsten Begleitern durch das Land zu wandern, über das der Allmächtige gerade vor dem Passahfeste die volle Frühlings-

pracht ausgebreitet hatte, welch eine hohe heilige Lust! Wir wissen, wie die israelitischen Pilgerschaaren in gehobener Stimmung, in frommer patriotischer Begeisterung nach Jerusalem zogen, wie sie, inniger Rührung voll, den Weg mit dem Gesang heiliger Lieder sich kürzten. Noch sind uns 15 Wallfahrtslieder erhalten — „Lieder in höherem Chor“ nennt sie Luther —, die davon ergreifendes Zeugnis geben. Wir erinnern an die Verse „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen; woher wird mir Hülfe kommen? Meine Hülfe kommt vom Herren, der Himmel und Erde geschaffen hat.“ „Wünschet Frieden Jerusalem, es gehe wohl allen, die dich lieben.“ „Als der Herr die Gefangenen Zions wiederbrachte, da waren wir wie Träumende. Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jauchzen; da sprachen wir: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich. Die mit Thränen säen, werden mit Jauchzen ernten.“

Gewöhnlich machten die Juden aus Galiläa einen ziemlich weiten Umweg, um nicht durch Samaria hindurchwandern zu müssen, weil sie von Seiten der Samariter allerlei Spott und Verfolgung ausgesetzt waren. Daher überschritten sie meistens den Jordan. So kam es, daß die vorletzte Station dieser galiläischen Pilger Jericho im Jordanthale war. Von Jericho nach Jerusalem führte der Weg durch eine äußerst rauhe und öde Gebirgsgegend, in der wohl der Rückblick nach dem Jordanthal eine weitere Aussicht bot, sonst aber pflanzenleere Felsmassen den Pilgern überall entgegenstarrten. Das Ziel ihrer Sehnsucht blieb ihnen verborgen, bis sie abends die Höhe des Delberges erreichten. Dann aber breitete sich mit einem Male die heilige Stadt zu ihren Füßen aus. Welch ungeheurer Jubel bemächtigte sich der Pilger, wenn sie nach langer, mühevoller Wanderung dies Bild vor sich sahen, im Vordergrund den goldschimmernden Tempel mit seinem weiten, herrlichen Vorhof und dann terrassenförmig sich aufreihend

die Häuser und Paläste der übrigen Stadt! Ja, da stimmten sie ihre besten Lieder an. Und nun hinein in die Stadt, hinein in den Tempelvorhof! Wie mochten da leise Ahnungen in der Seele des Knaben erwachen, war es ja doch die Stadt, in der die Vorfahren seiner armen Familie einst als Könige gewaltet hatten! Es wird uns berichtet, daß der Knabe beständig im Vorhof des Tempels weilte, daß die großen Gelehrten, die dort Vorträge an das Volk hielten, auf den wißbegierigen Knaben aufmerksam wurden, Fragen an ihn richteten und wiederum Fragen von ihm empfiengen. Da fühlte sich der Knabe wie im Himmel. Er vergaß die ganze Welt, um sich über Gott und göttliche Dinge von den Weisesten und Gelehrtesten seines Volkes unterrichten zu lassen. Das war ihm ein unnennbarer Jubel. Wir brauchen, um das einigermaßen uns klar zu machen, ja nur daran zu erinnern, wie große, bedeutende Künstler schon in früher Jugend eine verzehrende Sehnsucht nach ihrer Kunst zeigen, wie sie über der Freude an ihrer Kunst alles Andere vergessen, manchmal auch vernachlässigen, wie sie sogar durch harte Züchtigung nicht davon abgebracht werden können, immer wieder zu ihrer heißgeliebten Kunst zurückzukehren. Wer hätte nicht etwa solches von dem berühmten Bildhauer Canova oder von Thorwaldsen und anderen gelesen? Wie also diese hochbegabten Künstler in ihrer zarten Jugend einen Feuereifer für die Kunst äußerten, so hatte dieser Gottinnigste eine gewaltige Sehnsucht nach möglichst inniger und anhaltender Gemeinschaft mit Gott. Da gieng ihm das Herz auf, dieser Freude gegenüber kam ihm alles andere kalt und gleichgültig vor. Als er heimreisen sollte, zieht es ihn noch einmal in den Tempelvorhof, und im Gespräch mit den weisen Männern vergißt er die Heimreise. Die Eltern suchen ihn, von der Angst erfüllt, er möchte das Opfer eines Menschenraubes geworden sein. Sie finden ihn endlich im Vorhof, und die Mutter redet

ihn vorwurfsvoll an: „Warum hast du uns das gethan?“ Das Kind giebt die bedeutungsvolle Antwort: „Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß?“ Bei dieser Antwort müssen wir verweilen, weil sie in der That für die Erkenntnis des innersten Seelenlebens Jesu von sehr großer Wichtigkeit ist. „Wußtet ihr nicht?“ Ein gutes Kind hält seine Eltern für allwissend, es meint, eine gute Mutter zumal müsse das Herz des Kindes, seine Bedürfnisse bis zu innerst besser, als es selbst kennen. Jesus glaubt als Kind noch, daß er hier im Tempelvorhof am nächsten bei Gott sei, hier in der Nähe des Allerheiligsten. Als Mann hat er anders geurteilt. Als Mann hat er seine Jünger nicht nach Jerusalem gewiesen, sondern: „Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein!“ Wir sehen hier noch das Kind in seiner kindlichen Beschränktheit. Aber dann die Worte: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß? Welch ein merkwürdiges Zeugnis des zwölfjährigen Knaben! Wir fühlen unmittelbar, das Wort ist ein Naturlaut, der aus dem Innersten dieses jungen Gemütes hervorgeedrungen ist. Das ist nicht ein überlegtes Wort, oder ein angelerntes. Nein, es kommt mit innerster Gewalt aus den Tiefen seiner Seele und offenbart uns das Geheimnis seiner innersten Persönlichkeit. Der Name Vater für Gott war ja allerdings den Israeliten nicht unbekannt. Im Gegenteil, wenn wir das alte Testament durchblättern, so werden wir immer wieder auf den Vaternamen für Gott treffen. So sagt der zweite Jesajas: „O Gott! du bist doch unser Vater. Von alters her war das dein Name.“ Der Prophet Hosea nennt Israel den Sohn Gottes. Maleachi spricht zu seinem Volke: „Haben wir nicht alle einen Vater?“ und auch in dem Gebet, welches die Juden, alt und jung, zur Zeit Jesu Christi jeweilen dreimal des Tages beteten, kommen die Worte vor: „Verzeih' uns, unser Vater!

Denn wir haben viel gesündigt. Führe uns zurück, unser Vater, zum Geseze!" Und der Zeitgenosse Jesu, der Jude Philo in Alexandrien sagt, man tue bei seinem Volke alles, damit die Kinder möglichst früh an Gott, den Vater, glauben. Der Vatername war also bei den Juden nicht unbekannt. Aber dieser Vatername kommt und geht. Vorwiegend wird eben doch Gott als der Herr, der König bezeichnet, und nur bei besonders inniger, weicher Stimmung wagen Dichter und Propheten einmal den Vaternamen. Dazu kommt, daß im alten Testament der Vatername immer gegenüber dem ganzen Volke gebraucht wird, nicht gegenüber dem einzelnen Menschen. Welch ein weiter Weg von dem Vaternamen des alten Testaments zu dieser innigen, persönlichen Kindesgemeinschaft, die zum ersten Mal in dem Zwölfjährigen sich kundgegeben! Wir wissen, wie den Heiden der Vatername für Gott ebenfalls mannigfach vertraut war. Schon im letzten Vortrag hatte ich Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie Jahrtausende lang die ägyptischen Könige für Gottes söhne gehalten wurden. Sie selber glaubten das. Wenn ein ägyptischer König auf hohem Thron in feierlicher Prozession durch die Straßen der Hauptstadt Theben getragen wurde und Tausende, Zehntausende, Hunderttausende vor ihm niederknieten und ihm zuriefen: „Heil dem König der Könige! Heil dem Herrn der Millionen!" dann mochte in ungeheurem Machtgefühl ein solcher König schon sich einbilden, nicht ein gewöhnlicher Mensch zu sein, sondern ein Sohn des Himmelsherrn. Aber nicht nur die mächtigen Könige von Aegypten haben sich für Göttersöhne gehalten; nein, im Laufe der Zeit maßen sich diesen großen Namen auch ganz kleine Fürsten an. Ja, wir treffen im Kommagene, einem geringen Fürstentum im nördlichen Syrien, Inschriften, die uns zeigen, daß dessen Herrscher entweder als Gottes söhne, oder geradezu als Götter bezeichnet wurden. Einem in Knechtschaft verkommenen Volke machte es nicht

viel aus seinen kleinen Fürsten höchste göttliche Ehren beizulegen. Ohnehin hatte der Heide die Neigung, seine Götter auf die Erde herabzuziehen und sie dann als seinesgleichen zu behandeln. Bei den Israeliten blieb in allen Zeiten das Bewußtsein des ungeheuren Abstandes zwischen Mensch und Gott lebendig. Sie lassen die Seraphim singen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen. Die ganze Welt ist seiner Herrlichkeit voll.“ „Der Himmel ist sein Thron und die Erde der Schemel seiner Füße.“ „Wenn ich den Himmel ansehe, das Werk deiner Hände, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?“ „Die Himmel sind nicht rein vor Gott, wie viel minder der Mensch!“ Darum ist auch ihre Frömmigkeit „Gottesfurcht“, das heißt tiefste, heiligste Scheu vor ihm, dem Allmächtigen, Ewigen, dem Allheiligen, vor dem, um mit Abraham zu reden, der Mensch nur wie Staub und Asche ist. Wenn daher ein Kind Israels sich Sohn Gottes heißt, so hat das eine ganz ungleich viel größere Bedeutung, als wenn ein König von Aegypten oder ein anderer heidnischer König es wagte, als solcher sich zu bezeichnen. Jesus hat die unendliche Majestät Gottes aufs tiefste empfunden, und dennoch ringt sich aus seiner Seele dieser Ruf hervor: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß?“ Wir fragen uns: Worauf gründet sich denn eigentlich dieses Gefühl einer innersten Wesensverwandtschaft mit Gott? Woher nimmt dieses Kind das Recht, sich Sohn des Ewigen, Unendlichen, Allheiligen, des Herrn des Himmels und der Erde zu heißen? Ja, es hat sich dieser Eine dieses Recht genommen und behauptet bis zu seinem letzten Atemzug. Er hat Gott nie anders als Vater genannt und hat sterbend noch bezeugt: „Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geist.“ Also giebt es wohl in der Weltgeschichte keine sicherere Thatsache als die, daß sich Jesus als Sohn Gottes in seinem Innersten gefühlt hat, und daß er aus tiefster Nötigung

seines Geistes nicht anders konnte, als Gott „Vater“ zu nennen und sich selbst seinen Sohn. Es ist nur ein Zeichen von Oberflächlichkeit, wenn man sich darüber noch streitet, ob Jesus Sohn Gottes gewesen sei, oder nicht.

Aber worauf, so fragen wir noch einmal, gründet sich dieses durchdringende Sohnesbewußtsein? Wie kommt Jesus dazu, mit solcher Entschiedenheit und Stetigkeit sich Sohn Gottes zu heißen? Darauf haben wir nur die eine Antwort: Dieser Geist hat wie kein anderer vor ihm in gleicher Stärke und wie kein anderer nach ihm in gleicher Stärke die Liebe, das Erbarmen Gottes gefühlt. Er hat das innerste Wesen und Walten Gottes als heilige Liebe gespürt. Für dieses reine Herz wird auch das Furchtbare und Schwere aufgelöst in einen Freudenklang und verwandelt sich in ein Freudenzeugnis für die Liebe Gottes. Es ist in diesem Geist frühzeitig eine reichste Fülle von Liebe, Güte, Erbarmen gewesen, und dieser Geist hat zugleich Liebe, Güte, Erbarmen als das Höchste und Heiligste in sich empfunden, als das innerste Wesen dessen, der alles Guten Urquell ist. Aus tiefster Herzenserfahrung, aus innerstem Lebensgefühl heraus kennt er für Gott keinen andern Namen als den Namen Vater. Es ist dabei zu bedenken: Liebe ist mehr als allgemeines Wohlwollen, als allgemeine Güte; Liebe im feinsten Sinn des Wortes ist etwas durchaus Persönliches. Hat Gott dich lieb, wirklich lieb, dann bist du nicht nur ein Geschöpf, das er in ein allgemeines Wohlwollen einschließt, nein, dann bist du als Person ihm etwas wert, dann besteht zwischen ihm und dir eine persönlich innige Beziehung, dann kannst du ihm etwas geben, deine Liebe, deine Dankbarkeit, und er nimmt das von dir an und schenkt dir hinwiederum etwas ganz Persönliches, seine Vaterliebe.

Daß Liebe etwas durchaus Persönliches ist, das hat schon die Seele des Zwölfjährigen mit stärkster Gewißheit

erlebt, sie hat den Hauch der Liebe Gottes im Zentrum ihres Selbstbewußtseins verspürt. Gott ist ihr nicht eine allgemeine Macht, ein unnahbares Etwas, sondern ein Du, wesensverwandt mit unserem innersten persönlichen Wesen. Jesu Sohnesbewußtsein ruht also auf dem Grunde mächtiger, Tag um Tag sich erneuernder Erfahrungen, die ihm zweifellose, nie erschütterte Gewißheit sind. Ja, es müssen die Lilien des Feldes und die Vögelin des Himmels ihm zeugen von der Gültigkeit Gottes; es muß die Sonne und der Regen, der über Böse und Gute kommt, ihm zeugen von der Liebe Gottes; es müssen ihm die rauhen Väter und die unvollkommenen Mütter, die doch ihren Kindern gute Gaben geben, zeugen von dem Erbarmen Gottes.

Mit diesem heiligen Sohnesbewußtsein steht Jesus ganz einzig da in seiner Zeit, in seiner Welt; denn auch die frömmsten Menschen seiner Umgebung sind Gott gegenüber nur vom Knechtsebewußtsein durchdrungen. Darum muß sich auch in ihm mit innerer Notwendigkeit ein Hochgefühl entwickeln, ein Selbstbewußtsein, kraft dessen er sich in der Folge zu einer einzig großen Aufgabe berufen fühlt. Mit andern Worten: Aus seinem Sohnesbewußtsein hat sich das Messiasbewußtsein herausgestaltet. Mit heißer Sehnsucht erwartete sein Volk einen Retter, der es aus aller Not des Leibes und der Seele erretten werde. Von einem Tag zum andern hoffte man eine gänzliche Veränderung des Weltzustandes, hoffte man, daß von Engelscharen begleitet der Messias in Jerusalem einziehen werde. Immer stärker, immer heißer wurde die Sehnsucht nach dem Messias. Jesus sieht, je mehr er von seinem Volke zu wissen bekommt, wie unglücklich, wie verbittert es ist, wie zerrissen die Herzen sind, wie sie franken an unerfülltem Wünschen, an ungestilltem Sehnen. Es erfäßt ihn ein tiefes Erbarmen mit den Seelenleiden seines Volkes. Und er ist so inniglich mit Gott verbunden! Und er atmet lauter Freude und Frieden! Beseligt

durch die Erfahrung der ewigen Liebe Gottes soll er nicht sein Volk zu seiner Höhe heben, soll er nicht die Ahnungen der Propheten zusammenfassen und erfüllen, indem er sein Volk zu einem Volke der Kinder Gottes macht und es damit an die Spitze der Menschheit stellt? Solche Gedanken stiegen allmählich in seiner Seele auf, sie befestigten sich in ihr, nahmen immer klarere, deutlichere Gestalt an; nicht auf einmal waren sie vollendet, denn es heißt ja ausdrücklich: „Er nahm zu wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.“

Inzwischen war er bemüht, vom Leben und der Welt alles zu lernen, was sie ihn lehren konnten. Er besaß ein offenes Auge für seine Umgebung; er betrachtete die Welt groß und klein sehr eindringend, gerade weil er nach allem, was wir von ihm wissen, ein überaus stilles Leben führte. Seine Mitbürger konnten später gar nicht begreifen, daß er ein großer und gewaltiger Prophet sein sollte; denn, so lange er noch unter ihnen gewesen, hatte er offenbar selten das Wort ergriffen, war er immer hinter anderen zurückgetreten: er war eben sanftmütig und von Herzen demütig. Daß er, der Sohn eines armen Handwerkers, mehr sein sollte als sie, die andern, die ihn scheinbar in der Jugend überflügelt hatten, das war ihnen ein unleidlicher Gedanke. Aber weil er so still und bescheiden seines Weges zog, und wenig redete, so konnte er um so mehr die Bilder seiner Umgebung mit größter Deutlichkeit in sich aufnehmen. Der Reichtum seiner Beobachtung spiegelt sich ja in seinen bilderreichen Reden aufs Anmutigste wieder.

In der eigenen Hütte mochte das Lämpchen vom „Leuchter“ herab Allen geleuchtet haben, die im Hause waren, wenn er abends mit seinen vier Brüdern und seinen Schwestern den Erzählungen der Mutter lauschte, und Maria mochte die Frau gewesen sein, die einmal einen Denar verloren und hernach die Freude, ihn wieder gefunden zu

haben, allen Nachbarinnen verkündet hatte. Wenn Jesus von einer Hochzeit redet, bei der zehn Jungfrauen der Braut das Geleite gaben, so weist das auf die Verhältnisse eines recht bescheidenen Dorfes hin, wie es Nazaret war. Die Hütten, deren weiche Lehmwände Diebe leicht durchgraben konnten, die wenig oder nicht gebrauchten Kleiderschätze, die in den Truben eine Beute der Motten wurden, das waren alles Bilder, die ihm in seiner Jugendheimat oft vor die Augen traten.

Wir dürfen aber sein stilles Leben der Vorbereitung nicht so verstehen, als wäre er nur etwa jenes einzige Mal, da er als Zwölfjähriger mit den Eltern nach Jerusalem zog, über das Thal seines väterlichen Dorfes hinausgekommen. Kein Jahr, in dem er nicht mindestens einmal nach Jerusalem gekommen wäre. Aus eigener Anschauung erzählte er, wie die Menge des Volkes sich zu den großen Thoren drängte und selten einer den Weg in die Stadt durch das kleine Thor der südlichen Mauer suchte. Er kannte auch das Treiben auf großen Landgütern, die ungetreuen Verwalter, die lässigen Knechte, die gewissenhaften Diener. Nicht in Verhältnissen von lauter Glück und Sonnenschein, in denen eine kindlich frohe Weltanschauung niemals ernstlich erschüttert wird, wuchs er auf. O nein, er sah dem vollen Leben ernst und tief ins Auge, er kannte seine Höhen und Tiefen, seine Freuden und Schmerzen, seine lichten und seine dunklen Mächte, er kannte die Wirklichkeit. Mit der Welterfahrung aber verband sich eine immer reichere innere Erfahrung, mit der Arbeit das inbrünstige Gebet, mit der Treue im Kleinen der Ausblick in Welt und Ewigkeit. Keinen Menschen machte er zum Genossen seiner großen Vorbereitung. Still in sich gefehrt ließ er die Gedanken Gottes in sich reifen, bis sie volle Klarheit, volle Festigkeit in ihm gewonnen. Wie er 30 Jahre alt geworden, da war er gerüstet, um sein heiliges Werk zu be-

ginnen, um sicheren Schrittes vorwärts zu schreiten, um mit nie wankender Entschiedenheit das Programm durchzusetzen, das ihm der himmlische Vater anvertraut hatte.

Wie wird er auftreten? Er weiß sich als Sohn Gottes, er weiß sich als Messias, er weiß, daß er das Höchste und Beste der harrenden Menschheit zu bieten hat. Wird er beginnen von seinem innersten Selbstbewußtsein zu reden, wird er gar rufen: Ich, ich bin der Messias? Ja, diesen Ruf hatten viele Schwärmer ergehen lassen, die sich einbildeten der Messias zu sein. Sie hatten Gläubige gefunden und waren mit ihnen kläglich untergegangen. Der wahre Messias will für sich keine Ehre, keinen Ruhm, er stellt sich ganz und gar in den Dienst der selbstlosen Liebe. Ihn erfüllt unendliches Erbarmen mit der leidenden Menschheit; darum ist sein Lösungswort: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe geben.“

IV.

Am Jordan.

„Am Jordan“ habe ich diesen Vortrag betitelt. Ja, nach diesem Flusse hin möchte ich Sie im Geiste führen. Wer ist dort zu finden? Ein ernster Mann, eine hagere Gestalt mit wallenden Haaren, mit einem Mantel von Kameelhaaren bekleidet, mit einem ledernen Gürtel gegürtet, von Heuschrecken und wildem Honig sich nährend, ein gewaltiger Bußprediger, dessen strenges, herbes Wesen so recht zu der düsteren Umgebung stimmt. Denn er trat in jener Wüste nahe dem Toten Meere auf, wo gewaltige todesstarre Felswände eine breite pflanzenlose Thalsohle einrahmen.

Der Fluß selber fließt in einem so tiefen Bette, daß er seine Hochufer nicht überfluten kann, sondern der Herrschaft der Wüste überlassen muß. Doch nicht überall reicht das Wasser bis an den Fuß des Hochufers, sondern läßt meist eine schmale, bei der Schneeschmelze überflutete Strandebene frei, die von hohem Schilf und hochstämmigen Bäumen bewachsen ist und mit dem Fluß zusammen überaus anmutige Landschaftsbilder gestaltet. In diesem Dickicht hatten einst Löwen ihre Lager, und finden jetzt noch Heuschrecken das ganze Jahr ihre Nahrung. Welch schroffer Gegensatz, die Fülle des Lebens nahe dem Wasser und etwa 15 Meter höher die gänzlich öde, schweigende Wüste, deren düsteres

Bild nur gegen Norden von der grünen Aue der Stadt Jericho unterbrochen wird.

Wie kam der Bußprediger in diese menschenleere Gegend? Das ist doch sonst nicht der Ort, um Predigten zu halten. Was hat uns die evangelische Ueberlieferung von ihm zu berichten? Sie nennt ihn Johannes den Täufer und erzählt, daß seine Eltern, Leute aus vornehmerm Priesterstande, erst in spätern Jahren mit ihm, als ihrem einzigen Kinde, gesegnet worden seien. Als Priesterssohn wuchs er in Jerusalem auf und zwar in all dem Glanz einer reichen, angesehenen Familie. Wie mögen seine Eltern ihn, die Freude ihrer vorgerückten Jahre, mit Liebe überschüttet und alles gethan haben, um ihm eine goldene Jugend zu bereiten! Nach morgenländischer Sitte umgab ihn eine zahlreiche Dienerschaft, bereit, jeden seiner Wünsche zu erfüllen. Früh war er Zeuge des glänzenden Tempelgottesdienstes und der hohen Verehrung, welche das Volk den Priestern zollte. Einem begabten und thatkräftigen Priestersohne winkten die höchsten Ehren; denn wie oft hatte man es in jener Zeit schon erlebt, daß die erhabenste Würde in Israel, die des Hohenpriesters, nicht vom Vater auf Sohn sich vererbte, sondern andern Priestern zu Theil ward! Doch all solche Herrlichkeit übt auf den jungen Johannes keine Anziehungskraft. Wie er zum Manne geworden, entflieht er, dem innersten Drange seines Gemüthes folgend, der glänzenden Heimat und siedelt sich in der einsamen Wüste am untern Jordan an, wo er wohl das Geheul der wilden Tiere, aber nicht mehr den Lärm der Menschen vernimmt, wo er im Schilf des Flusses Heuschrecken und in den Klüften des nahen Gebirges Honig von wilden Bienenschwärmen zu seiner Nahrung sucht. Allem Reichtum der Welt hat er gänzlich entsagt; am liebsten würde er von ihr gar nichts mehr verlangen, nun begnügt er sich mit ihren dürftigsten Gaben. Welch ein Gegensatz zur Entwicklung Jesu!

Dieser lebt als Kind eines bescheidenen, abgelegenen Dorfes in voller Harmonie mit seinen Verhältnissen. Wie ein edles Reis wächst er ohne Unterbruch von Stufe zu Stufe empor. Sein Wachstum hat keine Brüche und keine Knickungen, keinerlei Narben zu verzeichnen. Ein wunderbarer Gottesfrieden ist über ihn von Anfang an ausgegossen. Er atmet den Odem der göttlichen Liebe, ob er daheim sitzt inmitten seiner Geschwister oder mit dem Vater kunstlose Hütten baut, oder einsam wandert durch die blühenden Gefilde. Warum hat sich die Entwicklung des Johannes so ganz anders gestaltet? Ihm war die heiligste Stätte Israels entweiht. Wenn er die Menge des Volkes sah, die voll Inbrunst den Boden des Tempelplatzes küßte, vermeinend, daß Gott hier sei, und er daran dachte, wie es die Priester trieben, wie schrecklich ihre Habsucht, wie gemein ihr Ehrgeiz, wie durchaus weltlich und unffromm ihr ganzes Gebahren war, so wallte in ihm der Zorn des Propheten Jesajas auf, der einst im Namen Gottes gerufen: „Euer Rauchwerk ist mir ein Greuel, Neumonde und Sabbathe mag ich nicht, noch Frevel und Feiertag. Und wenn ihr eure Hände ausstreckt, so verhülle ich meine Augen vor euch; und wenn ihr schon des Gebetes viel machet, so erhöre ich euch nicht; denn eure Hände sind voll Blut.“ Wenn diese fromme unverdorbene Johannesseele in der Nähe des Allerheiligsten Gott nicht mehr fand, wo sollte sie ihn suchen? Fern von Städten und Dörfern in der Wildnis, die noch geweiht war, weil nie eine Pflugschaar ihren Boden aufgerissen und nie sündige Menschen sie zu ihrer Wohnstätte gemacht hatten, dort, wohin der Hauch der Sünde noch nicht gedrungen, dort, wo weithin heiliges Schweigen herrscht, nur selten vom Schrei der wilden Tiere unterbrochen, dort muß man Gott noch von Angesicht zu Angesicht schauen können. So floh Johannes in die Wüste. Er war nicht allein mit seiner Weltflucht, vielmehr hatten

schon viele Hunderte vor ihm der Welt den Rücken gekehrt, um bald als Einsiedler, mehr noch aber in Form einer Mönchsgemeinschaft an den Ufern des Toten Meeres den Tag der Ewigkeit zu erwarten. Man nannte diese Weltflüchtigen, wenn sie unter sich einen Bund bildeten, Essäer. Wer in ihren Kreis aufgenommen werden wollte, mußte eine dreijährige Probezeit bestehen, dann einen feierlichen Eid schwören, die Geheimlehren des Bundes der Welt nie zu offenbaren. Als Ordensbruder begab der Essäer sich alles persönlichen Eigentums, verschmähte die Ehe, verzichtete auf den Tempelbesuch und wandte sich beim Gebet gegen Sonnenaufgang statt gegen Jerusalem. Die Essäer lebten äußerst einfach und begnügten sich allermeist mit Pflanzkost. Die zwei einzigen Mahlzeiten, die nur aus einem Gerichte bestanden, behandelten sie mit gottesdienstlicher Feierlichkeit. Alle Teilnehmenden erschienen dabei in weißem Gewand. Ein langes Gebet eröffnete und schloß die Mahlzeit, während welcher feierliche Stille waltete. Sie legten auf Bäder einen großen Wert; jeden Morgen nahmen sie in frischem Wasser ein Tauchbad, und ebenso thaten sie immer vor dem Essen, nicht etwa bloß der körperlichen Reinheit wegen, nein, diese Bäder hatten für sie eine sinnbildliche Bedeutung, sie sollten ein Zeichen der inneren Reinigung sein.

Daß diese von der Welt abgeschiedenen Leute keinen Handel trieben, keine Reichtümer sammelten, keine Sklaven hielten, versteht sich von selbst. Den Dasein der Wüste rangen sie mit saurer Arbeit die für ihren Unterhalt nötigen Früchte ab. Einförmig und eintönig war ihr Leben, vom Geist einer tiefen Schwermut durchdrungen. Wie sollten sie daran Freude haben? Daher verwundert es uns nicht, wenn sie den Tag des Todes als den Tag der Freiheit priesen, wenn sie nach der ewigen Heimat sich sehnten. Der essäischen Mönchsgemeinschaft hat aber Johannes

nicht angehört. Viel zu frei und schwungvoll war sein Geist, als daß er sich unter ihre vielen recht kleinlichen Satzungen gefügt hätte, und viel zu patriotisch zugleich, um an ihrem gänzlich dem Jenseits zugekehrten vaterlandslosen Wesen gefallen zu finden. Wir haben uns vielmehr vorzustellen, daß Johannes eine Zeit lang vollständiger Einsiedler war. Für ihn bedeutete das Leben in der Einsamkeit, da er keinen Menschen sah und sehen wollte, nicht ein Verdämmern der geistigen Kraft in frommem Müßiggang, nein, es war diese Zeit für ihn eine Lernzeit, in der er unter mancherlei Schmerzen und Erschütterungen für seinen wahren Beruf heranreifte. Und wie er reif geworden, da wachte die prophetische Begeisterung in ihm auf.

Wir wissen, daß die Söhne des Morgenlandes alle höheren Gedanken als Offenbarungen Gottes in sich empfinden, daher dürfen wir in diesem Sinne annehmen, daß Gott also zu ihm geredet hat: „Ist das genug, daß du den Frieden deiner eigenen Seele suchst, daß du für dich allein Gott genießeest? Ist das der höchste Zweck des Lebens, daß du nur an dich denkst? Haben die Besten der Vorzeit, die Gottesmänner Moses und Elias, Jesajas und Jeremias also gehandelt? Nein! Du darfst dein Volk nicht seinem Schicksal überlassen. Du weißt, daß dein Volk in einem geistigen Schmerzenszustand sich befindet, daß es leidet unter einer fürchterlichen Spannung, daß es krankt an einer lang genährten und doch nie erfüllten Hoffnung. Du weißt, daß dein Volk von einem Tag zum andern fragt: Wann wird das Reich der Erlösung kommen? Ja, eine neue Zeit ist im Anzuge, eine Zeit der Entscheidung zum Heil oder zum Verderben. Wer wird das Volk retten? Wer wird die Zukunft des Volkes zum Segen für das Ganze gestalten? Darfst du da ruhig in deiner Einsamkeit bleiben? Nein, du mußt deinem Volke helfen. Warum ist der Retter noch nicht gekommen? Das Volk meint, die Zeit beschleu-

nigen zu können, indem es Opfer auf Opfer häuft. Aber du, Johannes, weißt es besser, daß mit all dem Festgepränge und all den vielen Sazungen Gott nicht gedient ist, sondern mit einem lautern Herzen, mit einer rechtschaffenen Lebensführung. Es muß innerlich das Volk ein anderes werden, es müssen seine Gedanken eine andere Richtung annehmen. Nun denn, gehe hin und predige deinem Volke!" Und der Einsiedler stellt sich an die Pilgerstraße und ruft den Pilgern zu: „Kehret um!" Die griechische Uebersetzung hat das semitische Wort: „Kehret um!" bedeutet: „Aendert eure Gesinnung!" In der That eine tief-sinnige Deutung; aber auch in seiner ursprünglichen Einfachheit ist das Wort eine gewaltige Mahnung. „Kehret um!" „Gebet euren Gedanken und Wünschen eine andere Richtung!" Die Predigt des Johannes, unterstützt von einer ernststen, weihervollen Persönlichkeit, getragen von Blut eines reinen Patriotismus war von mächtiger Wirkung. Die Pilger melden es in Jerusalem, und die Leute kommen von nah und fern, den rücksichtslos strengen Bußprediger zu hören. Er predigt den Leuten ins Gewissen, indem er ihnen zuruft: „Vertraut nicht darauf, daß ihr Abrahams Nachkommen seid, sondern bewähret euch durch eine Lebensführung, die der Umkehr entspricht." Tausende sind um den Prediger versammelt, der unter freiem Himmel in der sonst so einsamen, todesernsten Wüste wie Elias zündende Worte redet. Wir würden irren, wenn wir meinten, er hätte nur gegen auffälligste Sünder geeifert, gegen die Betrügereien der Zöllner und die Frechheit der Soldaten; seine Predigt gieng viel tiefer, denn sie faßte sich ja in die Worte zusammen: „Kehret um!"

Tief zerknirscht sind die Zuhörer bereit, allen seinen Forderungen zu gehorchen. Die Zerknirschten, die Bußfertigen führt er hinunter zum Jordan, läßt sie ganz unter das Wasser tauchen zum Zeichen, daß sie ganz rein werden

wollen von allen ihren Sünden. Weil er also die Leute unter das Wasser tauchen ließ, bekam er den Beinamen: „der Täufer“. Nicht zwar, daß er die Taufe eingeführt hätte, längst war sie in Uebung für die Heiden, welche sich vollständig zu jüdischem Glauben und jüdischer Sitte bekehrt hatten. Es war das die sogenannte Proselyten-taufe. Auch die Priester mußten Tag um Tag sich in reines Wasser untertauchen, bevor sie an das Opfer gehen durften. Aber tiefer als je erfaßte Johannes die ehrwürdige Sitte, indem er sie zum Zeichen einer neuen Gesinnung machte.

„Ja“, sagte er, „es ist Zeit, daß ihr umkehrt; denn schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt. Ein jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Es ist einer, der nach mir kommt, dem ich nicht wert bin, die Schuhriemen aufzulösen, der wird seine Tenne reinigen, den Weizen in die Scheune sammeln und die Spreu mit unauslöschlichem Feuer verbrennen.“ Also der Messias ist nahe, zur Freude für die einen, welche umkehren, zum Gerichte für die, welche verstockt bleiben. Selbst die geistigen Führer des damaligen Israels, die Sadducäer und Phariseer, fühlten sich getrieben, den geistesmächtigen Bußprediger zu hören, wurden aber sehr unfreundlich von dem ernststen Manne empfangen: „Ihr Schlangen- und Otterngezüchte! Wer heißt euch dem künftigen Zorn entrinnen?“ Dort zu Lande werden nämlich im Herbst die Stoppeln angezündet, die fußhoch die Felder bedecken. Da geschieht es denn, daß eines Tages weithin auf einmal alle Felder in Flammen stehen. Mit Riesenschnelligkeit wälzt sich die leichte Flamme über den Boden hin und das Angeziefel flüchtet an die Grenze der Aecker. Dieses Schauspiel, welches man heute noch im Heiligen Lande sehen kann, war den Zuhörern des Johannes wohl bekannt. Johannes ist der echte Prophet, der die

schärfsten Worte gerade gegen die Mächtigen und Gelehrten dieser Welt gerichtet hat.

Daß Vornehme und Geringe, getrieben von der Ahnung einer neuen Zeit, zum Bußprediger am Jordan wallfahreteten, können wir begreifen; denn wenn einmal eine starke geistige Bewegung sich des Volkes bemächtigt hat, dann reißt sie selbst die Lauen und Gleichgültigen mit sich fort. Welch gewaltigen Erfolg haben in späteren Jahrhunderten die Bußpredigten eines Savonarola, eines Wesley und Whitefield gehabt! Aber nun erscheint einer vor Johannes mit der Bitte um die Taufe, den wir hier nicht erwartet hätten. Es ist Jesus von Nazaret. Was soll denn für ihn die Taufe bedeuten? Hat er sich auch bekehren müssen? Ist er erst jetzt, wie er mit Johannes vertraut wird, ein anderer geworden? Reisen erst jetzt seine großen Entschlüsse? Ist er, wie man früher so oft angenommen hat, nur zum Schein zur Taufe gekommen, weil alle ernsten Leute damals in Israhel sich taufen ließen? Hat er sich nicht ausschließen wollen, um durch sein Beispiel nicht Aergernis zu geben, sondern im Gegenteil andere dadurch zu ermuntern, obgleich er dieser Taufe nicht bedurfte? Schon die alten Christen haben über die Taufe Jesu hin- und hergeraten; es kann uns daher gar nicht wundern, wenn auch heute noch die Gelehrten darüber sehr ungleicher Meinung sind. Ich halte es für durchaus ausgeschlossen, daß Jesus nur zum Scheine sich an einer so ernsten, weihervollen Feier beteiligt habe. Dafür war sein ganzes Wesen zu groß und zu schlicht. Gegen keine Sünde hat er schneidendere Worte gebraucht, als gegen die Heuchelei; daher wäre es ein arges Unrecht gegen die unbedingte Lauterkeit seiner erhabenen Seele, ihm irgend welche bloße Scheinhandlung zuzutrauen. Wenn also auch für Jesus diese Taufe etwas bedeutete und zwar etwas sehr Großes bedeutete, welchen Sinn hatte sie denn für ihn? Ist es so, wie viele von den neueren

Erklärern glauben, daß er eben auch als bußfertiger Mensch sich zeigen wollte? Sie sagen, um ihre Ansicht zu unterstützen, es sei selbstverständlich, daß auf dem Leben Jesu kein Flecken hafte; aber gerade die Edelsten richteten sich selbst ja am strengsten und empfinden mit einer gewissen Wehmuth auch die allerkleinste Unvollkommenheit, sie messen sich mit dem strengsten Maßstab. Jesus habe ja selbst einmal gesagt, als ihm einer entgegenkam mit den Worten: „Meister, guter Meister, was muß ich thun, daß ich selig werde?“ „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott.“ Also auch er, der Reinste und Beste, habe einen Zwiespalt zwischen sich und Gott empfunden und diesem Gefühl in der Taufe Ausdruck gegeben. Gewiß wird man dieser Ansicht nicht etwa nachreden wollen, daß sie es an Pietät gegenüber Jesus fehlen lasse; dennoch glaube ich, sie sei nicht richtig. Man muß sich doch sagen: Jesus Christus hat von zarter Jugend an Gott inniglich geliebt, und diese Liebe hat sich in ihm immer reicher entfaltet. Er hat, wie die evangelische Ueberlieferung berichtet, zugenommen an Weisheit und an Gnade bei Gott und den Menschen und als ein ganz Gerüsteter, für seine Aufgabe ganz Gereifter von seiner Heimat Nazaret Abschied genommen. Dieser größte Geist hat sich mit wandelloser Sicherheit und Selbstständigkeit aus sich selbst entwickelt und hat nicht von außen entscheidende Einwirkungen empfangen. Es wäre ganz verkehrt anzunehmen, daß er als ein noch Unentschiedener, der Ermuthigung Bedürftiger zu Johannes gekommen sei. Wir wissen, daß die Juden der damaligen Zeit Morgens und Abends aus dem fünften Buch Moses die Worte wiederholten: Du sollst den Herren, deinen Gott von ganzem Herzen lieben. Wenn Johannes nun die Leute zur Buße aufforderte, so wollte er damit sagen: „Machet einmal ernst mit diesem Gebot! Gebt euch Gott mit aller Innigkeit und Treue hin!“ Und, wer sich taufen ließ, der gelobte, daß er

in solchem Sinne fortan Gott lieb haben wolle. Man kann daher die Getauften des Johannes als eine Gemeinschaft von Israeliten bezeichnen, die entschlossen waren, Gott, dem Herren, nicht bloß mit knechtischer Furcht, sondern mit freiester, freudigster Hingebung zu dienen.

In diese Gemeinschaft will sich Jesus auch aufnehmen lassen; denn nur in einer solchen kann er wirken, nur in einer solchen kann er ein Gottesreich gründen. Jedem aber, der also Gott lieben will, ist eine eigene Aufgabe zugeteilt und ihm, der ein einzigartiges Sohnesgefühl in sich empfand, die allerhöchste. Indem Jesus sich taufen läßt, gewinnt er zugleich eine sinnbildliche Weihe für seinen großen, gewaltigen Entschluß, fortan ganz und gar alle Sorgen um Haus und Familie aufzugeben und ganz nur der Sache Gottes zu leben. Ja, er taucht unter das Wasser, um sinnbildlich den Abschied von seinem ganzen bisherigen stillen Leben zu besiegeln, und er steigt wieder empor als der, der entschlossen ist, der Menschheit einen neuen Weg zu Gott zu weisen.

Und nun heißt es: „Wie er aus dem Wasser stieg, da sah er den Himmel offen und hörte eine Stimme: „Du bist mein Sohn, der Geliebte, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Und der heilige Geist senkte sich wie eine Taube auf ihn hernieder.“

Wer von uns wird nicht zugeben, daß uns da wiederum eine Schilderung in morgenländischer Sprache geboten ist? Ja, der Morgenländer sagt: „Ich sehe den Himmel offen“, wenn er die heiligsten Gefühle empfindet, wenn die Welt mit ihrer Kleinlichkeit für ihn verschwunden ist. So sah der sterbende Stephanus, der erste christliche Märtyrer, den Himmel offen. Und was bedeutet das: „Der Heilige Geist stieg wie eine Taube auf ihn hernieder“? Manche Bibelerklärer haben bei diesem Anlaß sehr viel Gutes über die Tauben zu sagen gewußt, als wären diese unter allen

Vögeln ganz besonders harmlos und von musterhafter Friedfertigkeit. Ein Taubenpaar lebe so sanft und friedlich zusammen, daß sich menschliche Ehepaare davon ein Beispiel nehmen könnten. Allein genaue Beobachter der Wirklichkeit versichern uns: Mit der Sanftmut der Tauben ist es nicht weit her; sie leben allerdings paarweise zusammen, aber sie zanken sich dabei oft recht lebhaft und teilen einander mit ihren Schnäbeln heftige Hiebe aus.

Es gehört, wie wir noch oft zeigen werden, zu den eigentümlichen Vorzügen der evangelischen Erzählung, daß ihre Bilder durch große Naturtreue sich auszeichnen. Davon erhalten wir einen neuen Beweis, wenn sie das Sichherabsenken des heiligen Geistes auf Jesus mit dem einer Taube vergleicht.

Die Taube zeichnet sich durch einen überaus ruhigen Flug aus, und die Erzählung will nur sagen: Der Heilige Geist — d. i. die Kraft heiliger Begeisterung — senkte sich in ruhiger, nicht stürmischer Weise zu jener Stunde auf die Seele Jesu hernieder. Die Jünger haben bei ihrem Herrn niemals eine stürmische Erregung beobachtet, nicht jenes Entzücken und jenes Verzücktsein, das bis an die Grenze des Bewußtseins geht. Nein, immer machte er ihnen den Eindruck einer gleichmäßigen ruhigen Hoheit. Er ist immer derselbe; er geht sicher und entschieden seinen Weg; er muß nichts bereuen, nichts zurücknehmen; er bleibt sich gleich in seinem Ernst, in seiner Milde, in seiner Gütigkeit. Gerade diese Stetigkeit einer hohen Seelenstimmung hat diese schlichten treuen Seelen zu tiefster Bewunderung und Verehrung bewegt.

Gewiß kam, als Jesus aus dem Wasser aufstieg, die ganze Macht der Begeisterung über ihn, aber still, wie wenn die Blumen ihre Kelche unter dem Strahl der Morgensonne erschließen. Es ist nicht ein loderndes Feuer, sondern eine innige Glut das ureigene Wesen seiner Gemeinschaft mit

Gott. Ja, die Wunde der Taufe war für ihn eine große Stunde, eine Stunde von unnennbarer Seligkeit, eine Stunde voll weltgeschichtlicher Bedeutung, denn auch für ihn, den Gottinnigsten, gab es Höhepunkte von Gottesnähe, wo er die Himmel offen sah, wo er die Wirklichkeit einer überirdischen Liebe ganz besonders stark empfand, wo sich ewige Stimmen ganz besonders deutlich vernehmen ließen und der Friede Gottes seine ganze Seele füllte.

Wohl hatte er schon, als er von der Heimat schied, das Gelübde auf sich genommen, fortan ganz der Sache Gottes zu dienen; aber durch die Taufe empfing dieser Entschluß seine vollendete Weihe und Stärke. Nicht nur für uns Schwache sind weihervolle sinnige Zeichen eine Segenskraft, nein, auch ihn, den Geistigsten der Geistigen, führte das Zeichen der Taufe zur höchsten Höhe seines Lebens empor, zum stärksten Innwerden seiner Sohnesgemeinschaft mit Gott, zur innigsten Empfindung seiner Harmonie mit ihm, zur beseligendsten Ahnung von der Größe des Werkes, das er im Namen Gottes ausführen wird. Von dem, was bei der Taufe am Jordan im Heiligtum seiner Seele vorgieng, was er damals innerlich schaute und vernahm, muß er seinen Jüngern erzählt haben, wie könnten wir sonst davon wissen? Sie haben davon genug verstanden, um in tief-sinnigem Bilde die Erinnerung an eine der größten Stunden im Leben ihres Herren und Meisters festzuhalten.



V.

Nochmals die Menschheit Jesu. Seine Versuchung.

Ernste, sinnende Zuhörer haben durch ihre erneuten Fragen mir gezeigt, daß ein Verschulden der Theologen immer noch nachwirkt. Es besteht darin, den Trost der Seele von der Antwort auf Fragen abhängig zu machen, die sich ihrem Wesen nach der wissenschaftlichen Forschung entziehen. Ich habe mit dem Apostel Paulus es ausgesprochen, daß Jesus Christus seiner Abstammung nach aus dem Hause David hervorgegangen sei. Aber wahrlich, wenn auch der Apostel Jesus Christus in den großen Zusammenhang der Menschheit mit einbegreift, so hat ihn das nicht gehindert, das Größte und Gewaltigste von seinem Herrn und Meister zu denken und mit der innigsten Bewunderung und Andacht zu ihm aufzuschauen. Man hat mir gesagt: „Wenn Jesus Christus wie wir alle in die Welt getreten ist, dann lastet ja auch auf ihm Sünde, wie auf allen andern Menschen.“ Darauf müssen wir antworten: Kann denn nur vom Vater ein sündiger Gang ausgehen, nicht auch von der Mutter? Hat denn nach der Erzählung nur Adam im Paradies gesündigt und Eva nicht? Wenn wir auf diesem Wege weiter gehen wollten, um eine von allem Irdischen freie Geburt Jesu Christi zu gewinnen, dann müßten wir den Katholiken folgen, welche es zu einem ihrer großen Glaubenssätze gemacht haben, auch Maria sei auf eine überirdische Weise in die Welt gekommen. Doch

nicht wahr, bei einigem Nachdenken müßten wir immer weiter und weiter hinaufsteigen und kämen schließlich mit dieser Gedankenreihe doch nicht zu einer in sich freudigen Gewißheit. „Aber“, hat man mir entgegengehalten, „dann ist also Jesus Christus nur ein gewöhnlicher Mensch wie Tausende und Millionen andere. Wie sollen wir denn ihn unsern Herrn nennen? Wie sollen wir denn an ihm mit unbedingter Verehrung hangen?“ Darauf antworten wir: Heißt das die rechte Ehrfurcht vor Gott besitzen, wenn wir glauben, er habe, um das Höchste zu schaffen, seine eigenen Ordnungen durchbrechen müssen? Heißt es nicht erhabener von ihm denken, wenn wir sagen, daß er die ganze Welt mit ihren zahllosen Ordnungen und Gesetzen, Bewegungen und Gestaltungen zusammenwirken läßt, um uns die seligsten und heiligsten Geheimnisse seiner ewigen Gedanken zu offenbaren? Tausend Arbeiter wirken an einem herrlichen Bau, dessen Plan Keinem von ihnen in den Sinn gekommen wäre, weil er all ihr Wissen und Können weit überragt. Denken wir geringer vom schöpferischen Geist des Baumeisters, sobald wir die Gesellen kennen, die seinen Plan ausführen helfen? Wir wissen, daß Moses ohne die lange Schule in der Einsamkeit des sinaitischen Hochgebirges niemals der Retter seines Volkes, der Gründer eines neuen Gottesbundes geworden wäre. Erklärt uns aber die Bergeseinsamkeit die geistige Größe dieses Mannes? Tausende haben die riesigen Felsmassen des Sinai erstiegen und von den höchsten Zinnen des Gebirges hinausgeschaut in die weite Welt, aber kein zweiter ist ein Moses geworden. Der Wunderbau einer Pflanze ist noch lange nicht erklärt, auch wenn wir den Boden kennen, in dem sie wurzelt, auch wenn wir Regen und Sonnenschein und den Strom der Winde mit in Berechnung ziehen. Wie sehr aber steigert sich das Wunderbare, Geheimnisvolle, wenn es sich um Menschen schöpferischen Geistes handelt. Man hat oft gesagt, die

Griechen seien das Volk hoher Kunst durch ihre Heimat geworden, die allerdings herrlich geformte Berge, tiefblauen Himmel, leuchtendes Meer zu anmutigsten Landschaftsbildern vereinigt. Aber auf die Griechen unserer Zeit ist der Geist bildender Kunst nicht übergegangen. Dafür wuchs im 18. Jahrhundert auf einer dänischen Insel ein Künstler auf, der den größten griechischen Meistern des Altertums sehr nahe gekommen, das war Thorwaldsen. Was befähigte ihn, dessen Vater ein Schiffszimmermann, dessen Mutter eine Pfarrerstochter war, aus Marmor Gestalten von edelster Schönheit zu schaffen und mit einem Phidias, einem Praxiteles längst vergangener Jahrtausende um die Palme zu ringen? Gewiß hätte ohne tüchtige Schulung sein Genius sich nicht entfalten können; aber wie viele haben gleiche oder bessere Schulung empfangen und sind weit hinter ihm zurückgeblieben? Thut sich also, wohin wir blicken im Leben der Natur, im Leben der Menschen immer wieder ein unergründliches göttliches Geheimnis kund, wie vollends im Werden dessen, der unendlich mehr ist, als alle Dichter und Künstler, alle Weltweisen und Gelehrten! Gewiß hat er sich früh an edler israelitischer Frömmigkeit gesättigt, gewiß haben die Propheten und Dichter seines Volkes auf seinen empfänglichen Geist gewirkt, gewiß hat er in langen dreißig Jahren aus dem Leben seiner Gegenwart, wie aus den Offenbarungen Gottes in der Natur viel gelernt. Aber Unzählige sind ganz unter den gleichen Einwirkungen gestanden und haben sich im besten Falle zu jenen „Stillen im Lande“ entwickelt, die in frommer Ahnung das Heil Israels erwarteten.

Das Sohnes- und Messiasbewußtsein Jesu, die ihn ganz durchdringende Gewißheit, daß Liebe das innerste Wesen Gottes ist, seine durchaus freie souveräne Stellung dem Glauben und der Sitte seines Volkes gegenüber, der Sinn, den er seinem Leiden und Sterben einpflanzt, kurz

alles, was ihm seine einzigartige Bedeutung in der Geschichte verleiht, können wir weder aus den Geistesmächten seiner Zeit, noch aus denen der Vergangenheit herleiten. Aber auch dem Geistesleben der auf ihn folgenden Jahrhunderte steht er in einsamer Größe gegenüber.

Wenn wir also mit aller unbefangenen Forschung gern und willig anerkennen, daß in der geistigen Persönlichkeit Jesu nicht bloß ein Brennpunkt für alle Strahlen des bisherigen höheren religiösen Lebens gegeben ist, sondern ein schöpferisches Geheimnis, das kein menschlicher Verstand je ergründen wird, so wollen wir doch zugleich dessen von Herzen uns freuen, daß dieser größte und herrlichste unter allen „Menschen söhnen“ mit uns durchaus weSENSverwandt ist, daß wir ihm gegenüber mit edelstem Stolze das Wort des Dichters wiederholen dürfen: „Er war unser, und er ist unser“. Paulus nennt Jesus Christus den erstgeborenen unter vielen Brüdern, und es ist ja gerade unsere Aufgabe zu zeigen, wie er ein Mensch unter Menschen gewesen, wie auch er versucht worden ist, wie auch er seine schweren und bangen Stunden gehabt hat, wie auch er hat ringen müssen, sich in den Willen Gottes zu ergeben. Wahrlich, er versteht unser Sorgen und Bangen, unsere Kämpfe und Schmerzen, er ist unser Bruder, diesen Trost lassen wir uns niemals rauben. Ja, ich hoffe, verehrte Versammlung, daß Sie am Schlusse all dieser Vorträge zur Erkenntnis und Ueberzeugung gekommen sein werden: Nicht der Christus der Theologie, nicht die zweite Person der göttlichen Dreieinigkeit, ist der Wohlthäter der Menschheit, nicht er kann die Menschheit retten, sondern der schlichte geschichtliche Christus. Bei ihm allein finden wir eine gesunde, lebendige Frömmigkeit, die in voller Harmonie steht mit allem Schönen, Guten und Großen, mit den tiefsten geistigen Bedürfnissen auch der Gegenwart.

Ich habe mir vorgenommen, heute über die Versuchung

Jesu Christi zu reden. Umfangreiche Werke über das Leben Jesu Christi gehen über die Versuchungsgeschichte sehr schnell hinweg, sie verdient es aber reichlich, daß wir sie recht eingehend betrachten.

Jesus wird versucht. Was heißt das? Er empfindet einen Reiz zum Bösen, einen Reiz dem Willen seines Vaters ungehorsam zu werden und den Frieden mit Gott zu brechen. Woher kommt dieser Reiz? Die evangelische Geschichte redet von einem Versucher, von einem Teufel. Wer ist aber der Teufel? Gewiß sind wir alle über die mittelalterliche Anschauung hinaus, über den Glauben an eine Teufels-gestalt, der ägyptische und griechische Götterbilder die Hörner, die langspitzen Ohren, den Schwanz und den Pferdefuß geliehen haben. Eine solche Gestalt gehört jetzt in weitesten Kreisen nur noch dem Reiche der Dichtung an. Aber mit fröhlichen Kindern zu sprechen: „Es giebt keinen Teufel“, davor werden wir uns wohl hüten; denn wir brauchen nur den Teufel als den Inbegriff aller dunklen Mächte, welche den Menschen in die Tiefe ziehen wollen, zu fassen, um zu erkennen, daß er eine sehr reale Macht ist und immer noch eine furchtbare Gewalt über die Menschenherzen ausübt. Aber woher kommt denn eigentlich diese Macht? Ach, wie haben sich die Menschen seit langen Jahrtausenden abgemüht das Geheimnis des Bösen zu ergründen! Die Sache ist doch nicht so schwer zu erklären. Von Ur-anfang an hat das Leben nur ringend, kämpfend sich erhalten können. Wenn es den Kampf aufgibt, muß es verkümmern und sterben. Niedere Lebensformen greifen die höheren an, um sie zu sich herunter zu reißen oder sie vollständig zu vernichten. So muß z. B. der edle Waldbaum gegen hundert Feinde sich verteidigen. Kämpfend aber kann das Leben nicht bloß sich behaupten, sondern sich auch veredeln. Niemals wird ein redlicher Kampf umsonst geführt. Göttliche Weisheit hat gewollt, daß das Leben auf allen

Stufen in Kampf und Arbeit sich vollende. So muß eben auch der Mensch kämpfen um seine Menschenwürde; er muß wachen und ringen und arbeiten. Das macht das Leben oft ungeheuer mühsam; aber wenn wir ernstlich kämpfen, so kommen wir vorwärts und aufwärts, und immer herrlicher leuchten die verklärten Ziele alles Menschenlebens in unsere Seele hinein. Doch wehe uns, wenn wir im Kampfe schlaff werden; dann rauben uns die niederen Lebensmächte unser Höchstes und Bestes, wir entfremden uns unserer wahren Heimat immer mehr, wir sinken immer tiefer, wir werden immer elender.

Jesus hatte sich nach jener großen Stunde am Jordan, wo er die Himmel offen sah und das göttliche Wort vernahm: „Du bist mein Sohn, der geliebte, an dem ich Wohlgefallen habe“, in die Einsamkeit zurückgezogen. Wer wollte das nicht begreifen? Nach größten und herrlichsten Stunden bedürfen auch wir der Einsamkeit, wir können uns nicht alsbald ins laut rauschende Leben hinausbegeben. Wie er aber allein ist, da giebt sich seine ganze Seele an Gott hin, da hat er das tiefste Bedürfnis, noch einmal alles, was er der Welt zu verkünden hat, mit seinem himmlischen Vater gleichsam durchzusprechen, noch einmal seine ganze Aufgabe im Lichte der Ewigkeit zu schauen. Da kennt er keine irdischen Bedürfnisse, da achtet er der Schrecken der Einsamkeit nicht, da kommt kein Schlaf in seine Augen, da verspürt er keinen Hunger. Aber schließlich machen sich die leiblichen Bedürfnisse doch geltend: man kann sie wohl zurückhalten, doch nicht sie ganz verdrängen. So heißt es denn ganz einfach: Ihn begann zu hungern. Als ihn aber heftig hungerte, wie nahe legte sich da der Gedanke: „Wenn nur die Steine“, — die massenhaft auf dem Wüstenboden herumlagen — „Brot würden!“ Und nun die Versuchung: „Du stehst mit Gott in allerinnigstem Zusammenhang; so nahe an Gottes Herzen

wie du ist keiner von allen Menschen auf Erden. Also, wenn du, Gottes liebstes Kind, den Vater bittest, so wird er aus den Steinen Brot dir werden lassen, eben weil du sein liebstes Kind bist.“ Warum thut er eine solche Bitte nicht? Weil er sie für Sünde hält. Schon im menschlichen Haushalt will ein wirklich gutes Kind kein Vorrecht haben, will nicht, daß um seinetwillen die weise Hausordnung gestört werde. Wird treuer Kindesfinn dem himmlischen Haushalte gegenüber sich anders verhalten? Schlichte demutsvolle Gottergebenheit hat im Morgenland zu allen Zeiten als Wahrzeichen echter Frömmigkeit gegolten. Ihm, dem einsamen Beter, ihm dem Frömmsten der Frommen ist solche Ergebenheit tiefstes Herzensbedürfnis. Er will nicht, daß der Vater um seinetwillen die Hausordnung aufhebe, „der Mensch lebt von jedem Wort, das durch Gottes Mund ausgeht“, das will sagen: Der Allmächtige hat in seinem weisen herrlichen Haushalt unendlich viel Mittel und Wege zu helfen und den Hunger seiner Kinder zu stillen, ohne aufheben zu müssen, was seine ewige Weisheit geordnet hat. Will er gerade Brot den Menschen geben, dann läßt er das Samenforn dreißig- ja hundertfältige Frucht tragen. Entgegen einer klar vor Augen liegenden Ordnung Gottes etwas zu bitten, wie oft haben sich die Menschen dazu hinreißen lassen, nicht aber er, der uns beten gelehrt: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“, nicht er, der in bangster Stunde gesprochen: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“. Wie feinfühlig und zart ist seine Frömmigkeit! Wie klingt aus allen ihren Aeußerungen ein voller inniger Zusammenklang mit dem Willen Gottes! Leider sind die Christen sehr oft an den feinsten und rührendsten Zügen aus dem Leben ihres Herrn und Meisters achtlos vorübergegangen, verleitet von den Theologen, die ihr Gedankenbild höher schätzten als den geschichtlichen Christus, Welch ein verhängnisvoller Wahn der gelehrten

Geister, zu meinen, sie könnten mit ihren Spekulationen der Welt Höheres, Trostreicherer bieten, als Gott selbst in dem wirklichen Jesus Christus uns gegeben hat!

Seinen treuesten Jüngern hat der Herr seine ganze Seele geöffnet und ihnen auch erzählt, was im Innersten, vor aller Welt verborgen als Versuchung ihn aufregte. Wie innig, wie vertrauensvoll muß seine Freundschaft mit ihnen gewesen sein!

Hungrig und doch gestärkt verläßt Jesus die Wüste am Jordan und geht hinauf nach Jerusalem. Warum geht er nochmals dorthin? Warum wandert er nicht alsbald der Heimat zu, um hier sein Werk zu beginnen? Die Antwort wird uns nicht schwer fallen. Jerusalem ist ja doch die heilige Stadt, das Centrum im vollen Sinne des Wortes für das gesamte geistige Leben des Volkes Israel. In dieses Centrum will er nochmals gehen, den Tempelvorhof will er nochmals besuchen, um noch einmal die Eindrücke dieser heiligen Stätte auf sich wirken zu lassen. Die evangelische Erzählung berichtet, er habe sodann eine Rinne des Tempels bestiegen, das heißt er sei auf das flache Dach der Säulenhallen gegangen, welche den gewaltigen Vorhof nach allen Seiten umgaben. Von dort oben konnte er auf den herrlichen Platz hinunterschauen. Welch ein Platz! da strömen sie immer wieder hinein, die frommen Menschen, Psalmen singend; oder man sieht sie zu Hunderten, zu Tausenden niederknien, man hört sie beten: „Danket dem Herrn! Denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich“, man hört die Musik und den Gesang der Priester. Welche Erinnerungen weckte dieser Platz, der seit vielen Jahrhunderten die große Anbetungsstätte für das Volk Israel gewesen, auf dem so oft die Propheten große Worte gesprochen, auf welchem Millionen von Israeliten die stärksten und tiefsten heiligen Gefühle erlebt hatten! Da vernehmen sie das Wehen des göttlichen Geistes, da

spüren sie seinen heiligen Odem wie nirgends anderswo auf der Welt. Als Jesus in ernstem Sinnen die Scharen des Volkes betrachtete, die ihrer Andacht, ihrem frommen Entzücken mannigfaltigen Ausdruck gaben, wachte in ihm die Frage auf: „Willst du nicht deine Wirksamkeit auf diesem heiligen Platz beginnen? Willst du nicht die Fahne aufnehmen, welche der sterbenden Hand der Propheten auf diesem Platz entfallen ist? Aber wenn du hier zu wirken beginnen willst, wie kannst du Eindruck machen? Fromme Gefühle haben die Menschen hier in überreichem Maß, und, wenn du mit deiner größten und innigsten Frömmigkeit an sie herantrittst, das wird sie nicht stark erregen, weil sie selbst sich wie unter geöffnetem Himmel fühlen. Also mußt du ein Anderes versuchen. Stürze dich von der Zinne des Tempels hinunter auf den Platz! Das wird die Menge in Staunen und Bewunderung versetzen. Sie werden dich, wenn du unverletzt auf den Boden gekommen bist, wie einen von Gott Gesandten begrüßen. Und du bist ja Gottes geliebter Sohn; „dich werden die Engel auf den Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest“. Wir müssen bedenken, daß zu allen Zeiten die Menschen sehr wunderlüchtig gewesen sind, aber nie mehr als gerade damals. Man will nur den als Gottesgesandten anerkennen, der die Gesetze, die sonst die Welt beherrschen, aufzuheben versteht. So wird uns erzählt von zwei Männern, die einige Jahre nach Jesus Christus aufgetreten sind in der Meinung, sie besitzen die Messiaswürde, daß sie mit Wunderzeichen sich zu beglaubigen versucht haben. Der eine namens Theudas versammelte viele Tausende von Juden am Jordan, indem er vorgab, auf sein Gebet hin werden sich die Fluten des Jordan teilen, und er werde trockenen Fußes über den Fluß setzen. Allerdings bevor er das Gebet vollenden konnte, erschien die römische Reiterei auf dem Platze und jagte den Haufen

auseinander, und der ganze Schwindel nahm einen wehevollen blutigen Ausgang. Aber das hielt einen andern nicht ab, auf den Delberg die Menge zu berufen, indem er behauptete, wenn er bete, so werden auf sein Gebet hin die Mauern von Jerusalem zusammenstürzen, und er werde in Jerusalem wie in eine freie Stadt einziehen. Wiederum jagten die römischen Reiter den Haufen Volkes auseinander. Man sieht aus diesen zwei Geschichten nur, wie damals die Menschen auf solche Zeichen warteten und von einem Gottgesandten verlangten, daß er sich durch solche ausweise. So ist es ja immer gewesen. Die griechische Geschichte berichtet uns von zwei erleuchteten Männern, der eine hieß Pythagoras und der andere Empedokles, die große Freunde des Volkes waren und in ihrer Weise „den Weg des Heiles“ verkündeten. Beiden wurden eine Menge Wunder zugeschrieben. Beide hatten nach dem Glauben des Volkes Macht, nicht nur etwa Kranke zu heilen, nein, auch Wind und Sturm zu gebieten, beide seien allwissend gewesen und hätten in alle Geheimnisse der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft hineingeschaut. So werden auch sehr viele Wunder von Buddha, ja selbst in viel späterer Zeit auch von Muhammed berichtet. Kurz, es ist nun einmal offenbar ein Bedürfnis der Volksseele zu meinen, die, welche Gott zu einem besonderen Werke ausersehen habe, seien auch den allgemeinen Ordnungen des Lebens und der Welt enthoben. Wie weh that dieser wunderfüchtige Sinn unserm Herrn und Meister! Wie ferne lag ihm diese Wundersucht! Er spürte Gott so kräftig allenthalben, es kam ihm die ganze Welt so deutlich als ein unendlich bewunderungswürdiges Werk Gottes vor! Ueberall erkennt er das Walten dessen, mit dem er sich aufs allerinnigste verbunden weiß, so daß er nicht noch besonderer, außerordentlicher Zeichen bedarf, um der göttlichen Gegenwart inne zu werden. Nein! Wer nährt die Vögel des Himmels,

die nicht säen und nicht ernten, wer kleidet die Lilien des Feldes? Wer löst das Geheimnis, daß das Samenkorn wachsen muß? Wie wunderbar, daß das Senfkorn, das kleinste Samenkorn, zum größten Gewächs im Garten wird. Welch ein Reichthum göttlichen Waltens!

Nicht als ob wir Jesus moderne Vorstellungen von einem undurchbrüchlichen Naturzusammenhang beilegen wollten. O nein, sein Gott und Vater ist der Allmächtige, der die Sterne hervorruft nach ihrer Zahl und Himmel und Erde vergehen läßt. Aber er verwirft die Wundersucht, weil sie Sache eines schwächlichen Glaubens ist, der nur durch außerordentliche Erscheinungen der Macht und Weisheit Gottes gewiß wird. Ein innig frommes Gemüt, das durch die gewöhnliche Welterfahrung das höchste Vertrauen in die Macht, Weisheit und Liebe Gottes gewonnen hat, kann durch das Außerordentliche an Vertrauen nicht reicher werden. Nun aber tritt an Jesus die Versuchung heran, dem schwächlichen Glauben des Volkes entgegenzukommen und den Sprung in die Tiefe zu wagen. Er thut ihn nicht, er will nicht durch solch ein Zeichen anerkannt werden; sondern er weist die Versuchung ab mit den Worten: „Du sollst Gott nicht auf die Probe stellen!“

Nun heißt es weiter: „Der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg, von dem aus man alle Reiche der Welt überschauen konnte und sprach zu ihm: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Wenn wir diese Worte in buchstäblichem Sinne nehmen wollten, so könnte es sich nur um ein geistiges Schauen handeln; aber sie deuten in volkstümlicher Weise nur auf einen ungewöhnlich aussichtsreichen Berg hin, wie ein solcher im Osten Jerusalems sich erhebt, der Delberg. Ueber diesen Berg mußte Jesus wandern, wenn er auf dem gewöhnlichen Wege nach Galiläa heimkehren wollte. Auf seiner Höhe

hat er noch einmal tiefbewegten Herzens auf Jerusalem zurückschaut.

Welch ein großartiger Anblick! Unmittelbar zu seinen Füßen hatte er den herrlichen Tempelplatz. Wenn die letzte Versuchung ihn am Tage seiner Abreise von Jerusalem traf, so müssen wir annehmen, daß die heilige Stadt im Morgenglanz vor seinen Blicken sich ausbreitete. Unter der Fülle reinen Lichtes leuchtete das Tempelhaus mit seinem vergoldeten Dach und den Goldtafeln seiner Mauern gleichsam in überirdischer Verklärung. Wie eine gewaltige, aus Riesenquadern aufgebaute Feste ragt die innere Tempelanlage, das eigentliche Heiligtum Israels, über den weiten Tempelplatz empor, als wäre sie ein Sinnbild des Gottes, den Israels Dichter so oft mit einer unbezwinglichen Feste verglichen haben. Ja, hier tront der Allmächtige. Die dichtgedrängt über einander aufsteigenden Häuser jenseits des Heiligtums aber erinnern an das Volk, das kühnste und glänzendste Hoffnungen auf seinen Herrn und Gott setzt. Wohl weiß es, daß die Stadt Jerusalem, die der König Herodes mit hoher Pracht ausgeschmückt hat, nicht für die Ewigkeit gebaut ist, sie muß vergehen; aber mit verzückten Augen sieht es ein himmlisches Jerusalem, „die ewige Stadt des großen Königs“ auf die Stätte der irdischen herniederschweben, und in seinen Träumen allen zeitlichen Bedenkllichkeiten enthoben, vernimmt es den millionenfachen Jubelruf der verklärten Scharen: „Wer dürstet, der komme und trinke Wasser des Lebens umsonst. Selig sind, die eingehen durch die Thore in die Stadt.“ Mit dem Propheten konnte das Volk sprechen: „Solches Träumen ist mir süß geworden“; aber um so bitterer war jeweilen das Erwachen in die rauhe harte Wirklichkeit. Israel ist gefnechtet und verachtet, zum großen Teil arm und gering in eine Welt zerstreut, die mit ihrer Gottlosigkeit und ihrer Zweifelsucht, mit ihrem Bildungsstolz und ihrem Formen-

adel nur Hohn besaß für die schwulstigen, national selbstfüchtigen Zukunftsbilder der widerwärtigsten römischen Unterthanen.

Kein Volk hat heißere Thränen um seine Armut und Niedrigkeit geweint, als das Judentum; keines hat unter unerfüllten großen Hoffnungen schmerzlicher gelitten, keines inbrünstiger all seine Gebete in den einen Ruf zusammengefaßt: „Komm, o Herr, o komm, komm! Sende uns den Retter mit den Legionen der Engel“. Was wunder, wenn die verhaltene Wut von Unterdrückten und Beleidigten, wenn der Gram vergeblichen Hoffens an der Seele des Volkes nagten und sie in eine fast unleidliche Aufregung versetzten.

Wie Jesus droben auf dem Ölberg steht, die Blicke auf Jerusalem gerichtet, fühlt er Freude und Schmerz seines Volkes mit erhöhter Stärke. Soll er dessen Sehnsucht nicht stillen? O wie durchdringen die Seufzer und Klagen: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ sein mitleidvolles Herz! Kein Volk hat er von seinem Erbarmen ausgeschlossen; aber seine erste nächste Liebe galt doch seinem Volk, den „verlorenen Schafen Israels“. Soll er nicht im Namen seines himmlischen Vaters unter sein Volk treten und sagen: „O Volk! Deine Not und deine Erniedrigung haben ein Ende. Sammle dich um mich! Werde ein Volk von Gotteskindern! Und dann wird Gott seinen Engeln befehlen und wird uns frei machen von aller Not?“

Soll er nicht all seine reiche Begabung, all seine Gottinnigkeit, seine ganz einzigartige Stellung zu Gott in den Dienst dieser heißesten Hoffnungen seines Volkes stellen? Es waren ja keine gemeinen Hoffnungen, sonst hätte er mit ihnen keinen so gewaltigen Seelenkampf bestanden; denn alle Versuchungen, die an Jesus Christus herangetreten sind, haben etwas Edles an sich, sie erscheinen als Schatten nur etwa so, wie helles Erdenlicht noch Schatten wirft im

Licht der Sonne. Das Gemeine war dieser heiligsten Seele durchaus fern. Aber gerade das Gottwidrige, das mit edlen Elementen durchsetzt ist, wirkt am allergefährlichsten. Nicht die entartetsten Religionen haben dem Christentum den schroffsten Widerstand entgegengestellt, sondern diejenigen, die viel Wahrheit in sich bergen. Von allen Religionen in der Welt, die dem Christentum widerstreben, wird die Religion des Islam am längsten Widerstand leisten, weil aus dem Sande ihrer heiligen Schrift, des Koran, manches Goldkorn dem ungetrübten Auge entgegenleuchtet.

Die Messias Hoffnung Israels war keine gemeine Hoffnung; denn sie bezog sich nicht bloß auf Sinnesfreuden, sondern stellte auch eine Erneuerung der inneren Menschen in Aussicht. Alles Weh und Leid soll einst in der Welt verschwinden, Paradiesesfrieden selbst über die wilden Tiere kommen; aber auch die Sünde soll einst aufhören, und als höchste Gabe des Herren erwarteten die frommen Knechte Gottes in Israel von ihm ein besseres Herz. Gerade weil diese Hoffnung sehr viel ewig Wahres und Gutes in sich enthielt, konnte sie für Jesus gefährlich werden. Doch er hat sich von ihr nicht bestimmen lassen; denn er fühlt im Innersten, er würde mit ihr nicht den Weg beschreiten, den Gott ihn gehen heißt. Wenn er den Wünschen seines Volkes nachgeben wollte, so würde er nicht mehr den Segen seines Vaters haben. Ihm ist eine andere Aufgabe gestellt. Nicht zu einem Kampf gegen die Feinde des Volkes will er sein Volk sammeln; er will überhaupt kein Kämpfer sein im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auch wenn Legionen Engel ihm zu Gebote stünden. Er will in aller Demut nur ein Säemann sein, und den guten Samen austreuen, nicht einen Königsmantel tragen, sondern in Knechtesgestalt, arm und gering, so unscheinbar, als es nur immer sein kann, sein Werk anfangen. Weder will er sich mit Zeichen und Wundern schmücken, noch von seiner davidischen Abstam-

mung Gebrauch machen, noch viel weniger will er gleich von Anfang an als der Messias sich ausgeben. Nein, er will die Mühjelligen und Beladenen in einfachster Weise zu sich einladen, um sie mit der tröstlichen Versicherung zu erquicken, daß er ihnen Ruhe geben könne für ihre Seele. Er will mit der letzten Faser seines Wesens ganz und gar sich in den Dienst seines Vaters stellen, nichts für sich, alles für Gott und die Menschen. Er will die Welt retten mit der hingebendsten Liebe, mit dem selbstlosesten Erbarmen. Das ist der Weg, den er gehen wird, den er in späterer Zeit mit den Worten bezeichnet hat: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde, sondern daß er diene!“ Ja, dienen will er, dienen den Letzten und Geringsten; helfen will er den Gesunkensten und Verlassenen. Als armer Menschensohn will er sein Werk beginnen und vollenden, dessen gewiß, daß das der Weg Gottes ist. So hat er denn diese schwerste Versuchung wie alle andern überwunden mit den Worten: „Es steht geschrieben: „Du sollst den Herrn, deinen Gott anbeten und ihm allein dienen!“ Du kannst nicht die noch vielfach selbstischen Messiasträume deines Volkes erfüllen und zugleich der Retter jeder Menschenseele werden. Du kannst nicht den Stimmen des Hasses und der Rache des Volkes folgen und zugleich ein Reich des Friedens auf der Welt gründen. Du kannst nicht Hoffnungen dich anschließen, bei denen die volle Liebe Gottes nur den Kindern Israels gilt und zugleich diese Liebe der Sonne vergleichen, die über alles Erdreich leuchtet. Ja zum Könige habe ich dich berufen; aber der Weg zum Throne ist mit immer größeren Opfern selbstlosen Erbarmens bezeichnet.

Als Jesus die Versuchungen überwunden hatte, da „traten die Engel zu ihm und dienten ihm“, das heißt, da stellten sich die Mächte des höheren Lebens zu seinen Diensten: der heilige Ernst, der freudige Heldennut, die

erzieherische Weisheit, die himmlische Milde, die beseligende Harmonie der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen. Je höher die Seele hinaufdringt in die reine Himmelsluft, desto mehr enthebt sie sich der Erdenschwere, und Ueberwindungen schwerster Versuchungen bedeuten Siege für die Ewigkeit.

So nahm Jesus Abschied von Jerusalem mit vollendeter Entschlossenheit und in jener wunderbaren Stimmung, in der tiefste Wehmut und höchste Freude, größte Liebe, kühnste Hoffnung zu einem unsagbar wohlthuenden Gottesfrieden zusammenklingen.



VI.

Das ewige Evangelium.

Von Buddha wird erzählt, daß er sich nach jahrelangem Studium unter einen großen Feigenbaum gesetzt habe mit dem Entschluß, von dieser Stelle nicht mehr wegzugehen, bis er das wahre Licht empfangen habe. Da sei er denn unter diesem Baum geseßen, in sich versunken, über das Räthsel des Daseins nachsinnend. Wie Mara, der Herr des Reichthums, der Sinnenlust und des Todes, dies vernommen, sei es ihm um seine Herrschaft über die Menschen angst geworden. Er habe gefürchtet, wenn Buddha zu seinem Ziele komme, dann werde er, Mara, ein armer Teufel werden.

Darum habe er alles versucht, um den Buddha aus seinem Sinnen aufzuschrecken und auf andere Gedanken zu bringen. Zunächst habe der Versucher es probiert mit den Mitteln der Gewalt, des Schreckens, hernach, als er damit auf den sinnenden Buddha keinen Eindruck gemacht, mit den Bildern anmutiger Sinnenlust. Doch Alles sei ohne Erfolg gewesen, Buddha habe sich in seinem Sinnen nicht stören lassen und Mara habe unter dem Spott der Götter wütend über seine eigene Ohnmacht abziehen müssen. Endlich nach langem, langem Sinnen und Denken sei Buddha in einer Nacht erleuchtet worden, und vier große Wahrheiten haben seinen Geist mit einem Male durchstrahlt.

Welches sind diese Wahrheiten? Erste Wahrheit: Das ganze Leben ist ein Uebel. Zweite Wahrheit: Die Ursache

dieses Uebels ist die Begierde, nicht etwa bloß die gemeine Begierde, sondern das Hangen an Welt und Leben überhaupt. Dritte Wahrheit: Die Begierde muß überwunden werden. Und vierte Wahrheit: Es giebt einen achtfachen Weg, die Begierde zu überwinden. Also erleuchtet habe Buddha von seinem Sitze sich erhoben und sei hinausgezogen in die Welt, um die Wahrheiten allem Volke zu verkünden mit dem Rufe: „Mein Gesetz ist ein Gesetz des Erbarmens für alle!“ Das ist das Evangelium am Gangesstrand im fernen Indien.

Von Muhammed wird berichtet, er habe sich lange Zeit von Mekka nach dem einsamen Berge Hira zurückgezogen, um hier über das Geheimnis Gottes nachzusinnen. Aber das Geheimnis sei ihm so schwer und so furchtbar geworden, daß er manchmal gefürchtet habe, von Sinnen zu kommen. Wie sich die ersten prophetischen Regungen in seiner Seele geltend gemacht hätten, da sei es ihm zu Mute gewesen, als kämen sie von den Mächten der Finsternis, die immer nur darauf ausgehen, die Menschen zu verderben. Ja, er wäre wiederholt der Verzweiflung erlegen und hätte sich über eine Felswand hinuntergestürzt, wenn nicht jedesmal ein besserer Geist ihn wieder zurückgehalten, wenn nicht seine Gattin Chadijscha ihn beruhigt hätte. Endlich habe er in der Einsamkeit die Gewißheit erlangt, er sei von dem einen Gott zum Propheten ausersehen, um aller Welt zu verkünden, daß es nur einen Gott gebe, der ihn, Muhammed, zu seinem letzten und größten Propheten berufen habe. Das soll er der Welt verkünden mit der Androhung nahenden Gerichtes. Wer sich der Botschaft nicht unterwirft, über den kommt jählings das grause Verderben. Der Abgrund der Hölle wird sich aufthun, und die Widerspenstigen werden hinunterstürzen zu endloser Qual. So die Verkündigung des Propheten in Mekka, so das Evangelium in Arabien!

Und nun kehren wir zurück zu Jesus von Nazaret! Von Jerusalem aus hat er seine Schritte nach dem See Gennezaret gerichtet, nach diesem See, dessen Ufer damals mit einem reichen Kranz von Städten und Flecken geschmückt waren. Heutzutage sind die Ufer dieses Sees einsam, ganz einsam. So habe ich es wenigstens auf meiner Wanderung getroffen. Nur noch ein einziger Ort führte, wie ich jene Ufer betrat, ein dürftiges Dasein, der Ort Tiberias, der einst vom Landesfürsten Jesu, dem Herodes Antipas, zur Residenz war erhoben worden; aber alle andern Orte lagen in Trümmern. Der See Gennezaret ist zwischen gelblichen Felsmassen tief eingebettet, so tief, daß man seiner meistens erst gewahr wird, wenn man wenige Minuten von seinem Hochufer entfernt ist. Es ist nicht ein See, der sich durch eine außerordentliche Schönheit auszeichnen würde wie einzelne unserer Schweizerseen. Doch über ihm liegt der Duft großer, herrlicher Erinnerungen. Als ich von Tiberias aus nordwärts dem See entlang gieng, da mußte ich zunächst auf schmalem Pfade zwischen dem Wasser und senkrecht aufstrebenden Felsen vorwärtsschreiten. Hierauf zogen sich die Berge im Halbkreis zurück, um einer anmutigen und äußerst fruchtbaren Uferebene Platz zu machen. Vier starke Bäche durchrauschten dieses gesegnete Gelände, jetzt eine vollständig einsame Wildnis, einst ein Paradiesesgarten, von dem man zur Zeit Jesu Christi rühmte, daß er während zehn Monaten im Jahr reife Trauben biete, und daß er durch Blüten, reisende und reife Früchte an den gleichen Bäumen eine anmutige Mischung der Jahreszeiten darstelle. Eine Stunde nördlich von dieser Ebene kam ich zu einer Stätte, die von schwarzen Steinen weithin übersäet war. Mitten aber unter diesen schwarzen Trümmern zeigten sich die glänzend weißen Ueberreste einer einstigen Synagoge. Das war der Platz des alten Kapernaum, über das einst Jesus gesprochen: „Und du, Kapernaum, wardst du nicht

bis zum Himmel erhöht?" Von all der Herrlichkeit des Ortes sind nur diese schwarzen, wild durcheinander geworfenen Steine und wenige mit Bildhauerarbeit geschmückte Quader der einst prächtigen Synagoge übrig geblieben. Weit und breit sah ich kein Haus, keinerlei Wohnstätte von Menschen. Keine Baute einer späteren Zeit störte hier den Blick, kein Lärm unruhiger Gegenwart verletzete das Ohr. Ringsum waltete die tiefste Stille und Einsamkeit. Gerade das war dem Wanderer willkommen. Die Trümmer von Kapernaum redeten eine beredte Sprache von der Vergänglichkeit alles dessen, was Menschengestalt schafft und was Menschenhand baut. Aber während diese Trümmer wehmütige Gefühle wohl erregen konnten, prangte über mir der Himmel in seiner ganzen wunderbaren Herrlichkeit, und der See, gleichsam ein zweiter Himmel, war tiefblau zwischen den gelblichen Ufern eingerahmt. Ein milder Wind gieng über den See hin, leise die blauen Wogen kräuselnd. Da zog es den Geist des Wanderers mit Macht nach der Vergangenheit hin und es fielen vor dem inneren Auge die Schranken der Jahrtausende.

Mir war zu Mute, als könnte ich unmittelbar den großen Meister sehen, wie er vom Schiffe aus zu den Tausenden am Ufer redete, oder wie er dort in Kapernaum im Hause des Petrus eine Menge um sich sammelte, die begierig war, den zu hören, „der redete wie einer, der Gewalt hat und nicht wie die Schriftgelehrten“.

Also hieher kam Jesus, hier fieng er sein Werk an. Und wie hat er es angefangen? Das Evangelium nach Markus berichtet uns, er habe begonnen zu predigen: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist genahet. Kehret um und glaubet an das Evangelium!“ Allerdings eine großartige Freudenbotschaft für das Judentum: „Die Zeit ist erfüllt.“ Viele Geschlechter hatten gehofft und gehofft, und die Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt: Aber jetzt müßt ihr nicht länger

ins Endlose hoffen, jetzt ist das Reich Gottes genaht. Das Reich Gottes war für den damaligen Juden der Inbegriff alles Hohen, Herrlichen und Befeligenden. Reich Gottes bedeutete für ihn den Himmel auf Erden. Doch die Pforten desselben öffnen sich nur unter der einen Bedingung, daß er gewillt ist dem Rufe zu folgen: „Kehret um!“

Wir wissen, wie Johannes der Täufer auch Umkehr predigte, und wir können ja ganz allgemein sagen: Alle die, welche es mit den Menschen gut meinen, werden sie voraus daran erinnern: „Laßt uns besser werden! Dann wird's besser sein!“ Wenn die Menschen nicht gewillt sind, ihren Leidenschaften den Zügel anzulegen und für eine heilige Sache Opfer zu bringen, dann kann ihnen nicht geholfen werden. Aber im Munde Jesu Christi bedeutet das Wort: „Kehret um!“ doch noch mehr als bei Johannes. Gewiß war die Seele des Täufers von heiliger demütiger Liebe gegen Gott erfüllt, gewiß legte er mit den andern Propheten Israels den Hauptwert auf die rechtschaffene Gesinnung; aber aus seinem Wesen sprach ein herber, weltfeindlicher Zug, und er meinte durch Zürnen, Drohen, Fluchen dem Verderben am Wirksamsten Einhalt thun zu können. Das unendliche Erbarmen Jesu lebte nicht in ihm; darum sagte Jesus einmal: „Der Kleinste im Reiche Gottes ist größer als Johannes“; das heißt, mein geringster Jünger hat eine innigere Gemeinschaft mit Gott, als der Prophet der jüdischen Wüste. „Kehret um“, ruft Christus, „richtet euch nach dem Lebensziel, das ich euch weise“. Bei der Buße kommt doch Alles darauf an, mit welchem Maßstab der Mensch sich mißt. Johannes hatte im wesentlichen keine andern Lebensziele als die übrigen Juden, nur wollte er, daß man sie mit der ganzen Wärme des Herzens zu erreichen suche. Aber wenn Jesus ruft: „Kehret um“, so heißt das viel mehr als: „Lasset euch euere Sünden leid sein“, es heißt: „Wertet alle Werte des Lebens um, lernet von

mir, was Leben ist, gebt um meinetwillen Alles auf, was euch bisanhin teuer und heilig war. Alles soll neu werden, die Anbetung Gottes und die Lebensführung." Wie viel tiefer und umfassender ist der Ausdruck, den Jesus in der Landessprache brauchte: „Kehret um“, als dessen griechische Uebersetzung: „Aendert eure Gesinnung.“ Also „Kehret um“ lautet die Losung. „Wenn ihr aber umkehrt, wenn ihr in euerm ganzen Fühlen, Denken, Wollen, meine Richtung einschlaget, meinen Urbildern zustrebet, dann werdet ihr auch Vertrauen zum Evangelium gewinnen. „Evangelium“ zu deutsch „Freudenbotschaft“, welch einen reichen herrlichen Inhalt hat dieses Wort durch Jesus Christus gewonnen! Er hat nicht in der Weise eines gewöhnlichen Lehrers Vorträge über das Reich Gottes gehalten, nicht in einer künstlich geordneten Uebersicht seine Ueberzeugungen dargelegt. Nein, durch sein ganzes Sein und Wesen, durch all sein Reden und Handeln, durch sein ganzes Leben hat er die „Freudenbotschaft“ verkündet. Was seinen gedankenreichen Sprüchen, seinen lebensfrischen sinnigen Gleichnissen ihren unvergleichlichen Wert, ihre hohe Kraft giebt, das ist seine Persönlichkeit. Er ist mit seiner Predigt aufs Innigste verbunden, man kann seine Worte nicht von seiner Persönlichkeit ablösen, wenn sie ihre beste Wirkung nicht einbüßen sollen. Weder die israelitische, noch die muhammedanische, noch irgend eine andere Religion ist so eng mit ihrem Stifter verbunden wie die christliche. An den einen allmächtigen und heiligen Gott, den Moses verkündete, werden wir glauben, auch wenn wir die erhabene Gestalt des israelitischen Gesetzgebers vergessen sollten, denn der Anblick des Weltalls bezeugt uns ja immer wieder die Einheit einer großen Ordnung, und die Thatsache der sittlichen Weltordnung wird uns immer und immer wieder durch unsere eigene Lebenserfahrung in Erinnerung gerufen. Aber was Jesus uns

verkündet, das ist uns ohne ihn nicht ebenso gewiß. Was bringt denn Jesus Neues in die Welt? Wir möchten zuerst sagen: Er erfüllt zum ersten Mal die Welt mit Heimatluft. Der Mensch kommt sich wie ein Pilger, wie ein Fremder auf Erden vor. Das schmerzliche Gefühl, daß wir hienieden keine bleibende Stätte haben, daß unser Leben vergeht wie die Blume, die am Morgen blüht und am Abend verwelkt, das klingt durch alle Jahrtausende und durch alle Völker hin. Ja, der Mensch mit seinem Bedürfnis nach einer unvergänglichen Heimat, nach einer unsterblichen Freude, nach Erlösung von aller Angst der Endlichkeit und Vergänglichkeit und Befreiung vom Drucke seiner eigenen Schuld und Sünde fühlt sich in dieser Welt oft wie ein verirrter Fremdling. Diese herbe, schwere Welt scheint zu seinem innersten Gemüthsbedürfnis so wenig zu stimmen. Hat nicht Plato recht, wenn er behauptet, die menschliche Seele habe ihre Heimat in Himmelshöhen und sei nur aus Verirrung auf die Erde herabgesunken; nie könne sie sich hier wohl fühlen, denn sie müsse sich immer nach ihrer himmlischen Heimat sehnen, zu der sie aber erst nach langer Wanderung wieder aufsteigen werde. Dieses drückende Heimweh, diesen Weltschmerz hat Jesus von uns genommen. Aus innerster eigener Erfahrung hat er der harrenden Menge verkündet, daß Gott uns Menschen mit einer Liebe, die alles Denken übersteigt, lieb hat. Ja, Gott hat uns lieb, der Ewige, der durch allen Wandel der Zeit sich gleich bleibt, der Allgegenwärtige, der in den fernsten Himmelshöhen wohnt, und dessen Gegenwart der Bergmann in den Tiefen der Erde durch Andacht wahrnimmt, der Allmächtige, vor dem die Stürme schweigen, der Heilige und Gerechte, vor dem keine menschliche Gerechtigkeit bestehen kann, ja, vor dem die Engel des Himmels, wie es bei Hiob heißt, nicht rein sind. Höre es, o Menschenkind, es giebt eine Liebe, die dich durch alle Ewigkeit trägt,

die durch alle Welt dich begleitet, die stärker und inniger ist als Vater- und Mutterliebe. Der Name Vater für Gott sagt dir an sich nicht viel, er wird erst durch Christus mit vollem Sonnenglanz durchleuchtet. Welch eine kühne, aber auch welch eine beseligende Botschaft: Das innerste Wesen Gottes ist Liebe. Wer dieses Glaubens gewiß geworden, für den ist alle Angst der Welt verschwunden, der wandert kindesfroh auch unter Sturm und Wetter seinen Weg. Diesen Glauben will Jesus den Herzen einpflanzen. Alles, was er redet und thut, läßt sich in das apostolische Wort zusammenfassen: Gott ist die Liebe. Gewiß verkünden auch für Jesus die Himmel die Ehre Gottes, aber sie verkünden ihm noch stärker seine Vaterliebe; gewiß sind auch ihm die Blumen ein Sinnbild der Vergänglichkeit, aber noch mehr ein Zeugnis dafür, daß eine gütige Macht regiert, die mit unendlicher Anmut die Fluren schmückt. Es giebt Leute, die in der Natur nur den schweren ruhelosen Kampf sehen und in der Menschenwelt nur das Elend, den Jammer, die Verdorbenheit, und die meinen, weise zu sein, wenn sie gegen ihre Mitmenschen ein möglichst großes Mißtrauen hegen, ja die ganze Welt für grundschlecht halten mit Ausnahme ihrer eigenen werthen Person. Jesus spürt auf seinen Wanderungen durch die Gaue seiner Heimat überall den Odem göttlicher Weisheit und Freundlichkeit, und in den so unvollkommenen Menschen entdeckt er viele Züge, die an das göttliche Ebenbild erinnern. Wie gerne deutet er auf diese Züge hin! „Wo ist ein Vater“, spricht er, „der, wenn ihn sein Kind um Brot bäte, ihm einen Stein gäbe“. Er redet von einem gütigen Vater, der den liederlichen, in Lumpen zu ihm heimgekehrten Sohn mit Freuden in die Arme schließt und für den Verlorenen und Wiedergefundenen ein Festmahl veranstaltet. Auch von einem gütigen Schuldherrn weiß er zu berichten, der tausend Talente seinem Schuldner schenkt. Ja, er denkt groß und

gut von dem innersten Wesen der Menschenseele. Alle die Züge aber von Freundlichkeit, von Edelsinn, von Milde und Erbarmen, die sein freundliches und feines Auge unter den Menschen erkannt hat, sie sind ihm ein Zeugnis von der Liebe und dem Erbarmen dessen, der die Welten trägt. Durch Jesus gewinnt die Gemeinschaft mit Gott bei aller Weihe etwas überaus Heimliches. Abba, Vater, sollen wir Gott anrufen, rückhaltloses kindliches Vertrauen ihm entgegenbringen, mit der harmlosen Innigkeit von Kindern uns ihm anschlügen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen!“ Es soll wieder etwas von der paradiesischen Kindesfröhlichkeit in eure Seele zurückkehren! Denn Gott hat Mitleid mit den Gesunkenen und Gefallenen und heißt jeden willkommen, der heimkehren will zu ihm. „Ueber einen verlorenen und wiedergefundenen Sünder ist im Himmel mehr Freude als über neunundneunzig Gerechte.“ Also redet Jesus von der ewigen Liebe, die über alle Menschen leuchtet, von dem Kindschaftsbund, den jede Seele mit dem Vater im Himmel schließen kann. Und was verlangt der Vater von seinen Kindern? Wann darfst du dich dessen getrösten, daß du in einem Kindesbund mit dem allwaltenden heiligen Gott stehst? Dann, wenn die Liebe Gottes wie leuchtender Sonnenschein in deine Seele einzieht, und dein eigen Wesen wiederum wie eine Sonne leuchtet in die Welt hinaus. So ist ja das Wort zu verstehen: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Ja, wenn die Liebe Gottes in dein Herz hineingezogen ist, dann kannst du nicht anders als du mußt wiederum Freundlichkeit und Güte gegen deine Brüder und Schwestern üben. „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen!“ Also die, welche den Frieden bringen, die haben die Bürgschaft in sich, daß sie mit Gott wesensverwandt sind, daß sie Gottes Kinder sind. „Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut Gutes denen, die euch hassen,

und bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seit eures Vaters im Himmel!" Ja, wer ihm angehören will, der muß siebenzigmal siebenmal verzeihen, der muß der Schwachen und Geringen sich annehmen. So sagt er einmal, es werde einst Gott das Wort sprechen: „Kommt herein, ihr Gesegneten des Herrn! Denn ich hungerte, und ihr habt mich gespeist; ich dürstete und ihr habt mich getränkt; ich war ein Fremdling und ihr habt mich beherbergt". Und es werden die Menschen zum Herrn sprechen: „Wo haben wir dich gespeist? Wo haben wir dich getränkt und beherbergt?" Und der Herr wird antworten: „Was ihr einem der Geringsten von mir gethan, das habt ihr mir gethan!" Also wie ein Vater auf Erden alles, was man seinen Kindern thut, mit innigem Wohlgefallen annimmt und es höher schätzt als, was man ihm unmittelbar selber erweist, so auch der Vater im Himmel. Wenn du in seinem Namen ein kleines, armes Kind aufnimmst und zärtlich liebst, so nimmt das der himmlische Vater als wahren Gottesdienst an: du ehrst damit ihn.

In einer Stelle des alten Testaments heißt es „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen“, aber hier wird die Liebe zu den Nächsten nicht gefordert, dafür lesen wir an einer andern Stelle: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Das Neue und bewunderungswürdig Große an der Forderung Jesu Christi erkennen wir daran, daß er die Liebe zu Gott und die zu den Menschen aufs Innigste mit einander verschmolzen hat. „Liebe Gott, das ist das erste Gebot, aber das andere ist diesem gleich: Liebe deinen Nächsten“. Jene religiöse Schwärmerei, die in Weltabgeschiedenheit nur sich selbst genießt, ist nicht im Sinne Jesu Christi. Aber wenn ein Mensch der Neuzeit ihn fragen wollte: Herr, ist es nach deinen eigenen Aussagen nicht genug an der Liebe zu den Menschen, bedarf es noch einer besonderen Liebe zu Gott?

so würde er ihm antworten: Die Liebe zu Gott aufgeben heißt die Wurzeln des Baumes abschneiden, dessen Frucht die selbstlose Menschenliebe ist. Man kann von der Liebe, die Jesus verlangt sagen, was der Dichter vom Wasser sagt:

„Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es
Ewig wechselnd!“

Wer nun in dieses Reich der Liebe, der Versöhnung, des Friedens eingetreten ist, der fühlt sich unendlich reich, der hat in sich die Empfindung eines Jubels, einer Freude, wie er bis anhin noch nichts erlebt hat von gleicher Herrlichkeit und gleicher beseligender Kraft. Jesus sagt einmal zu seinen Jüngern: „Alles, was ihr um meinetwillen verloren habt, Vater und Mutter, Verwandte und Freunde, Acker und Häuser, das wird euch hundertfach ersetzt werden“. Er meint damit wahrlich nicht einen Ersatz im Sinne eines muhammedanischen Paradieses; sondern er deutet damit eben auf diesen Seelenjubel hin, den er den Menschen mitteilen will. Darum darf er auch dieses neue Leben mit einer kostbarsten Perle vergleichen, die der größten Opfer wert ist. Er darf sagen: „Ich mache euch das Leben erst lebenswert. Ich bringe euch ins Leben erst die rechte Würze, und ihr selber, wenn ihr diese Freudenbotschaft in euch aufgenommen habt, wenn sie eine Kraft des Lebens für euch geworden ist, seid das „Salz der Welt“, und ohne dieses „Salz“ ist das Leben matt und fade.

In der alten Welt des Ostens hatte der Begriff „Leben“ vielfach seinen Wert eingebüßt. Millionen sehnten sich nach vollständigem Sterben und Vergehen. Jesus hat diesen Begriff wieder in sein volles Recht eingesetzt; er hat ihm einen neuen unendlich reichen und beglückenden Inhalt gegeben, daß in der Gemeinschaft Jesu die Geister

auffubeln, wenn sie das Wort „Leben“ hören. Freilich, wenn leibliches Bestehen schon Leben wäre, dann wäre für Jesus zwischen Leben und Tod kein Unterschied. Das Leben in seinem Sinne beginnt erst mit dem Eintritt in das Reich Gottes. Leben heißt den Vater im Himmel lieben mit aller Wärme des Herzens und seine Liebe im Innersten erfahren. Weil damit ein Friede gegeben ist, der immer gleich wohl thut, eine Freude, die immer gleich frisch bleibt und von ihrer beseligenden Kraft durch den Wandel der Zeit nichts verliert, ist Leben im Geiste Jesu Christi, wie tief und wahr das Johannesevangelium es ausspricht, „ewiges Leben“. Wer daran Teil hat, der versteht das Wort Jesu: „Wer das (leibliche) Leben um meinetwillen verliert, der wird es (das höhere Leben) gewinnen“. Um das höchste Gut zu gewinnen und zu behaupten, verkaufen die wahren Jünger Jesu, wenn es die Verhältnisse fordern, Alles, was sie haben, sie sind treu bis in den Tod.

Jesus muß doch einen mächtigen Eindruck auf die schlichten Leute des Volkes gemacht haben. Einmal mitten aus der Menge rief eine Frau: „Selig die Mutter, die an ihrer Brust dich getragen!“ Wenn er auftritt, sammeln sich die Leute alsbald zu Hunderten, zu Tausenden, sie hangen an seinem Mund, sie spüren, er bringt ihnen etwas, was sie bis anhin wohl längst gesucht, aber nicht gefunden hatten. Was sind das für große Worte: „Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich!“ Sonst pflegt man ja die, welche sich arm fühlen, welche ihre eigene Ohnmacht, Nichtigkeit, Schwäche, die Vergänglichkeit alles Irdischen tief schmerzlich empfinden, nur zu bemitleiden; aber er preist sie selig! Warum? Weil sie mit dem, was ihnen die Erde gegeben hatte, sich nicht glücklich fühlen, und ihnen ein ungestillter Hunger und Durst übrig bleibt, darum sind sie empfänglich für das Neue, was er ihnen bringen will, für das Himmelreich, für den Rindschafts-

bund mit dem ewigen Gott. „Selig sind die da trauern; denn sie werden getröstet werden!“ Aller Erden Schmerz muß dazu mitwirken, daß die Seele den Jubel daheim zu sein bei Gott erst recht empfindet. Seligste Freude, innigster Trost ringt sich unter der Macht des Geistes Jesu Christi aus tiefstem Erdenleid empor. „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Der Mensch muß selber anfangen, milde und gütig zu sein, Mitleid zu haben mit den Schwachen, Mitleid mit den Gesunkenen und Gefallenen; sonst wird er nie und nimmer an eine höchste, ewige Liebe und Gnade glauben können; sondern er wird als unbarmherziger auch selber ein unbarmherziges Gericht in seiner Seele erfahren. Ja, das war eine neue Botschaft! Sie durfte wohl in vollem Maß ein Evangelium, eine Freudenbotschaft, genannt werden. Wenn wir diese Botschaft vergleichen mit dem, was andere große Führer der Menschheit geboten haben, welch ein gewaltiger Unterschied! Dieser Buddha im fernen Indien, er meint es ja auch gut, er will Seelenqualen auslöschen, er will Frieden den erregten und empörten Gemüthern bringen, er will Wunden heilen, die bis anhin niemand geheilt hatte; aber um welchen Preis? Daß wir das Leben verachten, daß wir gegenüber allen Werten des Lebens gleichgültig werden, daß wir uns um Heimat und Vaterland, um Kunst und Wissenschaft, um alles das, was sonst das Leben gut und schön und anmutig macht, durchaus nicht mehr kümmern, daß wir wieder zurücksinken in einen Zustand der Barbarei; denn alle Weltkultur vermehrt nach der Anschauung Buddhas nur den Seelenschmerz. Wahrlich, es ist ein Weg des Todes, den Buddha den Menschen anrät. Der ist am Ziel, der ganz und gar gleichgültig gegen die Welt geworden ist, der sich eiskalt ganz in sich abschließt und die Welt mit den gleichen Gefühlen ansieht, wie man den Seifenblasen zuschaut, die ein kleiner Knabe in die Luft hinausbläst. So Buddha!

Oder werden wir uns erfreuen an den Schreckensbotschaften des arabischen Propheten, der durch Verkündigung furchtbarer Höllenstrafen die Kuraischten, seine Mitbürger in Mekka, aus ihrer geistigen Trägheit aufwecken will? Es ist ja eine alte Methode, durch Schrecken auf das menschliche Gemüt Eindruck zu machen. Doch mit solchen Drohmitteln kann man wohl die Menschenseele einschüchtern, daß sie sklavisch einem größeren, höheren Willen gehorcht, aber sie besser machen und eine große heilige Begeisterung wecken, das kann man auf diese Weise nimmermehr. Man hört die Drohrede mit Ernst, mit Staunen an, vielleicht erschüttert, ergriffen und geht mit einem bangen Seufzer, mit einem schweren Herzen von dannen. Man fürchtet sich, man erzittert, aber man spürt keinen Hauch jener ewigen Liebe und Gnade, die uns sagt: „Was ich von dir will, o Menschenkind, das stimmt ja durchaus mit den tiefsten und innersten Bedürfnissen deines eigenen Wesens überein; denn du bist mein Kind, du bist mit mir wesensverwandt. Ich lade dir kein fremdes Gebot auf, nein, ich rufe nur die heiligen Triebe in dir wach, die im Innersten deiner Seele schlummern“. Wie ganz anders die Freudenbotschaft Jesu Christi, dieses Evangelium heiliger Liebe!

Aber, könnte man entgegen halten, redet denn Christus immer nur von Liebe, von mildem schonendem Erbarmen! Hat er nicht auch schneidend scharfe Worte, Worte gewaltigen Zornes, redet er immer nur von Erlösung, nicht auch von Verdammnis, nur vom Himmel, nicht auch von der Hölle? Hat er nicht in die Welt hineingerufen: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden, und wie wollte ich, daß es schon brennte?“ Gewiß ist das ganze Wirken Christi von heiligstem Ernste durchdrungen; aber steht dieser Ernst im Widerspruch zu seinem Erbarmen?

In der That ist man ja oftmals so weit gegangen in Christus nur den zürnenden unbarmherzigen Weltenrichter zu sehen, der den Sündern zuruft: „Weichet von mir, die ihr die Ungerechtigkeit geübt habet, ihr werdet in die ewige Strafe gehen“. Wenn Luther als Mönch namenlose Qualen litt durch die Angst vor der ewigen Verdammnis, so müssen diejenigen Worte Jesu, die in der That eine furchtbare Majestät offenbaren, alle andern Worte seines Herrn und Meisters übertönt haben. Was bewegt Christus zu Aussprüchen wie: „Wer zu seinem Bruder sagt Narr, der wird des höllischen Feuers schuldig sein, wenn dein Auge dich ärgert, so reiß es aus; denn es ist besser, daß du einäugig ins Leben eingehest, als mit zwei Augen ins höllische Feuer geworfen werdest“. Er weiß, daß die Sünde des Menschen größter und grimmigster Feind ist, daß wir nimmer zum Heil gelangen, wenn wir nicht ein dringendstes Verlangen haben gut zu sein und darum es auch ernst nehmen mit der Sünde. Diese will uns immer in die Tiefe ziehen, uns Gott entfremden, das Licht des Lebens auslöschen und Jammer und Elend nach allen Seiten verbreiten. Diesem schrecklichsten Feind des Menschenwohls gilt sein ruheloser Kampf. Mit der Wurzel will er das Unkraut ausrotten, im Herzen die Sünde treffen, die Gesinnung heiligen. Er sieht in den scheinbar harmlosen Anfängen die entsetzlichen Folgen und bekämpft diese Anfänge voll hoher erzieherischer Weisheit mit der größten Wucht. Wir begreifen auch, daß ihm, der die volle Seligkeit innigster Harmonie mit Gott in sich trug, alle Gottentfremdung als größtes Elend erscheinen mußte. Ferne von Gott sein ist ihm Heimatlosigkeit, ist ihm Armut, Hunger, ein Ausharren müssen in Nacht, in unerträglicher Hitze, ja er nimmt für diesen Zustand alle Ausdrücke, welche die Volksphantasie für die Qualen der Verdammnis geformt hatte, in Anspruch. So klingt uns auch in den

schärfsten und strengsten Worten Jesu Christi, wenn wir ihn recht verstehen, sein ganzes unendliches Erbarmen mit der Menschheit wieder. Sie gleichen den Worten des Johannes; aber sie haben eine ganz andere Klangfarbe, die jedes feinere Ohr leicht unterscheiden kann. Von Verdammnis war in den Synagogen zur Zeit Jesu unendlich oft die Rede. Aber er stellte sich allen Zeitvorstellungen frei gegenüber, nicht im Sinne eines modernen Menschen, sondern im Sinne dessen, der die höchste Vollendung der Lebensgemeinschaft mit Gott thatsächlich besitzt, dem alles Irdische nur ein Gleichnis ist für das Ueberirdische, alles äußere Geschehen ein Sinnbild für innere Vorgänge. Eine kleinliche Wissenschaft hat sehr genau die zeitliche Form der Aussprache Jesu geprüft, aber nicht gefragt, welchen Inhalt diese Form in sich birgt, sie hat den Buchstaben gepreßt; aber für alle Aussprüche des größten innerlichsten und geistigsten Lehrers gilt die Weisung, die im Johannesevangelium steht: „Der Geist ist's, der lebendig macht. Die Worte, die ich sage, sind Geist und Leben.“ Das Evangelium Jesu richtet sich an alle Stände und Klassen, es ist volkstümlich im edelsten Sinn des Wortes! Was Buddha predigte, das war zum großen Teil nur den höher gebildeten Klassen verständlich. Es wird uns auch von der Geschichte berichtet, Buddha habe seine Jünger unter den vornehmen und reichen Jünglingen seines Landes geworben, die an der reichen Tafel des Lebens sich übersättigt hatten und nun gerne einstimmten in den Ruf: „Alles Dasein ist ein Uebel!“ Aber gerade die armen, die schlichten Leute, die im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten mußten, und die sich eben damit auch eine innere Gesundheit und Frische erhalten hatten, konnten in ihren einfachen Verhältnissen nicht begreifen, wie alles Leben ein Uebel sein sollte. Also hat diese Predigt im fernen Osten einen durchaus unvolkstümlichen Zug, wie auch heute noch ähnliche Lehren wohl unter Gebildeten An-

hänger finden, die sich im Weltschmerz gefallen, aber nicht unter den einfachen Leuten des Volkes. Wie ganz anders das Evangelium Jesu Christi! Für Liebe, für selbstlose Herzensgüte, für inniges Erbarmen ist eine jede Menschenseele empfänglich. Da wird nicht mehr nach Schulung und Bildung gefragt, nein, nur darnach: „Willst du dich aufraffen und deine Selbstsucht überwinden, willst du den Geist reiner Liebe, selbstloser Güte in dir triumphieren lassen?“ Welch ein Gegensatz ist das gegenüber der Lehre der griechischen Philosophen, die ja in ihrer Weise die Menschheit ebenfalls zur Höhe hinaufführen wollten! Sie lehrten bekanntlich vier Tugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Besonnenheit, Tapferkeit. Aber die Liebe ist nicht darunter. Was diese Weisen verkünden, das ist eine Lehre für die starken, mutigen Männer, aber nicht eine Lehre für die Frauen, für die Schwachen, für die, welche nicht mehr mit Thatkraft in die Welt eingreifen können. So schwach jedoch ein Mensch sein mag, so alt, so hinfällig oder so jung und zart, der Liebe sind alle fähig vom Greise bis zum Kind, und es braucht da auch keine besondere Weisheit; man muß nicht auf hohen Schulen gewesen sein, um zum höchsten Ziele zu gelangen. Die Liebe ist eine Kraft, welche die Menschen stark machen kann wie keine andere Macht. Sie vermag die zu heilen, die am schwersten krank sind. Darum ist Jesus unter die Böllner gegangen, unter die, welche von aller Welt damals verworfen waren, die als der Abschaum der Gesellschaft behandelt wurden. Er hat ihnen das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählt und es vermocht, diese wirklich rohen Menschen zu einem menschenwürdigen Leben zurückzuführen. Das hat die Liebe gethan, und die Liebe Jesu Christi ist es, welche die Heimat erst zur Heimat schafft, welche jedem Menschen erst die volle Menschenwürde bringt. Die Liebe ist der Sonnenschein, der mit seinem goldenen Licht auch das Einfache und

Vermliche verklärt. Wenn wir aber auf unserer Erdenwanderung diese Liebe erlebt haben als eine himmlische Kraft, die uns weiht, verklärt, veredelt, beseligt, dann werden wir der letzten Stunde mit freudiger Hoffnung entgegen schauen und uns sagen: So gewiß die Vaterliebe des allmächtigen Gottes während unserer Erdentage, zu einer jeden Zweifel überwältigenden Thatsache geworden ist, so gewiß kann der Menschen Leben nicht enden mit Tod und Vernichtung, mit Jammer und Elend, mit ungestillten Thränen und verheerender Sehnsucht, nein, es muß hinter der Erdennacht ein neuer, schöner Tag emporsteigen. Das ist das Evangelium Jesu Christi.

Es wird in der Offenbarung Johannis gesagt, ein Engel sei durch den Himmel geflogen, um ein ewiges Evangelium allen Nationen auf der Erde zu verkünden. Dieses ewige Evangelium, das allen Nationen und allen Zeiten bis ins Innerste wohl thun, das nie veralten, das immer wieder neues Leben, neue Freude, neuen Jubel erzeugen wird, das hat der Menschensohn schlicht und einfach an den Ufern des Sees Gennezaret verkündet, indem er anfieng mit den Worten: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist genacht. Thut Buße und glaubet an das Evangelium!“

VII.

Das Hochzeitsmahl des Königssohnes.

Heute möchte ich reden über das Gottesreich und zwar im Anschluß an das wohlbekannte Gleichnis von dem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte. Er schickte seine Knechte aus, die Geladenen zum Feste zu rufen. Aber die Geladenen wollten nicht kommen. Da sprach er zu seinen Knechten: „Die Geladenen sind der Einladung nicht wert; daher gehet hin an die Scheidewege und berufet, wen ihr findet!“ Und die Knechte giengen hin an die Scheidewege und beriefen, wen sie fanden: Gute und Böse, Lahme und Blinde, Gesunde und Krüppel, sie alle wurden eingeladen. Und der Herr sprach zu seinen Knechten: „Gehet weiter hinaus und ladet sie ein, die hinter den Zäunen sind und an den Wegen stehen! Nötiget sie hereinzukommen!“ Indem ich dieses Gleichnis erzähle, habe ich es zusammengestellt aus der Ueberlieferung, wie sie beim Evangelisten Matthäus und bei Lucas sich findet. Einen Zug aber muß ich noch hinzufügen. Als der Königsaal voll von Gästen war, da schritt der König durch die Gäste, um sie zu grüßen, und er trifft einen, der hat kein hochzeitliches Kleid an, und der König erzürnt spricht zu ihm: „Freund! Wie bist du hereingekommen und hast kein hochzeitliches Kleid an?“ Er aber verstummte. Da sprach der König zu seinen Knechten: „Nehmet ihn, bindet ihn und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen ist!“

Im Morgenlande wird der Hitze wegen das Hochzeitsfest Nachts gefeiert. Die Sitte verlangt es, daß die festlichen Räume von möglichst vielen Lampen beleuchtet werden. Weil von der Fülle des Lichtes auch die Umgebung des Hauses noch etwas gewinnt, wagen sich die lichtscheuen wilden Tiere, die Schakale, wilden Hunde, Hyänen nicht allzunahe heran, sondern halten sich in einer Entfernung, wohin kein Lichtstrahl mehr dringt. Dort, wo äußerste Finsternis herrscht, wo es ganz dunkel ist, erheben sie ein furchtbares Geheul oder knirschen vor Wut und vor Hunger mit den Zähnen. Schauern ergreift den Morgenländer bei dem Gedanken, ein Wanderer möchte in dunkelster Nacht unter die grimmige Meute sich verirren; darum heißt für ihn einen Menschen in die äußerste Finsternis hinausstoßen, wo Heulen und Zähneknirschen ist, diesen dem größten Schrecken überliefern. Jesus konnte kein wirksameres Bild für die Angst der Gottesverlassenheit brauchen.

„Nötiget sie hereinzukommen!“ Ach! wie schrecklich hat die Kirche Jahrhunderte lang dieses rührend freundliche Wort mißverstanden! „Compelle intrare!“ (nötige einzutreten) das war das Lösungswort für alle jene furchtbaren Glaubenskriege, für alle jenen entsetzlichen Schreckmittel, um mit blutiger, grausamer Gewalt die Menschen in die Kirche hereinzunötigen. Wenn wir das Gleichnis richtig deuten wollen, so müssen wir voraus uns sagen: Es gilt, sein Augenmerk auf den Hauptgedanken zu richten. Nicht alles, was zum Bilde gehört, gehört auch zur geistigen Vergleichung. Wenn man von einem Hochzeitsfeste redet, ist eine sehr naheliegende Frage: „Wer ist denn die Braut?“ Der Bräutigam ist ja offenbar Jesus Christus; aber von der Braut ist in den vielen Gleichnissen, die an das Hochzeitsfest anschließen, niemals die Rede. Sollen wir uns nun etwa abmühen, nachzuforschen, welches die Braut sei? Wir kämen auf eine ganz falsche Fährte. Jesus wählt das

Gleichnis vom Hochzeitsfeste nur deshalb, weil es für seine morgenländischen Zuhörer das schönste, glänzendste und freudenreichste Fest ist, das sie kennen. Und nun vollends das Hochzeitsfest des Königssohnes! Das ist das allerherrlichste und allerfreudenreichste Fest, das sich überhaupt denken läßt.

In seinen Gleichnissen will Jesus immer einen Hauptgedanken veranschaulichen, so daß es unnütze Spielerei wäre, alle einzelnen Züge seiner Erzählung deuten zu wollen. Wie töricht wäre es zu fragen, warum das Weib im Gleichnis vom Sauerteig gerade drei Viertel Mehl nahm und nicht mehr, oder was im Gleichnis vom Senfkorn die Vögel zu bedeuten haben, die auf die Senfstaupe sich setzen, oder ob es Weizen oder Gerste gewesen sei, was im Gleichnis vom Säemann der Landmann ausstreut, was man unter dem Krämer zu verstehen habe, bei dem die törichten Jungfrauen Del kauften. Auch müssen wir immer zunächst eine klare Anschauung des Bildes gewinnen, das Jesu als Gleichnis verwendet. Er nimmt seine Vergleichen aus dem Leben, wie es ihm und seinen Zuhörern vor Augen lag, ohne über das Bild selbst Lob oder Tadel auszusprechen. Das Gleichnis vom Säemann paßt nur auf morgenländische Zustände, wo der Landmann mit seinem stumpfen Pflug den Weg nicht aufackert, die niedrigen Dornen nicht mit der Wurzel ausrauft und die felsigen Stellen im Acker nicht mit der nötigen Erdkrumme bedeckt. Ein Landmann bei uns würde anders verfahren. Der Fischer, der die guten und die faulen Fische von einander sondert, ist ein Jude, dem sein Gesetz befiehlt, die schuppenlosen Fische ins Wasser zurückzuwerfen.

Doch lehren wir zum Gleichnis vom Hochzeitsmahl des Königssohnes zurück. Die Geladenen wollen nicht kommen. Wer sind sie denn? Das sind die Frommen Israels, die eine sorgfältige, eingehende religiöse Bildung genossen haben;

das sind die Frommen, die Tag und Nacht in den heiligen Büchern Israels studieren, um den Willen Gottes, um die ewige Wahrheit immer deutlicher zu erkennen; das sind jene Rabbiner, jene Pharisäer, die einen großen Teil ihres Lebens dem Studium von Gesetz und Propheten gewidmet haben. Sie wollen nicht kommen; sie sind von der Vortrefflichkeit ihrer eigenen Einsicht, ihrer eigenen Erleuchtung so überzeugt, daß sie meinen, sie könnten von dem schlichten Rabbi aus Nazaret nichts mehr lernen. Es sind ja jene trockenen, manchmal auch geradezu eingetrockneten Menschenseelen, die im bürgerlichen Leben als ganz ordentliche, rechtschaffene Leute sich erweisen, man kann ihnen durchaus nichts Böses im groben Sinne vorwerfen, ihr großer Fehler ist die Selbstzufriedenheit, die allen edeln Schwung des Geistes lähmt, weil sie glaubt, schon am Ziele zu sein.

Also ein Sehnen nach einem ewigen, unendlichen Ziel, das kennen diese Leute nicht. Sie hungern nicht und dürsten nicht nach der Gerechtigkeit, wie sie Jesus versteht; sie sind nicht die Armen im Geiste, die ihrer Unzulänglichkeit und inneren Schwachheit sich bewußt sind; sie sind die Satten, die Guten, die Erleuchteten, die vom Menschensohn nichts wissen wollen. An wen hat er sich da gewendet? An die, welche in den Reden der Schriftgelehrten mit einem Tone der Geringschätzung als „Volk des Landes“ bezeichnet werden. Damals gieng durch das Volk Israel eine scharfe Scheidung und zwar nicht eine Scheidung, die sich auf die Geburt bezogen hätte — die fand nur statt zwischen den Priestern und dem übrigen Volke — nein, eine Scheidung in Beziehung auf die Stellung im Gesetze. Da gab es besonders Fromme, besonders Strenge: das sind eben die Pharisäer; die wollen eine Pünktlichkeit in der Erfüllung des Gesetzes erstreben, die sie weit über alle andern Menschen erhebt. Diese Menschen fühlen sich wunderbar vornehm den andern, schlichten Leuten gegenüber, die einfach nach dem

Drang ihres Gemütes ihre Pflicht erfüllen, ohne sich lange mit dem Buchstaben des Gesetzes ängstlich zu beraten, die aber eben deshalb gegen das Gesetz, wie es die Erleuchteten, Gelehrten und Gebildeten verstehen, sich tausend mal verfehlen.

Mit den unfeinen, der Torah (so heißt das Gesetz) unfundigen Leuten wollen die Gebildeten nichts zu thun haben. Doch das bescheidene „Landvolk“, das wohl mit einer gewissen Bewunderung zu den Hochgebildeten aufschaute, besaß einen Vorzug, den diese gänzlich ermangelten, es besaß die Fähigkeit, das Evangelium Jesu Christi in sich aufzunehmen. Sein religiöses Denken war nicht verknöchert, sein frommes Gefühl nicht in starre Formen gebunden, es hatte genügende Freiheit und Unabhängigkeit des Urtheils, um wahrhaft Großes auf sich wirken zu lassen. Zu diesen schlichten unverbildeten Leuten gehören die Armen, die Blinden und Krüppel, von denen das Evangelium erzählt. Für die Einladung ist aber keine Grenze gezogen, als ob nur die armen Kinder Israels beim Hochzeitsmahl hätten erscheinen dürfen. Nein, wenn die eigentlich Geladenen nicht kommen wollen, dann wird die ganze, weite Welt zum Feste eingeladen, Heiden wie Juden, Sklaven wie Freie. Wer dem Ruf des Königs folgen will, der ist willkommen, allerdings unter einer Bedingung, die wir wohl auch stellen würden, daß jeder ein hochzeitliches Gewand anlege, um damit seinerseits zu zeigen, daß er eine so vornehme Einladung zu ehren wisse. Aber was ist wohl unter diesem hochzeitlichen Gewande zu verstehen? Nicht immer hat man das richtig ausgelegt. Die Sache verhält sich einfach so: Die Menschen, die den Ruf von einer ewigen Liebe des himmlischen Vaters vernehmen, und die Einladung empfangen, Kinder Gottes zu werden und zu beten: „Abba! Lieber Vater“, sollen wohl bedenken, zu wem sie eingeladen werden, sie sollen über der Milde, der Freundlichkeit und

väterlichen Gütigkeit Gottes seine unausdenkbare große Majestät, seine absolute Heiligkeit nicht vergessen. Es soll in keiner Weise das Gefühl gemildert werden, das einst in alten Tagen Abraham ausgesprochen hat mit den Worten: „Siehe! ich unterwinde mich, mit meinem Herrn zu reden, der ich nur Staub und Asche bin!“ Die Heiden nämlich haben die Botschaft leicht aufgenommen, daß man mit Gott eine ganz innige trauliche Gemeinschaft eingehen dürfe, haben sie ja doch in ihren Sagen erzählt, daß die vornehmsten Menschengeschlechter von den Göttern selbst abstammen, haben ja die spätern Heiden so oft ihre eigenen Könige zu Göttern erhoben. Wer hätte nicht gehört, wie die gestorbenen römischen Kaiser alle göttlich verehrt worden sind, ja, wie die Heiden einst noch zu Lebzeiten des Kaisers Augustus in Kleinasien ihm einen Tempel errichtet und Opfer dargebracht haben! So sehr waren die Heiden bereit, auf den Gedanken einzugehen, daß der Mensch eine nahe Verbindung mit Gott haben könne. Aber was den Heiden fehlte, das war die Empfindung von der absoluten Majestät Gottes, von seiner ewigen Heiligkeit. Die Gäste, die zum Hochzeitsmahl kommen wollen, sollen demnach sich ausrüsten mit innigster Empfindung von der Hoheit und Majestät des Ewigen und Allheiligen. Sie sollen den Unterschied und den Abstand zwischen Gott und Mensch bis in ihr Innerstes erwägen. Mit tiefster heiligster Demut schmückt sich allerdings nur die Seele, in die ein Hauch von der Herrlichkeit Gottes eingedrungen ist; darum bedeutet solche Demut für sie die größte Vornehmheit. Den innersten Wert eines Menschen kann man ja auch nur an den Zielen, denen sein letztes und höchstes Verlangen gilt, ermessen.

Eine Vorstufe zu jener edelsten Demut ist das Gefühl der Kleinheit und Schwachheit, das schon durch die Welt- erfahrung über uns kommt. Was ist doch der einzelne Mensch in diesem großen Weltganzen! Welch eine geringe

Größe! Wie gebrechlich sein Leben! Wie bald ist es mit ihm aus! Wir sind ja nur wie die Blätter am Baum, wie die Blume, die am Morgen blüht und am Abend verwelkt, wie die Funken, die vom Feuer aufsteigen und wieder in sich zusammensinken! So tönt es weit herum in den Kreisen der Völker und der Jahrtausende. Und der Mensch, wie hat er so viele Fehler! Wie ist er doch ein in jeder Weise unvollkommenes Geschöpf! Wie ist er oft sein eigener schlimmster Feind! Wie gering ist sein Glück! Wie bald ist es mit den guten Tagen vorbei! Also, der Mensch, ein armes, elendes, schwaches, unvollkommenes Wesen! Ja, Millionen und Millionen haben unendlich gering vom Menschen gedacht. Wohl haben sich ja einzelne Menschen über die andern emporgehoben und den andern gegenüber ein gar stolzes Selbstgefühl an den Tag gelegt. Aber auch sie, diese Mächtigen in der Welt, haben, sobald ein Schauer der Ewigkeit durch ihre Seele gieng, die ganze Ohnmacht und Nichtigkeit ihres Wesens empfunden. Und wenn wir die Grabinschriften der alten Könige lesen, der Großen der Welt in vergangenen Jahrtausenden, o, wie klingt da die eine Klage hindurch: „Der Mensch, ein Kind des Staubes, ein Sohn des Augenblicks, wie bald ist es mit seiner Herrlichkeit vorüber!“ Und nun erst diese Massen armen Volkes, von denen der einzelne sich nie einen Namen macht, von denen der einzelne nie über seine Umgebung hervorragt, was sind sie anders als flüchtige Erscheinungen des flüchtigen Menschenlebens, ohne Zweck, ohne Bedeutung, ohne irgendwelchen höhern Wert!

Aber aus dieser weltförmigen Vorstufe der Demut hebt uns Jesus zur vornehmen Demut vor Gott empor; es ist die Demut eines Königskindes, das durch eigne Schuld zum Bettler geworden, und das der König heimruft zur alten Herrlichkeit. Wir sind Gäste am Königsmahl. Jesus hat sehr groß von der Würde des Menschen gedacht und

darum auch von jedem dem Menschen verlangt, um jeden Preis seine Würde zu erhalten. Wenn er zum Beispiel sagt: „Wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andere dar!“ so sagt er es nur darum, weil er will, daß wir auch um das schwerste Opfer unsere Würde behaupten und lieber eine zweite Mißhandlung über uns ergehen lassen, als daß wir in einen wüsten Kaufhandel uns einlassen. Aber er sagt es auch deswegen, weil er an einen innersten, unzerstörbaren Adel der Menschenseele glaubt. Das ist das rührend Große an seiner Eigenart, dieser Glaube an ein unzerstörbares, heilig großes Etwas in der Menschen Herzen. Die Menschen sind ja sonst so bald bereit, die, welche unrechte Wege gehen, die, welche gesunken sind, vollends in den Abgrund hinunterzustoßen. Wie ganz anders Christus! In dieser Beziehung ist ein Wort von ihm ganz besonders bezeichnend, das allermeist ganz verkehrt verstanden worden ist. Jesus mahnt einmal seine Jünger: „Werfet das Heilige nicht den Hunden hin und werfet die Perlen nicht vor die Schweine“. Das will sagen: „Gehet ihr eine nicht mehr ganz frische Speise nach morgenländischem Brauch den halbwilden Hunden zum Fraß auf die Gasse werfet, prüfet die Speise, ob nicht vielleicht noch etwas Gutes, für den Haushalt Brauchbares daran sei; denn die gute, nach dem Gesetz erlaubte Speise dürft ihr nicht den Hunden vorwerfen. „Werfet die Perlen nicht vor die Schweine.“ Perle bedeutet bei den Morgenländern wie bei uns das in seiner Art Beste, Köstlichste. Also, „seht euch vor, daß ihr nicht aus Unachtsamkeit das Beste eurer Nahrung den Schweinen vorwerfet“, die in Ortschaften Galiläas, wo auch Heiden wohnten, neben den Hunden als „Gassenkehrer“ herumliefen. Was wollte Jesus mit dieser Mahnung den Jüngern ans Herz legen? Gehet ihr die Menschen verwerft und sie zu den ganz Gesunkenen und Verdorbenen zählet, prüfet doch

sorgfältig, ob nicht noch etwas Gutes an ihnen zu finden sei. Ja, wenn ihr sorgsam, liebevoll prüft, dann werdet ihr hundert mal mit einem schroffen Urtheil zurückhalten, dann werdet ihr dem Gefallenen die Hand reichen, dann werdet ihr ihm zurufen: „Sei willkommen am Hochzeitsmahl des Königssohnes.“ Menschen als Hunde zu bezeichnen, die im Morgenlande zu allen Zeiten aufs Aeußerste verachtet waren, daran haben stolze harte Geister immer Gefallen gefunden; aber nicht der, welcher uns mahnt den glimmenden Docht nicht auszulöschen und das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen. Nein, er hat an eine tief verborgene Wurzel von Menschenwürde, von Sehnsucht nach Gott auch bei den „Böllnern und Sündern“ geglaubt; er hat gehofft und gehofft und zu retten gesucht. Das ist seine ewige Ehre und wird ihn unendlich liebenswürdig machen für alle die armen, verwahrlosten Menschen, welchen die harte Menschheit jeden Funken von Vertrauen und Mitleid versagt.

Und nun weiter! Jesus verkündet eine große Freude. Ja, die höchste Freude soll den Menschen zu Theil werden und zwar ganz einfach dadurch, daß sie sich ihm anschließen. Denn er ist der Königssohn, und sein Vater, der allmächtige Weltenherr. Also kommet zu ihm, und ihr werdet der höchsten Freude theilhaft werden! Die Propheten haben auch große Freuden verheißen, aber Freuden der Zukunft. Die ganze spätere Religion Israels ist eine Religion der Hoffnung: „Einst werdet ihr jubilieren und triumphieren; aber die Gegenwart ist trüb und traurig.“ Und nun kommt in diese arme, harte, an tragischen Geschichten so reiche Welt dieser Bote von Gott gesandt und verkündet: „Kommet nur zu mir, und es wird euch zu Mute werden, als ob ihr an der Tafel eines königlichen Hochzeitsfestes sitzen würdet.“

Der spätere Religionsstifter Muhammed hat den Seinen auch große Freuden verkündet; aber erst im Jenseits werden sie ein Paradies erlangen, für die Gegen-

wart weiß er ihnen nichts zu bieten als den gemeinen Kriegsraub.

Worin besteht aber die Freude, mit der Jesus Christus schon mitten in der Zeitlichkeit die Menschenplagen beseliggen will? Wir erinnern daran, daß auch jener große Menschenfreund im fernen Osten, Buddha, eine höchste Freude in Aussicht gestellt hat. Er hat gesagt: „Wenn ihr zu mir kommt, dann werdet ihr eine Freude erleben, um welche selbst die Götter euch beneiden werden.“ Aber welche Freude stellt er denn jenen Bishshu (Bettlern), die sich ihm anschlossen, in Aussicht? Die Freude, die darin besteht, ganz bedürfnislos zu sein, von der Welt ganz unabhängig sich zu wissen, die Welt und all ihre Herrlichkeit mit unbedingter Gleichgültigkeit zu betrachten. Es wird uns erzählt, es sei Buddha einmal mit einem reichen Bauern zusammengekommen, und der habe ihm gesagt: „O Meister! ich bin ein glücklicher Mann, ich habe reiche Herden, ich habe ein gutes Haus. Nun regne, o Himmel! Mir kann es nicht schaden!“ Und Buddha habe ihm entgegnet: „Ich habe keine Herden und keine Familie und kein Haus. Ich bin von allem losgelöst. Darum regne, o Himmel, o regne!“ Also ob es regnet, oder die Sonne scheint, ob man im Walde lebe, oder auf freiem Felde, ob man eine Familie habe, oder nicht, das ist dem Jünger Buddhas durchaus gleich. Er liebt und haßt nichts mehr auf der Welt; er sieht die Dinge der Welt mit stolzeſtem Blick an, wie einer, der auf Bergeshöhe auf das Ameisengewimmel der Menschen in der Tiefe hinunterschaut. Das ist die Freude der Buddhisten! Aber wer erlangt diese Freude? Wer kommt so weit, daß er jedes Bedürfnis, jeden Wunsch in sich unterdrücken kann, daß er vollständig gleichgültig wird gegen die ganze Herrlichkeit der Welt, auch gegen die schönsten Freuden, wie sie im Familienleben dem Menschen erblühen? Wer kann so stumpf werden? Gewiß nur sehr wenige. Die

andern aber, die von der Welt sich zurückgezogen haben, fühlen, wenn die erste Begeisterung vorüber ist, wie die alte Sehnsucht nach der Welt in ihnen wieder aufwacht, wie die Begierden sich wieder melden. Sie haben die heitere Ruhe, um welche die Götter selbst die Weisen beneiden, nicht erreicht, sondern sie brennen in Begierde nach Weltglück und Weltfreude. In der That Welch eine schwermüthige Weltanschauung, gemäß welcher ein Mensch sich sagen muß, „du kannst innersten Frieden, innerste Freude nur dann gewinnen, wenn du in der Welt nichts mehr liebst, wenn du wie ein Toter unter Lebenden wandelst! Anders Jesus Christus! Woher denn diese alles durchdringende Freude, von der er spricht? Diese Freude ruht in der Erfahrung, daß der ewige, allmächtige und allheilige Gott dich liebt, wie ein Vater sein Kind liebt. Diese Liebe soll in die Menschen eindringen wie heller, warmer Sonnenschein und ihr ganzes Herz erfüllen! Denn in der Menschenseele ist ein tiefes Heimweh nach Gott. Wie der berühmte Kirchenlehrer Augustin gesagt hat in seinen Bekenntnissen: „Unsere Seele ist unruhig und findet keine Ruhe, bis sie Ruhe in dir, o Gott, gefunden hat“. Also wenn einmal dem Menschen gewiß wird, du wirst geliebt mit voller ewiger Liebe, du wirst mit der Liebe eines guten Vaters geliebt, dann jubelt das Kind, das Heimweh erfüllte Kind auf in unendlichem Jubel, in einem Jubel, für den es keine Sprache mehr giebt, wie wir denn auch hören von den ersten Christen, daß wenn sie anfiengen zu beten: „Unser Vater“, ihnen aus innerster Erregung die Sprache versagte und sie nur noch weinen und in unbestimmten Tönen ihre Seligkeit bezeugen konnten. Ja, Welch ein Unterschied! Die Menschen, die nicht ganz und gar bloß erdenwärts gerichtet sind, nicht ganz und gar Ameisenseelen sind, die können nicht anders als mit metaphysischen Fragen sich beschäftigen, nämlich mit solchen, die ins Unendliche

hineinreichen, mit den Fragen: „Welches ist der Zweck und Ziel alles Menschenlebens? Welches ist denn unsere Stellung im großen, unendlichen Weltall? Was bedeutet dann das Geheimnis von Leben und Tod? Was bedeutet dieser ewige Wechsel, in dessen Mitte wir schweben? Was ist das Geheimnis der Seele? Welches ist der Zusammenhang von Seele und Leib? Was wird mit dem Menschen, wenn sein Leib tot ist?“ Das sind Fragen, welche die Menschheit von Uraufang an begleitet haben, und welche sie begleiten werden bis ans Ende der Tage. Aber wie ungleich die Antwort! Und wenn wir nur die Antwort haben: „Wir leben in einem ziel- und zwecklosen Wirbel von ewigen Kräften.“ Wie soll der Mensch da seines Lebens froh werden? Oder wie soll er die Angst der Welt verlieren, wenn er sich zur Antwort giebt: „Wir sind Untertanen einer Naturmacht, die kein Herz für uns hat, wir sind mitten drin in einer ungeheuren Maschinerie, wo alles sich mit ewiger Notwendigkeit bewegt, aber diese Maschinerie fragt nicht nach den Bedürfnissen deines Herzens“. Oder wie kann er getrost seines Weges ziehen, wenn er antwortet: „Ja, es giebt einen Urquell alles Guten; aber fast gleich an Kraft steht ihm eine Macht des Verderbens gegenüber, die unendliches Elend verbreitet, das Gift der Sünde in die Herzen träufelt und unzählige Male die Macht des Guten besiegt“. Auch wenn er dabei noch glaubt, daß am Ende der Zeiten nach zahllosen Jahrtausenden das Gute schließlich doch den Sieg erringen werde, das ist für ihn nicht genug, um freudig zu leben und selig zu sterben. Und nun kommt Jesus und sagt: „Nein, so ist es nicht! Trotzdem die Welt so reich an Schmerzen ist, darfst du, Menschenkind, glauben, daß du geliebt wirst von dem, der die Welten lenkt“. Und wenn einmal dem Menschen dies eine volle Gewißheit geworden ist, wenn er einmal wirklich die Liebe Gottes in seinem

Innersten ganz und gar empfindet, dann hat er eine Freude, einen Jubel, der ihn froh und frei und stark macht, wie keine andere geistige Gewalt es vermöchte. Diese Liebe, die er als einen Hauch der Ewigkeit in sich spürt, sie wird für ihn eine Kraft ohne gleichen, um ihn frei zu machen von den niederen Mächten, die ihn in die Tiefe ziehen wollen. Ja, jetzt ist die Verheißung des Propheten Jeremias erfüllt, der einmal gesprochen hat: „Es wird geschehen, daß Gott einen neuen Bund aufrichten wird mit seinem Volke, nicht einen Bund, wie er ihn mit den Vätern geschlossen. Gott wird sein Gesetz in sein Inneres einpflanzen und in sein Herz es schreiben.“ Mit andern Worten: „Einst wird an Stelle des Geistes der Knechtschaft der Geist der Freiheit herrschen.“ Wenn diese Liebe Gottes in die Menschenseele eingedrungen ist, dann sieht der Mensch ein: Was Gott von uns verlangt, ist gar nichts anderes, als was mit den eigenen, innersten Bedürfnissen der Seele übereinstimmt, und die Macht der Sünde ist eine fremde Macht, die uns aus unserer wahren Heimat wegreißen, die unser Bestes und Teuerstes uns rauben will. Gewiß solange der Mensch in dieser Zeitlichkeit lebt, hat er zu arbeiten und zu kämpfen und kann zeitweilig im Kampf unterliegen; aber er weiß: Friede, Freude, Jubel ist nur in der Gemeinschaft mit dem Vater. Darum ist er eben doch, wenn er einmal diesen Liebesbund mit Gott geschlossen, innerlich losgelöst von den Mächten der Finsternis, er treibt immer aufs neue dem ewigen Ziele entgegen, und, wenn er es auch nie vollständig erreicht, so fühlt er doch, daß er ein Bürger einer höheren Heimat ist. Das ist der Jubel, den Jesus in die Herzen legen will. Daß die Menschenseele eine größte, reinste Freude kennt, an der die Sinnlichkeit keinen Anteil hat, einen Jubel mitten in dieser unruhigen, schmerzreichen Welt, einen Jubel, den nur die Seele in ihrem innersten Heiligtum empfindet, das ist eines

der mächtigsten Zeugnisse für die Erhabenheit menschlichen Wesens über allem bloß tierischen Leben. In dieser Beziehung sind uns jene besten Buddhisten schon ehrwürdig, die sich zur geistigen Freiheit gegenüber der Welt aufgeschwungen hatten. Aber wie viel höher stehen die wahren Jünger Jesu Christi, die sich eine sonnige Freiheit errungen haben, die die Welt nicht hassen, nein, sie als die Welt ihres Vaters grüßen, aber innerlich sich von ihr frei wissen, und die felsenfeste Ueberzeugung haben: „Sie kann mir das, was mich innerlich tröstet, durch keinen Sturm rauben!“ Alle aber, welche gemeinsam den höchsten Jubel erfahren, den eine Menschenseele erfahren kann, fühlen sich dadurch mit stärksten Banden untereinander verbunden. Nichts einigt so sehr die Menschen wie eine gemeinsame Begeisterung, wie eine gemeinsame Hingebung an den Urquell aller Liebe. Also strömt wie von selbst die Liebe Gottes in eine reiche Liebe des Nächsten über. Daher konnte Christus sagen: „Wenn ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euer himmlischer Vater eure Fehler euch auch nicht vergeben! So lange ihr noch Rachsucht empfindet, so seit ihr noch nicht an der Hochzeitstafel des Königssohnes, so hat die Liebe Gottes noch nicht in eure Herzen hineingeleuchtet, so steht ihr draußen, obgleich ihr geladen seit!“ Nein, sobald die Menschenseele wirklich überwältigt ist von dieser Liebeskraft des Ewigen, dann wird sie von selbst gütig, mitleidig, nachsichtig, bereit zu vergeben, zu vergessen. Hunderttausende sind dir geschenkt worden von dem gütigen Schuldheeren, wie könntest du ein hartherziger Knecht sein? Und wenn nun alle sich lieben, wie wäre denn nun ein Massenelend möglich? Wie könnten da die Menschen gegenüber der Not der Brüder noch gleichgültig bleiben? Denn jetzt gilt die Parole: „Wir wollen einander helfen und dienen, jeder mit seinen Talenten! Jeder diene mit den Gaben, die ihm der gütige Haushalter gegeben,

mit aller Demut und Freudigkeit! Wir sind ein großer Haushalt, wo Neid und Uebermut ausgeschlossen sind, wo ein Friede und eine Freude triumphieren!"

Es war im Jahre 17 vor Christi Geburt, da lud der große Kaiser Augustus die damalige Welt zu einem Kaisermahle ein, sie sollte eine Jahrhundertfeier begehen in der ewigen Stadt Rom zu den Füßen des gewaltigen Kaisers. Er bot alle seine Macht auf, um das Fest zu einem möglichst glänzenden zu machen. In der That haben vierzehn Tage lang Hunderttausende an der kaiserlichen Feierlichkeit sich freuen können, hatte doch Augustus befohlen: Die Witwen sollen auf das Fest ihre Schleier ablegen, die Trauernden nicht trauern, die Schuldner von ihren Gläubigern nicht geplagt werden. Der Kaiser hatte seine Boten durch ganz Italien gesendet. Dieses großartige Freudenfest ist in Vergessenheit geraten. Wenige Gelehrte hatten davon noch eine Erinnerung durch einen Gesang des Dichters Horatius, und erst in unsern Tagen hat die Welt durch eine große am Tiberstrome entdeckte Gedächtnistafel mehr von diesem Fest vernommen. Die Wirkungen dieses kaiserlichen Festes, wie sind sie längst von den Wogen der Zeit hinweggespült worden! Aber das Hochzeitsfest, das der allmächtige Weltenherr dem armen Menschensohn im fernen Morgenland bereitet hat, das thut seine Wirkung bis auf den heutigen Tag, und, wenn anders wir nun etwas verstanden haben vom Evangelium Jesu Christi, wenn anders diese Sonne auch in unser Herz geleuchtet hat, dann können wir für uns nichts Besseres und Höheres wünschen, als daß wir miteingeladen werden, als fröhliche Gäste beim Hochzeitsmahl des Königssohnes zu erscheinen.

VIII.

Wunder und Brichen.

Wenn Jesus Christus das Gottesreich mit einem Hochzeitsmahl vergleicht, das ein König seinem Sohne bereitete, so ist klar, daß er damit ein ganz einzigartiges, großes Selbstgefühl kund thut; denn er ist der Königssohn, an sein Hochzeitsmahl werden die Gäste von nah und fern geladen. Dies müssen wir wohl bedenken. Es ist Jesu innerste Gewißheit, die er immer wieder im Evangelium bezeugt, daß nur in engem geistigem Anschluß an ihn die Menschen ihres Kindesrechtes beim himmlischen Vater froh werden.

Die neue Theologie hat diese Thatsache oft unterschätzt und etwa einmal die Sache so hingestellt, daß es, um ein Christ zu sein, ja genüge, wenn man überhaupt an eine ewige Weisheit und Güte glaube und den Grundsatz befolge: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Allein wenn wir die seelische Erfahrung aller Jahrhunderte zu Hülfe nehmen und uns Mühe geben, ins innere Leben der hervorragendsten Christen uns zu versenken, so werden wir zur Erkenntnis gelangen, daß alles mächtigere religiöse Leben im Sinne Christi an eine enge, persönliche Gemeinschaft mit ihm gebunden war und gebunden ist.

Die großen Worte von ewiger Weisheit, ewiger Liebe und Gnade verlieren ihren Wert und ihre Kraft, sobald die Herzen von Jesus Christus sich loslösen. Dann kann es eben geschehen, daß schließlich ganz andere Gewalten die

Geister beherrschen als der Geist Jesu Christi mit seiner Milde, seiner Güte, seinem grenzenlosen Erbarmen. Also werden wir, wenn anders wir ein tieferes Verständnis von Christus gewonnen haben, dankbar und willig immer wieder von der Kraft seines Geistes uns beeinflussen lassen, damit wir in seinem Lichte das Licht schauen, damit wir innerlich nicht matt und müde werden, damit wir in engem Anschluß an ihn die wahre Jugendfrische unseres innersten Geisteslebens behalten. Sobald wir aber einmal zu der Einsicht durchgedrungen sind, daß unser höchstes, centrales Geistesleben nur in der lebendigen und innigen Gemeinschaft mit Christus sich erhält, dann begreifen wir auch, wie alle Fragen, welche das Leben und Sterben Jesu Christi berühren, mit unsern heiligsten Herzensbedürfnissen in engem Verbande stehen. Ja, hier haben wir es mit einer Prüfung, einer Untersuchung zu thun, bei der wir nicht so kühl, so unbefangen sein können, wie wenn es sich um das Leben irgend eines andern großen Menschen der Vergangenheit handelt. Und doch müssen wir nach möglichster Unbefangenheit streben und keinen Augenblick das höchste Ziel, das wir uns gesteckt haben, außer Acht lassen: „Wahrheit! Wahrheit über Alles!“ Das soll immerdar unsere Losung bleiben und zumal auch heute, wo wir über Wunder und Zeichen reden wollen.

Die Evangelien berichten uns eine Menge von Wundern und Zeichen, die Jesus gethan: Er hat Kranke geheilt, Tote auferweckt, Stürme gestillt, ist über das Wasser geschritten, als wäre es festes Land gewesen. Er hat Fünftausend mit wenigen Broten so reichlich gespeist, daß noch Körbe voll davon übrig geblieben; er hat mit seinem Fluch einen Feigenbaum zum raschen Verdorren gebracht.

Es kann uns allerdings gar nicht überraschen, daß so viel von Wundern über ihn berichtet wird; denn wir kennen kein großes Leben des Altertums, das nicht von einem

Kranz von Wundern umgeben wäre. Wir wissen, wie die Ueberlieferung eine Menge von Wundern dem Stifter der israelitischen Religion zuschreibt. Moses hat die Plagen über Aegypten gebracht, hat die Wasser des Roten Meeres zerteilt und mit dem Stab einen Duell aus dem harten Fels geschlagen. Aber auch Josua hat durch sein Gebet die Wasser des Jordan gestaut, und den Lauf der Sonne aufgehalten. Elias hat mit seinem Gebet das Feuer vom Himmel auf seinen Altar heruntergebetet; er selber ist auf feurigem Wagen gen Himmel gefahren. Elisa, sein Nachfolger hat mit wenigen Broten Hunderte gespeist. Beide haben Tote auferweckt. Wie sollte da, nachdem die Propheten so große Wunder gethan, der, welcher mehr war und mehr ist als alle Propheten, wunderlos geblieben sein? Wir wissen aber, daß auch den großen Männern anderer Völker Wunder beigelegt worden sind. Selbst ein seinem ganzen Wesen nach so nüchterner Mann wie Muhammed, der im vollen Tag der Geschichte sein Werk vollendet hat, ist nach dem Glauben späterer Geschlechter mit einer reichen Wundergabe ausgezeichnet gewesen. Es wird z. B. gemeldet, daß er elfmal mit wenigen Broten und Datteln Hunderte gespeist, daß er einst auf einem himmlischen Roß die Reise von Mekka nach Jerusalem in ein und derselben Nacht zurückgelegt habe.

Wir wissen, wie vollends erst die phantasiereichen Hindu ihre Helden mit Wundern in überschwenglicher Weise ausstatten. Buddha kam ohne irdischen Vater auf die Erde. Als Knabe schon übertraf er an Weisheit weitaus seine Lehrer, so daß sie den unverbesserlich weisen Schüler gar nicht weiter brauchen konnten. Wunder über Wunder begleiteten ihn später bei seiner Lehrthätigkeit. Er brauchte nur seinen Arm auszustrecken, um durch die Luft über den breiten Gangesstrom hinüber zu kommen. Wenn die Feinde ihm wilde Tiere entgegensandten, nötigte er diese, vor ihm

niederzuknien. Die Buddhisten besitzen eine Menge Schriften, welche das Mitleid ihrer Meister mit der lebendigen Creatur im Lichte seltsamster Wunder zeigen. Es würde zu weit führen, darauf einzugehen. Aber mit Wundern ist auch die Geschichte jenes edlen Religionsstifters auf dem Hochland von Iran, Zarathustra, ausgestattet. Am meisten überrascht, daß selbst die an dichterischer Einbildungskraft so armen Chinesen ihrem sehr wohlgesinnten, aber auch sehr langweiligen Morallehrer Confucius Wunder beigemessen haben. Wir sagen also: Das Herz der Völker hat das Bedürfnis zu glauben, daß die Lieblinge Gottes der gewöhnlichen Ordnung des Lebens und Geschehens enthoben seien; das gerade sei ihr Privilegium, daß sie von jenen Banden, durch welche die gewöhnlichen Menschenkinder gebunden sind, frei bleiben. Wir finden die gleiche Anschauung schon auf der untersten Stufe menschlicher Bildung und Gesittung.

Die Neger, die Tartaren im innern Hochasien, die Eskimo, die Indianer und so weiter glauben, daß ihre Priester, die in einer engeren Gemeinschaft mit der Gottheit stehen, über jede Schranken des Wissens und Könnens erhaben seien. Der Kam, der Schamane von Hochasien, der Medizinmann der Indianer, der Oksu der Neger, und wie all die Namen dieser Priester heißen, sie können alles, was sie wollen; sie können sich eine andere Gestalt geben, sie können sich unsichtbar machen, sie können sich zum Himmel erheben, die verborgenen Schätze der Erde hervorlocken, den Regen herbeibringen und die Trockenheit, die Menschen krank und gesund machen; kurz, es fesselt sie keine Schranke. Wir wissen, daß diese Vorstellung als düsterer Aberglaube ja auch christliche Völker bis auf unsere Zeit beherrscht hat. Wer wüßte nicht, daß den Hegen um den Preis ihrer Seligkeit von dem Fürsten der Finsternis alles Mögliche gestattet ist: sie können die Menschen

krank machen, Gewitter herbeizaubern, durch die Luft fliegen, und überhaupt tausend Schranken überspringen, welche den Menschen gestellt sind. Also, ein Glaube an Wunder, an Aufhebung der gewöhnlichen Ordnung des Lebens und Geschehens ist in der ganzen weiten Welt und durch alle Jahrtausende verbreitet. Ja, gerade auch zur Zeit Jesu Christi war die Sehnsucht Wunder und Zeichen zu sehen sehr groß. Die Zeitgenossen Jesu meinten, wer sich nicht durch Wunder und Zeichen ausweisen könne, der sei kein Gottgesandter.

Wir wissen, daß heute noch die große Mehrheit aller derer, die in einem lebendigen und innigen Verkehr mit Gott und Jesus Christus stehen, dem Glauben zugethan ist, es sei das Leben Jesu Christi reich an Wundern gewesen. Millionen glauben im Weitern noch, was einst geschehen sei, könne wieder und wieder geschehen; auch heutzutage offenbare sich Gottes Macht durch Wunder. Das ist der Glaube der katholischen Kirche. Kein guter katholischer Christ wird unter die Reihe der Heiligen aufgenommen, von dem nicht glaubwürdige Zeugen eine größere Anzahl von Wundern berichten. Unser Niklaus von der Flüe wäre längst unter die Heiligen aufgenommen worden, wenn nur noch eine größere Zahl von Wundern über ihn berichtet werden könnte. Freilich die Protestanten, auch wenn sie mit aller Wärme ihres Gemütes an der Glaubwürdigkeit der biblischen Wunder festhalten, sind doch eher kritisch gegenüber Wundererzählungen aus der Gegenwart. Wenn wir nun aber sagen müssen, daß so viele aufrichtige und ernste Christen mit aller Innigkeit ihrer religiösen Empfindung und mit dem ganzen heiligen Ernst ihres Geistes an den Wundern festhalten, so liegt uns die Aufgabe ob, diese Frage mit größtem Ernst und größter Umsicht zu behandeln.

Um die historische Frage der Wunder Jesu zu beantworten, ist es durchaus notwendig, die Wunderfrage

zunächst ganz allgemein zu betrachten. Wir kommen zur Erkenntnis Gottes, weil wir immer und immer wieder in der Natur beobachten, daß eine ewige, wandellose Ordnung besteht, die sich in unzähligen einzelnen Gesetzen kundthut. Gesetze und Ordnungen sind immer Sache des Geistes, und Ordnungen, die sich all unserem Forschen als wandellos und unvergänglich erweisen, nennen wir Ordnungen eines ewigen Geistes. Wir freuen uns dieser Thatsache: „Ob alles in ewigem Wechsel kreist, so beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!“ Wir freuen uns, daß, so viel auch die sichtbare Welt der Vergänglichkeit unterworfen ist und alles kommt und alles geht, doch ein ewiger Geist sich behauptet. Wir machen aber weiter die Erfahrung, daß es ewige Gesetze giebt, die sich nicht draußen in der Natur offenbaren, wohl aber im Innersten der Menschenseele, ewige Ordnungen, von denen uns die zehn Grundgebote der Israeliten eine uralte erhabene Kunde geben und die der Mensch nicht mehr verneinen kann, sobald sie einmal in seiner Seele zum Bewußtsein gekommen sind. Lange haben die Menschen davon nichts gewußt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Aber sobald einmal ihrem Gewissen dieses Gebot kund geworden, können sie wohl noch dagegen sündigen, doch das Gebot nicht mehr aus ihrem Herzen reißen. Es geht bei diesen Ordnungen wie bei einer Maschine, die wir wohl vorwärts aber nicht mehr rückwärts bewegen können. Also thut sich auch hier ein ewiger Geist kund. Ja, es ist derselbe Geist, der sich offenbart in der ewigen Ordnung der Natur und in der ewigen Ordnung des moralischen Lebens. Das ist der ewige Gott, dem wir mit unfrem ganzen Sein und Wesen unterworfen sind. Und nun sagen wir weiter: Wo immer wir mit unserer Wissenschaft, sei es die Natur, sei es die Geschichte der Menschheit untersuchen, finden wir das Wandellose dieser göttlichen Ordnung bezeugt. Ob die Menschen sie

anerkennen oder nicht, die Ordnungen können von ihrer majestätischen Unveränderlichkeit nichts verlieren.

Es ist ein Mangel an schärferer Erkenntnis, wenn man behauptet, Naturgesetze können immer wieder aufgehoben werden. Man hat gesagt: „Ist denn nicht das Gesetz der Natur aufgehoben worden, als zum ersten Mal Leben in die Welt eingetreten ist? Ist das Leben denn nicht etwas ganz anderes als die bisherige tote Natur?“ Gewiß, aber alle Naturforscher sind darin einig: Die Gesetze, welche in der toten Natur herrschen, die herrschen auch in der lebendigen Natur, nur mit dem Unterschied, daß sie hier einem höheren Gedanken dienen müssen. Aber was in der lebendigen Natur dem Statischen und Mechanischen angehört, das ist auch den Gesetzen der Statik und der Mechanik unterworfen; was in ihr chemischen Wesens ist, unterliegt den Gesetzen der Chemie, und was in ihr mit Licht und Elektrizität in Beziehung steht, muß sich auch den allgemeinen Gesetzen dieser Kräfte fügen. In ewiger Wandellosigkeit gehen die göttlichen Ordnungen ihren Gang, und auch der Mensch ist mit seinem ganzen Wesen ihnen unterworfen. Alles, was er anstrebt, kann er nur im Zusammenhang mit ihnen erreichen. Dabei müssen wir allerdings eines im Auge behalten: In diese ewigen Gottesordnungen ist nicht nur das Alltägliche, das Gewöhnliche eingeschlossen, sondern auch das Außergewöhnliche, das ganz selten erscheint. Sie sind eben so reich, so groß, so viel umfassend, daß sie auch das Höchste und Herrlichste mit umfassen, auch das, was wir im religiösen Sinn ein Wunder nennen; denn ich bitte, wohl zu unterscheiden zwischen Wunder im theologischen und Wunder im religiösen Sinn. Wunder im religiösen Sinn ist jedes Ereignis, dessen endliche Ursachen wir nicht kennen, und das uns deshalb mit größter Lebhaftigkeit an die letzte und größte Ursache, an den ewig waltenden Gott erinnert; Wunder

im religiösen Sinn ist die erste Erscheinung des Lebens in der Natur, das erste Auftreten des Menschen, nachdem ungezählte Jahre nur Pflanzen und Tiere auf der Erde gewesen. Ein Wunder in diesem Sinne und zwar das höchste Wunder, das wir kennen, ist Jesus Christus selbst. Aber, wohlverstanden, Wunder im religiösen Sinn stehen im engsten Zusammenhang mit den ewigen Ordnungen Gottes und sind nicht Wunder im theologischen Sinn. Denn theologische Wunder wären Ereignisse, die nur stattfinden können durch Aufhebung der ewigen Ordnungen, die Gott der Natur gesetzt hat. Nun sagen die, welche dem Glauben an Wunder anhängen: „Wie sollte Gott, der Herr der Welt, diese Ordnungen nicht aufheben können? Wie sollte er nicht Herr im Hause sein, er, der Allmächtige, der thun kann, was er will? Ist er denn nicht unser Vater? Ist er denn etwa nur einer jener Helfer, die gern helfen möchten, aber nicht können? O nein! Wir glauben, er kann alles thun, er kann alle Geseze der gesamten Natur für Augenblicke oder für immer aufheben, es steht alles in seiner Macht.“ Aber bei dieser Betrachtungsweise läuft doch ein großer Irrtum immer wieder unter. Nämlich man vergißt ganz, daß die ewigen Ordnungen der Natur nur eine Offenbarung der Ewigkeit Gottes sind, daß wir nur um dieser ewigen Ordnungen willen an einen ewigen Gott glauben können, und daß daher dieser Glaube an ewige Ordnungen zu den Fundamenten gehört, auf welchen aller Glaube an ein ewiges göttliches Walten sich aufbaut. Es ist nicht richtig, die Welt wie einen Mechanismus zu betrachten, bei dem der Werkmeister bald da, bald dort etwas verändern kann. Nein, in dem Laufe der Welt offenbart sich das Walten des ewigen Geistes, das wir mit Gefühlen tiefster Andacht betrachten. Wir empfinden dabei die Majestät der Ewigkeit. Ob wir dieses Walten anschauen im Wachstum einer Pflanze, die am Waldesrande blüht,

oder in den Gestirnen, die in unerreichbarer Höhe auf uns herableuchten, es ist immer die eine ewige Ordnung, der eine ewige Geist, der sich in dieser Wandellosigkeit kund thut. Wie der Apostel Jakobus sagt: „Bei Gott ist keine Veränderung, bei Gott ist nicht der Schatten eines Wechsels.“

Und nun, wenn wir die Sache vom Gemütsstandpunkt aus betrachten, zu was für einem Schlusse werden wir da kommen? Die Erfahrung lehrt, daß Tag um Tag unendlich viel Freude, aber auch unendlich viel Leid über die Erde zieht. Wenn Tag um Tag achtzig- bis hunderttausend Menschen sterben, welch ungeheure Summe von Leid! Und wenn wir nur einigermaßen einen Teil dieses Leides zu überschauen suchen, so werden wir finden, die Besten und Frömmsten werden vom schwersten Leid nicht verschont. Du kannst der edelste Mensch sein, du kannst ein ganz gottinniges Gemüt haben; aber du mußt dich doch gefaßt machen, daß ein tragisches Geschick dich erreichen wird. Beste Eltern können ungeratene Söhne haben, frömmste Menschen sind nicht sicher, daß sie nicht in Schwermut verfallen und den Tod der Verzweiflung sterben. Und, wenn du freudig deinen Lebensweg gehst, wenn du ein frohes Herz hast und einen frohen Glauben, rühme dich dessen nicht, sondern sage dir: „Es ist alles eine unverdiente Gnadengabe von Gott“ und richte die andern nicht, die mit Schwermut und Verzweiflung ringen! „Richte nicht, damit du nicht gerichtet werdest!“ Wir müssen uns also auf alles gefaßt machen, auch auf das Schwerste. Wie wohl thut es uns da, wenn wir glauben dürfen, daß in der einen ewigen Ordnung, in der alles Leben und Dasein beschlossen ist, zu innerst ein heiliger, gnädiger Wille regiert und das innerste Geheimnis dieser ewigen Ordnung Vaterliebe und Vätertreue ist!

Und nun, gehen wir zu Jesus Christus selbst! Ja, sein Volk hat gebieterisch Zeichen verlangt. Er selber steht

dieser Wundersucht schmerz erfüllt gegenüber. Er sagt das bedeutsame Wort: „Dieses Volk begehrt Zeichen; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben als das Zeichen des Propheten Jonas.“ Was war das für ein Zeichen? Jonas predigte den Heiden in Ninive, und zu seinem eigenen großen Erstaunen horchten die Heiden auf seine Bußpredigt und trugen Leid um ihrer Sünden willen. Was will also Christus sagen? „Das große Zeichen Gottes, das ich wirke, besteht darin, daß ich die kalten, toten Herzen wieder lebendig mache und erwärme für die ewige Wahrheit, daß ich ein neues Gottesleben auf die Erde bringe, daß ich die Lieblosen mit Liebe erfülle, daß ich die entzweiten Brüder miteinander vereinige, daß ich die Menschen dazu bringe, im Frieden mit Gott zu leben und zu sterben.“ Wir wissen, wie er es in jener einsamen Stunde im Jordanthal als eine Versuchung von sich gewiesen hat, vom Vater zu bitten: „Laß diese Steine zu Brot werden!“ Nein, so gottinnig er ist, so enge er sich mit Gott verbunden fühlt, so sehr er von der Ueberzeugung durchdrungen ist, Gottes Liebe wohne in seinem innersten Wesen, er will keine Ausnahme machen. Und wie dort auf dem Tempelplatz die Versuchung an ihn herantritt, durch ein Zeichen sich als Gottgesandten bezeugen, indem er sich von der Tempelzinne stürze, hat er diese Versuchung ebenfalls weit von sich gewiesen. Er will also durch Zeichen nicht wirken, sondern er will in die Menschen einen Frieden, eine Freude, ein neues Leben bringen, daß sie aus dieser innersten Erfahrung ihres Gemütes erkennen: „Der, welcher dieses Evangelium uns verkündet, ist von Gott gesendet.“

Treten wir nun näher an die Wundererzählungen heran! Da vernehmen wir, daß Jesus sehr viele Kranke geheilt hat. Wer wollte dies bestreiten? Wir müssen uns ja nur das Eine recht lebendig vorstellen: Er hat den vollen Gottesfrieden in sich, aus seinem Angesicht leuchtet

heilige, selbstlose Liebe und reine Güte, aus seinem ganzen Wesen strahlt eine überirdische, himmlische Freude, und er, der den Frieden Gottes in sich trägt wie kein zweiter, steht mitten in einem aufs äußerste aufgeregten Geschlecht. Das Volk seiner Zeit wartete, wie wir wissen, mit fieberhafter Ungeduld auf das Kommen des Messias. Das lange Hoffen und Harren von Tag zu Tag hatte die Nerven von Tausenden zerrüttet und eine ganze Menge von Krankheitserscheinungen hervorgerufen. Es ward mir schon vor dreißig Jahren die Aufgabe zu Theil, vom medizinischen Standpunkte aus die Krankheiten der Bibel zu prüfen, was mich nötigte, mehr, als es gewöhnlich Theologen thun, mit Medizin mich zu befassen und mit den größten Autoritäten in dieser Wissenschaft mich auseinanderzusetzen. Indem ich dies that, und indem ich die Geschichte der Krankheiten, so weit es mir möglich war, studierte, kam ich zur Erkenntnis, daß es eine große Zahl der verschiedensten Krankheiten giebt, welche alle auf einer geheimnisvollen Störung des Nervensystems beruhen, nicht auf einer nachweisbaren Veränderung der körperlichen Organe, nein, nur auf einer Verstimmung der Nerven, die auch für die heutige Wissenschaft noch ein Geheimnis ist. Diese Nervendepression vermag zum Beispiel langwierigste Lähmungen hervorzurufen: Jahre und Jahre kann ein Mensch gelähmt sein, man kann alle möglichen Versuche zur Heilung mit ihm machen, es hilft alles nichts. Aber es braucht nur einen einmaligen großen seelischen Eindruck, so verschwindet wie mit einem Schlag die Lähmung. Bei einem andern Fall haben wir es mit Taubheit, mit Blindheit, mit Stummheit zu thun. Es sind diese Leiden geheimnisvoll gekommen, kein Arzt hat dagegen helfen können. Doch plötzlich weichen sie einem großen seelischen Eindruck. Was aber noch merkwürdiger ist: Auch eine ganze Reihe scheinbar mehr äußerlicher Krankheiten unterliegen dem-

selben Gesetz. Man hat nachgewiesen, daß Krankheiten, die in schlimmsten, hartnäckigsten Hautausschlägen bestehen, auf einer Verstimmung des Nervensystems beruhen und mit einem Male verschwinden können, wenn der Kranke eine mächtige seelische Erschütterung erfahren hat. Da kann es uns denn nicht verwundern, daß in solcher Weise auch jene schweren Leiden der Fallsucht, der Starrsucht und vollends alle die Leiden, die es mit geistiger Umnachtung zu thun haben, durch ungewöhnlich starke geistige Einwirkungen gehoben werden können. Es wird uns berichtet, daß Vespasian, der bekannte römische Kaiser, Blinden in Aegypten durch den bloßen Eindruck seiner majestätischen Persönlichkeit wieder zum Sehen verholfen habe. Wir vernehmen, daß die alten Könige von Frankreich, wenn sie durch ihr Land zogen, Hunderte und Tausende von Kranken geheilt haben, indem die Kranken nur den Saum ihres Gewandes berührten. Wenn das dem römischen Kaiser und den französischen Königen gegeben war, wie viel mehr mußte es dem gegeben sein, der die höchste Kraft geistigen Lebens in sich trug!

Welch einen gewaltigen Eindruck muß auf diese Nervenkranken diese innerlichst gesunde, geheiligte Persönlichkeit gemacht haben! Ja, wir begreifen, daß Hunderte und Hunderte von ihm geheilt hinweggegangen sind. Aber nicht alle diese Heilungen bereiteten ihm eine ungetrübte Freude. Oftmals hat Jesus sich den Kranken entzogen, wenn er nämlich erkennen mußte, daß die Leute nur gekommen waren, um von ihren leiblichen Gebrechen geheilt zu werden, aber von seinem Seelentrost nichts verlangten. Dann ging ein Gefühl des Schmerzes durch sein reines und gutes Herz: ein gewöhnlicher Arzt wollte er nicht sein, sondern ein Arzt für die Seele. Wo er eine vollendete Heilung zu Stande brachte, da ist immer die Seele zuerst geheilt worden. Sie hat von ihm einen höhern Frieden

und Trost empfangen, und die Gesundheit der Seele hat die Gesundheit des Leibes nach sich gezogen. Nicht alle hat er geheilt, die zu ihm kamen, heißt es doch deutlich im Evangelium nach Markus: „Er heilte viele“, aber nicht alle. Also wollen wir, gegründet auf ernste und strenge historische Prüfung, mit voller Freude und Dankbarkeit zugeben, daß Jesus für eine große Schar von Kranken ein Heiland im vollen, großen Sinne geworden ist. Ja, wir setzen hinzu: Auch die Kranken unserer Tage werden davon einen reichen Gewinn haben, wenn sie in ihrer Krankheit in enge lebendige Gemeinschaft mit Jesus Christus sich setzen, wenn sie ihn an ihr Schmerzenslager herantreten lassen, wenn sie zu seiner verklärten Gestalt aufschauen, wenn sie von ihm vernehmen, daß ewige Liebe, unendliches Erbarmen auch in dunkeln Stunden der Leiden und der Not uns gegenwärtig ist.

Nun aber werden noch andere Wundererzählungen überliefert. Da hören wir, daß Jesus einmal über den See Gennezaret fuhr, und daß, wie das Schiff mitten auf dem See war, plötzlich ein Sturm losbrach. In der That ist gerade der nördliche Teil jenes Sees ungeahnten Stürmen ausgesetzt, indem durch die gewaltigen Schluchten, die von Nordosten her gegen den See sich öffnen, plötzliche Windstöße auf den See heraustreten und in wenigen Minuten die ganze Seefläche in Schaum auflösen. Die Jünger fuhren mit ihrem Herrn über den See. Das Schiff wurde wie eine Nußschale umhergeworfen, und die Jünger meinten nichts anderes, als sie müßten ertrinken. Ihr Herr ruhte auf dem Hinterteil des Schiffes, er ließ sich von dem gewaltigen Sturm nicht stören. Endlich riefen die Jünger ihm zu: „O Herr! Siehst du denn nicht, daß wir versinken?“ Und er antwortete ihnen: „Ihr Kleinmütigen, was seid ihr so furchtsam!“ Sie schämten sich ihres Kleinglaubens; wenige Minuten später hörte

der Sturm auf, und sie konnten ruhig ans Land steigen. Es ist nämlich den Stürmen jener Gegend eigen, daß sie plötzlich kommen und plötzlich wieder aufhören. Nun möchte ich doch fragen: Hat nicht der Glaube Jesu etwas Erhebendes? Unser Herr Jesus Christus ist denselben Gesetzen und Ordnungen unterworfen gewesen wie wir, aber er hat ein felsenfestes Gottvertrauen und schlummert darum ruhig auf dem Schiffe, er weiß sich in den Armen seines Vaters auf dem tobenden See wie auf dem festen Land! Oder würden wir ihn höher werten durch die Annahme, daß er selber wie ein geheimnisvoller Zauberer über Wind und Wellen hätte gebieten können? Wenn wir uns unsere Freunde denken, die auf dem Weltmeer von einem Sturm ergriffen werden, was wird ihnen wohlher thun, ob sie sich sagen: „Auch unser Herr ist mitten in gewaltigen Stürmen gewesen und zwar unter demselben Gott, der uns diesen Sturm schickt; denn der ewige Gott bleibt sich gleich in allen Jahrhunderten“, oder ob sie jammernd sprechen: „O! wenn nur Jesus mit seinem geheimnisvollen Zauber da wäre!“? Wahrlich, wer sich Mühe giebt, etwas tiefer zu dringen, der wird Gott auf den Knien danken, daß eine ewige, wandellose Ordnung alles Menschenleben beherrscht und wir keinen andern Vater haben als den, in dessen Armen der Meister auf dem stürmischen See ruhte.

Weiter wird uns erzählt, Jesus Christus sei ein anderes Mal über den See gefahren, um mit seinen Jüngern auszuruhen. Während er aber langsam mit ihnen über den See fuhr, gingen die Leute, die mit größter Begeisterung an ihm hingen, eiligen Schrittes dem Ufer entlang, so daß, wie er am andern Ufer ankam, schon Tausende mit freudigem Zuruf ihn erwarteten. Tief rührte ihn dieser Eifer, und wie er die Menge überschaute, da erbarmte er sich über sie wie über Schafe, die keinen Hirten haben. Als es gegen Abend ging, sagten die Jünger:

„Entlasse die Leute, damit sie sich Speise verschaffen!“ Da fragte sie der Herr: „Habt ihr denn nichts zu essen?“ und sie kamen mit dem Bericht: „Wir haben fünf Brote und zwei Fische.“ „So bringt sie her!“ befahl der Herr, „wir wollen sie verteilen.“ Und nachdem er gebetet, da verteilte er die fünf Brote und alle wurden satt — es waren aber fünftausend Menschen ohne die Frauen und Kinder — und es blieben noch zwölf Körbe voll übrig. Wie haben wir nun diese Erzählung zu verstehen? Zunächst muß ich sagen, daß sie bewunderungswürdig gut in den landschaftlichen Rahmen paßt. Als ich an dem einsamen Ufer von Kapernaum mich befand, da erschien mir diese Geschichte in allergrößter Deutlichkeit; denn dort biegt sich das Ufer in einem flachen Bogen um das Wasser, und ich konnte mir ganz gut vorstellen, wie die Leute eiligen Schrittes vor Jesus am jenseitigen Ufer angelangt waren. Nun muß man aber wissen, daß die Morgenländer, wenn sie eine oder zwei Stunden weit wandern wollen, etwas Brot in einem Ledersacke mitnehmen. Dürfen wir uns jetzt nicht denken, daß, als die Leute nach dem jenseitigen Ufer wanderten, die einen in der Begeisterung des Herzens nichts mitnahmen, die andern aber der Sitte gemäß etwas Brot zu sich steckten? Und wie einfach die Vorstellung: Als Jesus den letzten Bissen Brot austeilte, da wollten die, welche Brot besaßen, nicht zurückbleiben, sondern teilten ebenfalls freudig von dem ihrigen aus, die Andern zeigten sich im Annehmen bescheiden, so daß alle satt wurden! Man hat diese Deutung schon etwa verspotten wollen; aber das ist ein sehr wohlfeiler Spott und kann im Ernst nur von denen geübt werden, welche die landschaftlichen Verhältnisse und die morgenländische Sitte nicht kennen. Wie ist es doch ein rührender Zug im Leben Jesu: Er giebt den letzten Bissen Brot, um die Leute auch leiblich zu sättigen; er will selber hungern, damit die Andern nicht hungern müssen. In seiner unendlichen Güte

hat er ein tief empfindsames Herz auch für die leibliche Not der Menschen, er will Leib und Seele erquicken.

Es heißt weiter: Jesus entließ alsbald die Jünger, daß sie nach Bethsaida fahren, der Ortschaft am Nordostufer des Sees, die der Stätte der Speisung am nächsten lag. Er selber entließ dann das Volk und zog sich auf den Berg zurück, um nach seiner Gewohnheit einsam zu beten; denn es war ihm ein Herzensbedürfnis, immer den Tag mit Gebet auf einsamer Bergeshöhe zu beschließen. Wie er nun da oben stand, brach wiederum von Nordosten her bei ganz heiterem Himmel ein Sturm über den See herein, der die Jünger mit unwiderstehlicher Gewalt von ihrem Ziele abdrängte und sie nach Südwesten trieb. Der Mond leuchtete hell genug, daß Jesus ihre Not deutlich beobachten konnte. Was that er darauf, müde vom langen schweren Tagewerk? In Besorgnis um seine Jünger trat er eine Wanderung von fünf Stunden an. Etwa nachts zehn Uhr brach er auf, und morgens drei Uhr langte er an der Mitte des jenseitigen Ufers an. Die Jünger, die glaubten, er sei zu Fuß nach Bethsaida gegangen, und ihn nun im Halblight der Dämmerung sahen, meinten, es sei sein Geist, und sie schrien entsetzt. Er aber rief ihnen zu: „Ich bin's. Fürchtet euch nicht!“ Und sie nahmen ihn in's Schiff auf. Wollen wir solche Züge rührender Güte vermissen? Wie sehr hätte der Meister nach dem langen großen Tagewerk die Ruhe verdient! Doch er gönnt sich keine Ruhe, keinen Schlaf in Sorge um seine Jünger und wandert die Nacht hindurch, bis er sie geborgen weiß. Der Wortlaut beider Erzählungen in den Evangelien berichtet absolute Wunder; aber durch den Schleier der Ueberlieferung schimmert der anmutige Thatbestand hindurch, der uns mehr erbaut, als der evangelische Wortlaut, weil er uns eine viel höhere Vorstellung von der selbstlosen Liebe Jesu giebt. Er, der Gott und Menschen

mit einer Reinheit und Tiefe geliebt wie nie einer außer ihm, er, in dem die Gnade und Weisheit Gottes mit unverminderter Herrlichkeit sich offenbart, bedarf keines fremdartigen Schmuckes, damit seine Gestalt durch alle Jahrtausende leuchte mit erlösender, tröstender, beseligender Kraft. Wir machen daher einen vollen Ernst mit dem Worte des Apostels Paulus: Der Sohn wurde von Gott in die Welt gesandt „dem Gesetze unterworfen“.



IX.

Noch einmal Wunder und Zeichen. Die Freunde Jesu.

Die Frage, ob es Wunder gebe oder nicht, ist für die ganze Auffassung des Lebens Jesu Christi von so großer Bedeutung, daß ich mich gedrungen fühle, noch einmal auf sie zurückzukehren auf die Gefahr hin, heute das Hauptthema nicht ganz erschöpfen zu können; denn immer noch scheiden sich da gewaltig die Geister. Die modernen Menschen, erfüllt von den Ergebnissen der Naturwissenschaft, behaupten, daß es durchaus kein Wunder geben könne, weil ein fest geschlossener Naturzusammenhang bestehe. Leicht wird dann diese Auffassung weiter dahin gestaltet, daß wir überhaupt nur an einen großartigen Naturmechanismus zu glauben hätten, wo alles mit ewiger, mechanischer Notwendigkeit geschieht. So stehen denn auf dieser Seite alle die, welche mit dem Glauben an Gott gebrochen haben, welche nur noch von Naturgesetzen reden in dem Sinne, daß die ganze Natur, ein geheimnisvoller, sich selbst regulierender Mechanismus sei. Diesen mächtigen Scharen der Neuzeit stehen noch zahlreichere Scharen gegenüber, die sagen: „Mit dem Glauben an Wunder steht und fällt unser Glaube an einen persönlichen Gott, das heißt an eine Gottheit, die ein Herz für uns hat, an deren Vaterliebe wir glauben dürfen, von der wir hoffen dürfen, daß sie uns lieben werde in Zeit und Ewigkeit. Denn ist es nicht die Sache des Allmächtigen, die

Welt zu regieren, wie er will? Ist er denn an die Naturgesetze gebunden? Kann er in seiner Allmacht, wenn es ihm beliebt, nicht all diese Gesetze wieder aufheben? Wo steht es denn geschrieben, daß diese Gesetze einen ununterbrochenen Zusammenhang haben sollen? Ja, des Glaubens liebstes Kind ist das Wunder." So sagen die immer wieder, welche ein tiefes Herzensbedürfnis haben, mit Gott in möglichst lebendigem Zusammenhang zu verkehren. Zu dieser Frage muß jeder denkende Mensch Stellung nehmen, an ihr vorüberzugehen würde Schwächlichkeit oder Feigheit bedeuten. Zwischen denen, welche an einen bloßen Naturmechanismus und denen, welche an einen Gott der Wunder glauben, stehen dritte, welche mit ihrem Verstande der Naturwissenschaft zustimmen und bezeugen: „Ja, das ist der Grund, auf welchem die ganze Wissenschaft sich aufbaut.“ Aber zu dem, was der Verstand behauptet, will ihr Herz nicht „ja“ sagen. Zwar so lange es ihnen gut geht, so lange sie das Vollgefühl ihrer eigenen Kraft und Unabhängigkeit besitzen, behalten die Erwägungen des Verstandes bei ihnen die Oberhand. Sobald sie aber die Unbeständigkeit alles Irdischen erfahren müssen, da sind sie sehr geneigt, an Wunder zu glauben und ihre ganze Naturerkenntnis preiszugeben, um für ihr Gemüt einen Trost, eine Sättigung zu gewinnen. Sollten denn wirklich diejenigen Recht haben, die behaupten, daß Verstand und Gemüt notwendigerweise zu verschiedenen Ergebnissen gelangen? Müssen wir mit dem Verstande verneinen, was das Herz bejaht und umgekehrt? Wir antworten auf diese Frage: Wenn wir die wahre Erkenntnis besitzen, dann werden wir einsehen, daß die tiefsten Gemütsbedürfnisse mit den allerstrengsten Forderungen der Wissenschaft in voller innigster Harmonie stehen. Wenn auf irgend einem Punkt, so zeigt sich hier die ganze Bedeutung eines ernstesten, tiefer dringenden Erkennens. Ja, wir sagen: Gottes

Ordnungen sind ewige Ordnungen. Wir sind zu Gott gekommen in der Betrachtung der Natur durch die Erkenntnis, daß sich im ruhelosen Wechsel der Welt eine ewige Ordnung, ein ewiger, sich gleich bleibender Wille geltend macht. Wir sagen: Die Ordnungen der Natur sind so ewig, so wandellos wie die Ordnungen des höheren Lebens. Immer ist es Gottes Wille gewesen: „Du sollst Vater und Mutter ehren! Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Du sollst dich selber überwinden und deine Menschenwürde wahren!“ Und wenn diese heiligen Ordnungen eine ewige, wandellose Gültigkeit haben, und nie eine Zeit kommen wird, wo der Menscheng Geist sich erkühnen möchte, irgend eine dieser elementaren Ordnungen aufzuheben, ebenso wandellos sind die Ordnungen der Natur. Warum? Weil sich in diesen ewigen Ordnungen das ewige Wesen Gottes kund thut. Wie Gott einmal ist, so ist er immer. Sein Wille ist ein ewiger, wandelloser Wille. Wir ergreifen in all diesen tausend und abertausend Ordnungen nichts anderes als die Offenbarung des ewig waltenden Gottes. Aber diese Thatsache wird von vielen unrichtig gedeutet. Sie lösen diese ewigen Ordnungen der Natur, die Naturgesetze, ab von Gott, stellen sie Gott gleichsam gegenüber und sagen: „Gott ist doch an diese Gesetze nicht gebunden“. Doch diese Ordnungen der Natur bedeuten nichts für sich allein; sondern sie stehen im engsten Zusammenhang mit allen höheren Ordnungen, die Gott der Welt gegeben hat, sie stehen im engsten Zusammenhang mit der Weisheit und der Liebe Gottes. Jesus spricht nie von Naturgesetzen; aber er sagt einmal: „Verkauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und keiner von ihnen wird auf die Erde fallen ohne euren Vater. Siehe, die Haare eures Hauptes sind alle gezählt“. Will er damit nicht die Wahrheit bestätigen: die Ordnungen und Gesetze, welche, aufs Engste mit einander verbunden, alle Bewegungen und Wandlungen, ja

das gesamte Sein der Natur beherrschen, offenbaren die ewige Majestät des Gottes, der sich im Heiligtum des Menschenherzens als Vater bezeugt. Diese Ordnungen Gottes, wie sind sie so groß, so mannigfaltig, so geheimnisvoll! Wo ist der Weise, der sie alle kannte, der all ihre geheimnisvollen Beziehungen wüßte? So groß, so herrlich sind sie, daß auf ihrem Grunde und durch ihr Zusammenwirken auch das Höchste und Herrlichste sich gestalten kann. Mit andern Worten: Die Persönlichkeit Jesu Christi ist in den großen Weltzusammenhang mit inbegriffen; denn ein ewiger Plan Gottes umfaßt Alles, das Größte und das Kleinste, die höchsten Erscheinungen des Geisteslebens und die unmerklichen Schwingungen der letzten Stoffteile. Soll das uns nicht tröstlich sein, daß Gott immer sich gleich bleibt, daß er über allem Wandel und Wechsel der Zeit mit der Majestät der Ewigkeit waltet, daß wir denselben Vater haben wie Jesus und seine Apostel, daß dieselbe Liebe über uns wacht, die Jesus so tief und mächtig empfunden hat? Heißt das nicht in religiöser Sprache: Gott ist getreu; auf ihn können wir uns verlassen ganz anders als auf die Menschen, die so wandelbar sind? Thut es euch denn nicht wohl, wenn ihr von einer ewigen wandellofen Liebe euch getragen wißt, die euch wie Sonnenglanz in Jesus Christus entgegenleuchtet? Ist es für euch nicht tröstend und erhebend zu den Stürmen, die von euch nichts wissen und sich durchaus nur nach den Gesetzen der Luftströmung bewegen, sagen zu dürfen: „Ihr seid Boten unseres Vaters im Himmel!“ und zu all den feindlichen Mächten, die „herzlos, ohne Mitgefühl“ euer Leben bedrohen: „Ihr könnt uns nichts anhaben, wenn unser Vater im Himmel es nicht will!“ In den Ordnungen Gottes hat ja auch das Gebet seine Stelle, denn der Drang zum Gebet ist uns von Gott in's Herz gelegt. Wer kann ergründen, wie weit die Wirkungen des wahren Gebetes

reichen? Die Erfahrung lehrt uns nur, daß die Menschen oft wie mit Sturmesgewalt aus innerster Nötigung zum Gebete hingerissen werden, und daß oft solche inbrünstig beten, deren Lippen für jeden Laut der Andacht seit Jahren stumm gewesen. In mächtigster Erregung fragen ganze Völker nicht mehr: Dürfen wir beten? Sie beten, und auf Adlersflügeln tragen die Starken die Schwachen zu Gott empor. Gemäß der Ordnung Gottes müssen wir hungern, dürsten, gemäß seiner Ordnung müssen wir auch beten. Wer das leugnet, kennt die innere Geschichte der Menschheit nicht. Wenn also die tiefsten Bedürfnisse unseres Gemütes in die ewigen Ordnungen Gottes einbezogen sind, soll uns das nicht beruhigen? Ich meine, wenn die Leute einmal schärfer, tiefer, eindringender denken lernen, so werden sie aufjubeln, wie sie noch nie aufgejubelt haben, beim Gefühl: „Gott ist ein ewiger Gott, und seine Gedanken sind wandellose Gedanken, und wir sind von einer ewigen Ordnung getragen“. Es ist nicht ein Zeichen tieferer, innigerer Frömmigkeit an Wunder in theologischem Sinne zu glauben. Wir haben alle Ursache, in tiefster Demut vor der Ewigkeit Gottes uns zu beugen und unsere armen, kleinen, zeitlichen Gedanken willig in seine ewigen Gedanken zu fügen.

Rehren wir nun zurück zu den Wundern Jesu Christi! Wir haben zwei Wunder noch nicht erwähnt, die doch insbesondere eine Erwähnung verdienen. Jesus Christus hat nach der evangelischen Erzählung das Töchterlein des Jairus von den Toten auferweckt und später den Jüngling zu Nain. Wie haben wir nun diese Totenerweckungen aufzufassen? Sind die Seelen dieser jungen Leute gleich in der Todesstunde in die ewige Heimat eingegangen? Müssen wir uns vorstellen, daß die unsterblichen Seelen jenes Mädchens, jenes Jünglings auf den Ruf Jesu aus der himmlischen Heimat wieder in dieses arme Erdenleben zurückkehrten, um hier noch eine Spanne Zeit

zu leben und wieder zu sterben! Gegen eine solche Vorstellung werden wir alle einstimmig schon deshalb Bedenken erheben, weil wir die Versuchungen, Nöten und Schmerzen des Erdenlebens kennen, und wir aus Erfahrung wissen, wie es für Manchen gut gewesen wäre, wenn er in jungen Jahren hätte sterben können. Wir fragen aber weiter: Haben wir nicht alle die Ueberzeugung, daß der allmächtige Gott über Leben und Sterben entscheidet, und daß wir keine Sekunde früher sterben, als Gott will? So haben unsere Väter geglaubt, so glauben wir. Wenn aber Gott über Leben und Sterben entscheidet, dürfen wir dann auch nur wünschen, einen Vollendeten, der die Angst des Todes hinter sich hat, wieder ins Leben zurückzurufen? Würdet ihr es nicht wie eine Sünde empfinden, wenn eine Mutter, von Schmerz gebeugt, bei der Leiche ihres Kindes Gott anflehen wollte: „Gieb mir mein Kind zurück!“? Wird die wahrhaft fromme Mutter nicht vielmehr mit Hiob sprechen: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen. Gelobet sei der Name des Herrn!“? Ja, im Morgenland hat man über das Schicksal der Seele nach dem Tode andere Anschauungen als wir. Dort ist der Glaube seit Jahrtausenden vorhanden, daß die Seele drei Tage lang den Körper umschwebe. Von diesem Glauben ist es nicht mehr weit zur Annahme, daß sie noch einmal in den Körper eindringen und ihn neu beleben könne. Wie aber werden wir jene Totenerweckungen deuten? Gewiß, die Namen Jairus und Nain sind nicht erfunden, sondern weisen auf eine alte evangelische Ueberlieferung hin.

Des Jairus Tochter versiel in einem Alter, wo in südlichen Ländern das Nervenleben oft krankhaft tief erregt ist, in eine dem Tode ähnliche Erstarrung; dabei blieb ihr, wie man aus gleichen Fällen genugsam weiß, die volle Feinheit des Gehörs und die ganze Klarheit des Selbstbewußtseins. Da ihre Eltern zu Jesus das größte Ver-

trauen hatten, so dürfen wir annehmen, daß sie selbst mit inniger Begeisterung dem besten Kinderfreund zugethan war. Nun trat Christus aus Bett des regungslos daliegenden Kindes, und wie er es sah, sprach er: „Es ist nicht gestorben, es schläft“, und dem Kinde rief er zu: „Mägdlein, steh auf“. Der Ruf aus seinem Munde klang dem Kinde wie himmlische Musik, der Krampf löste sich im gleichen Augenblicke, das Kind schlug seine Augen auf, und schaute, wie wir uns vorstellen dürfen, mit Blicken inniger Dankbarkeit seinen Retter an, ohne den es aus dem scheinbaren in den wirklichen Tod verfallen wäre.

Auf ähnliche Weise erklären wir uns den scheinbaren Tod und das Wiedererwachen des Jünglings von Nain. Da man im Morgenland die Toten schon eine Stunde nach ihrem letzten Athemzug zu begraben pflegt, so kann es leicht vorkommen, daß ein vom Starrkrampf Gefesselter als Toter zur Begräbnisstätte getragen wird. Hätten übrigens zwei ganz vereinzelte wirkliche Totenerweckungen für uns einen tröstenden Wert? Müssen wir, wenn wir bedenken, daß die Bevölkerung an den Ufern des Gennezaretses's zu vielen Tausenden zählte, nicht annehmen, daß es dort noch viel tragischere Todesfälle gab als den dieser zwei jungen Leute? Warum ist denn Jesus in viel schmerzlicheren Fällen nicht eingeschritten? Nach unserer Ueberzeugung hatte er das allerfeinste Gefühl dafür, ob er vor einem Ratschluß Gottes stehe, der ein Leben in die Ewigkeit geführt hat, oder ob noch ein Hauch des Lebens vorhanden sei, der nach Gottes Ordnung es ermöglicht, ein gesunkenes Leben mit neuer Kraft auszurüsten.

Ganz anders verhält es sich, um auch diese Frage noch zu streifen, mit den Wundern, die im Evangelium Johannis erzählt werden. Nämlich all diese Wunder tragen sehr deutlich einen bewußt sinnbildlichen Charakter. Ich will dies nur mit einigen Worten beleuchten. Da wird von einer Hochzeit in Kana

erzählt. Hier erscheint die Mutter Jesu mit unter den geladenen Hochzeitsgästen. Wie sie ihrem Sohne ganz bescheiden bemerkt, die Festgebenden haben keinen Wein, bekommt sie von ihm die schroffe Antwort: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen“. Wo wäre der liebevolle Sohn, der seine ehrwürdige Mutter mit „Weib“ anreden würde? Soll nun er, der uns die edelste und zarteste Liebe gelehrt hat, seine Mutter so angeredet haben? Aber der Evangelist meint nicht Maria, wie wir früher schon angedeutet haben, sondern versteht unter der Mutter die Gemeinde der schlichten Frommen in Israel, aus der die Jünger Jesu hervorgegangen sind. Diese Mutter läßt der Evangelist auch auf Golgotha erscheinen, wo der sterbende Meister zu seinem Lieblingsjünger spricht: „Siehe hier deine Mutter! und zur Mutter: „Weib, siehe hier deinen Sohn!“ Die ältesten Evangelien reden gar nicht davon, daß Maria, die wirkliche Mutter Jesu, auf Golgotha das Sterben ihres Sohnes miterlebt habe. Hätten sie sich diesen rührenden Zug entgehen lassen, wenn er eine geschichtliche Thatsache gewesen wäre? Hätte der sterbende Sohn die Mutter im letzten Augenblick noch mit „Weib“ angeredet? Wer ist der Jünger, den Jesus lieb hatte? Es ist eine allgemeine Annahme, daß unter diesem Jünger Johannes zu verstehen sei. Aber diese Annahme ist meines Erachtens durchaus irrig; sondern der Jünger, der im vierten Evangelium nie mit Namen, sondern immer nur mit der Auszeichnung genannt wird „den Jesus lieb hatte“, ist eine ideale, nicht wirkliche Persönlichkeit, die alle Züge eines vollendet treuen und feinsinnigen Jüngers in sich schließt. Der Evangelist faßt es als ein Vermächtnis des sterbenden Erlösers an seine beste Jüngerschaft auf, daß sie der schlichten Frömmigkeit des alten Bundes eine Heimstätte bei sich bereiten, nicht etwa schroff vom Glauben derer, „die auf den Trost Is-

raels hofften“, sich trennen soll. Nach dem Evangelisten mahnt Christus noch im letzten Augenblick: „Du teuerste Jüngerschaft, nimm das Beste, was der alte Bund enthält, dankbar und freudig bei dir auf. Und du, altes, frommes Israel, schließe dich dem edlen Jüngertum, das mich verstanden hat, an! Du wirst bei ihm die wahre Heimat finden.“ So sind nun auch seine Wundererzählungen aufzufassen. Der Wein, der dort auf das Geheiß Jesu Christi erscheint, ist nichts anderes als ein Sinnbild der neuen Gottesgemeinschaft, die mit ganz anderer geistiger Kraft und Freudigkeit die Menschenseele erfüllt als der alte Bund. Wenn Jesus einen Blindgeborenen heilt, so müssen wir bedenken, daß in diesem Evangelium Jesus als das Licht der Welt bezeichnet wird: Jesus kann mit seinem Licht, das eben ein göttliches Licht ist, auch die dunkelsten Seelen erleuchten, er kann auch da volles Licht wiederbringen, wo scheinbar die Menschen für immer der Finsternis verfallen waren. Und wenn der Evangelist erzählt, daß Jesus in Bethanien den Lazarus, der schon in Verwesung übergegangen war, wieder zum Leben erweckt habe, so ist wiederum zu bedenken: Jesus wird im vierten Evangelium als die göttliche Lebenskraft bezeichnet, die geistiges Leben auch da schaffen kann, wo schon der geistige Verwesungsgeruch, das heißt die volle Ruchlosigkeit und die äußerste Gottentfremdung, sich eingestellt haben. Diese Aufstellung kann ich jetzt nicht näher begründen; sondern muß mich begnügen zu versichern, daß sich diese Anschauungen über die Eigenart des vierten Evangelisten seit vielen Jahren in mir festgesetzt haben. Mit Freuden beobachte ich, daß in neuester Zeit verschiedene Forscher auf ganz selbständige Weise zu denselben Ergebnissen gelangt sind.

Wie kommt es aber, daß in den drei ersten Evangelien so viele Wundererzählungen mitgeteilt werden? Sind diese Evangelien erst spät niedergeschrieben worden? Oder wie haben wir

uns den Vorgang zu denken? Darauf muß ich zunächst nochmals daran erinnern: In jener Zeit glaubte alles Volk nah und fern mit größter Bestimmtheit, ein Gottesgesandter könne und müsse Wunder thun. Wenn aber die Geistesverfassung so beschaffen ist, dann können Wunder unter den Augen der Zeitgenossen geschehen. Wir haben dafür reichlichen Beweis aus späteren Jahrhunderten. Man braucht nur die Heiligengeschichten der katholischen Kirche zu durchlesen, so wird man immer wieder davon überzeugt werden: Wunder geschehen unter den Augen der gläubigen Zeitgenossen. Es kam aber doch noch ein anderes hinzu: Schon früher habe ich auf die eigenthümliche Geistesart der Morgenländer hingewiesen. Sie können nicht so leicht wie wir sinnlich Wirkliches und geistig Wirkliches von einander unterscheiden; sondern in ihrem eigen gearteten Geist fließen die Linien von sinnlich und geistlich Wirklichem immer wieder ineinander. Sie können eine wirkliche Geschichte zu einer Allegorie umwandeln, und eine sinnbildliche Geschichte wie eine wirkliche Geschichte behandeln. Es ist manchmal außerordentlich schwierig zu sagen: Hat das der Morgenländer sinnlich oder geistig wirklich gemeint? Davon gebe ich ein einziges Beispiel: Wir wissen, wie von allen Jüngern nur Petrus von Gethsemane aus Jesus nachging, die andern hielten sich in gehöriger Sicherheit. Petrus wagte es, dem Herrn nach dem Palaste des Hohenpriesters zu folgen. Jesus mußte, ein wehrloser Gefangener, bis die Rathsherren versammelt waren, unten im Hofe des Palastes warten, dem rohen Spotte elender Knechte preisgegeben. Petrus stand ihm wenige Schritte entfernt gegenüber und suchte sich an einem Feuer etwas Mut anzuwärmen. Da gieng zufällig eine Magd an ihm vorüber, warf einen Blick auf den fremden Mann und sprach: „Auch du gehörst ja zu diesem Gefangenen!“ Er will darauf nicht antworten. Doch er wird bedrängt, und jetzt fängt er an, sich zu

fürchten und schwört und flucht: „Ich kenne diesen Menschen nicht“ und thut immer furchtbarere Beteurungen, bis der Hahn kräht und Jesus seinen Jünger anblickt. Und wie der Blick Jesu in das Auge des Petrus fällt, da wird Petrus still, geht hinaus und weint bitterlich. Das ist wahrlich eine Geschichte, die das Gepräge voller Wirklichkeit trägt, und die kein anderer erzählt hat als Petrus selbst. Aber diese Erzählung wird uns noch einmal geboten. Da wird uns berichtet, die Jünger seien nachts über den stürmisch bewegten See hingefahren. Als sie auf einmal ihren Herren über das Wasser schreiten sahen, da habe Petrus das Schiff verlassen und sei auf die Bogen hinausgetreten. Doch wie diese sich gegen ihn erhoben, da habe er angefangen sich zu fürchten und zu sinken, und er wäre verloren gewesen, wenn nicht im letzten Augenblick sein Herr ihm die rettende Hand geboten hätte. Wir sehen hier das allegorische Gegenbild zur wirklichen Geschichte. Wer nun die Evangelien aufmerksam liest, der wird, wenn er ganz unbefangen ist, überall erkennen, daß ein historischer Grund da ist, eine geschichtliche Wirklichkeit; doch über die geschichtliche Erzählung hat sich gleichsam ein allegorischer Duft gelagert. Man merkt ganz deutlich, wie die Christen schon früh den Zug hatten, sinnlich greifbar Wirkliches zu geistigen Wahrheiten umzugestalten und allegorisch zu verwenden. So ist es ein allegorischer Zug, wenn in der Speisungsgeschichte es heißt, es seien zwölf Körbe übrig geblieben, zwölf nach den zwölf Stämmen Israels. Wir werden das um so eher begreifen, wenn wir bedenken, daß die Freude am Versinnbildlichen, am Allegorisieren in der Luft lag und auch die Rabbiner, die Lehrer Israels, dem Zuge folgten, wirkliche Geschichten in geistige Sinnbilder umzuwandeln. Paulus, der Schüler der Rabbiner, giebt uns davon, wie wir wissen, ein merkwürdiges Beispiel. Er sagt, Sara, die Gattin Abrahams, bedeute das obere Jerusalem, und

das obere Jerusalem den Bund der Freiheit der Kinder Gottes, und Hagar, die von Abraham verstoßene Sklavin, bedeute das niedere Jerusalem, und das niedere Jerusalem den Bund der Knechtschaft, dem die Israeliten angehörten. Man sieht, wenn das die damalige Geisterströmung war, wie leicht da sinnlich und geistig Wirkliches ineinander sich verschieben und dabei sich Wundergeschichten in Fülle bilden konnten. Es müßte uns in Erstaunen setzen, wenn es anders wäre.

Aber wir kehren zu Jesus Christus zurück und sagen: Er hat seine Jünger gelehrt, da, wo eine deutliche, klare Ordnung Gottes vorliegt, sich ihr willig zu beugen. Man hatte damals eine andere Welterkenntnis als jetzt und hielt Vieles innerhalb der ewigen Ordnung Gottes für möglich, was wir nicht mehr für möglich halten können. Aber die Frömmigkeit aller Zeiten, die den innersten Sinn Jesu Christi verstanden hat, ist darauf ausgegangen, den deutlich erkannten Ordnungen Gottes willig sich zu fügen. Und — setzen wir hinzu — würde Jesus uns wirklich lieber werden, würde seine geistige Größe, die Weihe seiner ganzen Persönlichkeit sich steigern, wenn wir annehmen müßten, er hätte die chemische Unmöglichkeit möglich gemacht und aus fünf Broten tausende werden lassen? Würde er ein wirksamerer Zeuge der Liebe Gottes sein, wenn sein Körper nicht dem Gesetze der Schwerkraft unterworfen gewesen wäre, und er über das Wasser hätte schreiten können, so wie es nach dem Glauben niederer Völker die Zauberer vermögen. Müßten wir solche Vorkommnisse nicht als Merkwürdigkeiten anstaunen, die in das Reich der Naturwissenschaften gehören? Hatte etwa Jesus Christus nötig, seinem Volke die Allmacht Gottes zu beweisen? Nein! Von der waren die Israeliten längst überzeugt. Hatte er nötig, ihnen die Weisheit Gottes glaubhaft zu machen? Nein! Das hatten Dichter und Propheten längst gethan. Aber

was Jesus Christus der Welt beweisen muß, das ist, daß es eine ewige Liebe gibt, ein Vaterherz, das unsere Bedürfnisse kennt, und dem wir uns ganz anvertrauen dürfen. In dieser an Kreuz und Leid, an Tod und Verderben so reichen Welt braucht es viel Mut und Kraft um den Glauben festzuhalten, daß über all diesen Schmerzen, all diesen Rätseln, all diesen Tragödien eine ewige Liebe waltet, daß wir auch das Allerschwerste aus ihrer Hand annehmen dürfen. Und es braucht noch höheren Schwung des Geistes, um an dem Glauben nicht irre zu werden, daß es ein wirkliches, ganzes Verzeihen der Sünde gibt und damit einen ganzen, vollen Frieden für die Menschenseele, trotz ihren Schwächen, trotz der schmerzlichen Erinnerung an all die Flecken im Lebensbuche. Dafür ist Jesus Christus in die Welt gekommen, der Menschheit eine Bürgschaft zu geben für die Liebe Gottes. Aber wie kann er sie uns geben? Nur Liebe kann uns an Liebe glauben machen; nur dem, der die ganze erhebende und beseligende Macht der Liebe durch sein eigenes Leben bezeugt, glauben wir, daß es eine ewige Liebe gibt. Also werden wir, hoffe ich, einmal alle zur Erkenntnis kommen, daß die Wundererzählungen nur einen untergeordneten Wert haben, und daß nicht in ihnen die Herrlichkeit Jesu Christi offenbar geworden ist, sondern in seinem Kreuze, wie das schon Paulus aufs Deutlichste erkannt hat.

Doch genug der Wunderfrage. Wenden wir uns jetzt zur Frage, die ja den Hauptgegenstand des heutigen Vortrages bilden sollte: Welches waren die Freunde Jesu?

Jesus hat zahlreiche Freunde gehabt. Ja, einst jubelte ihm das Volk zu vielen Tausenden zu. Fünftausend, ohne Frauen und Kinder, haben sich dort am einsamen Ostufer des Sees Gennezaret um ihn gesammelt, viertausend ein anderes Mal. Wir hören, wie er von der Menge umdrängt war, so daß er nur langsam vorwärtsschreiten konnte. Ja, wir vernehmen, daß er oftmals nicht Zeit

hatte zu essen, so wurde er von Hunderten, von Tausenden aufgesucht. Alles Volk hatte den Eindruck: „Er redet wie einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Es spürte: In diesem Verkünder göttlicher Wahrheit offenbart sich wieder eine Urfrische, wie in den alten Propheten, ein heiliger Mut, wie ihn Israel seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt hat. Er spricht: „Zu den Alten ist gesagt: Du sollst nicht töten! Ich aber sage euch: Wer seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichtes schuldig. Zu den Alten ist gesagt: Liebe deinen Nächsten, hasse deinen Feind. Ich aber sage euch: Liebet euere Feinde, segnet, die euch fluchen.“ Welch unerhörte Kühnheit sich also den Geistesmächten der Ueberlieferung entgegenzustellen! Aber das Volk bewundert die Kühnheit. Welch eine erquickende Freundlichkeit sprach zugleich aus allem, was er redete, und was er that! Wie muß der Glanz heiliger Güte auf seiner ganzen Erscheinung gelegen haben! Und dafür hatte das schlichte Volk ein feines und tiefes Verständnis. Es fühlte: „Hier haben wir einen Freund, der es im Innersten gut mit uns meint. Hier haben wir einen Freund, der uns ein höheres, besseres Leben zu geben vermag.“ So war denn eine Zeit lang im Volk eine Begeisterung, eine freudige Zustimmung, welche das Beste hoffen ließ. Aus dieser begeisterten Menge wählte sich Jesus entsprechend der Zahl der Stämme Israels zwölf Gehülfen aus. Wir kennen diese Gehülfen allerdings zum Teil nur dem Namen nach. Niemand kann uns sagen, welches die Persönlichkeit eines Bartholomäus, eines Philippus, eines Thaddäus gewesen ist. Der Jünger, der mit Jesus durch die stärksten Bande der Freundschaft verbunden war, hieß eigentlich Simon, Bar Jona (Sohn des Jona), ist aber besser bekannt unter dem Namen Petrus. Bei ihm war Jesus ganz daheim, da Petrus dem ihm über alles teuren Meister sein Haus ganz zur Verfügung gestellt hatte, und die Gattin des Petrus sowie ihre Mutter, von gleicher Begeisterung erfüllt, dem Herren dienten. Auch

der Bruder des Petrus, Andreas, hatte sich freudig für die Nachfolge Jesu entschieden. Wie oft hielt Jesus Gespräche mitten unter seinen Getreuesten im Hofe, der das Haus seines Jüngers einschloß! Im Morgenland sagt der Gastfreund zum Gaste: „Mein Haus dein Haus!“ Damit hatte Petrus vollen Ernst gemacht. Mit nicht minderer Verehrung hing eine andere Fischerfamilie an Jesus, die Familie des Zebedäus, dessen beide Söhne Johannes und Jakobus, von Jesus bald nach Petrus zu Jüngern berufen wurden. Das Evangelium nach Lukas erzählt uns, Jesus sei einmal durch das Gebiet der Samariter gewandert und habe in einem samaritanischen Dorfe um eine Herberge gesucht, aber keine bekommen, weil die Dorfleute mit Juden nichts zu thun haben wollten. Darob seien Jakobus und Johannes aufs Heftigste erzürnt worden, und sie haben Jesus gefragt: „Herr, willst du nicht, daß wir Feuer herabflehen auf diese Menschen, und sie das Feuer verzehre?“ Und Jesus antwortete: „Ihr wisset nicht, wes Geistes Kinder ihr seid. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern zu retten.“ Weiter vernahmen wir, daß Jesus von der Zollstätte einen Jünger berufen habe, Matthäus (auch Levi genannt). Welch gewaltige Aufregung mußte es erregen, daß Jesus einen Zöllner in seinen engsten Kreis aufnahm! Denn die Zöllner waren aufs Äußerste verhaßt und verachtet. Man wick ihnen überall aus, und nur die, welche an ihrem Rufe nichts mehr zu verlieren hatten, gesellten sich zu ihnen. Und von diesen Verworfenen und Verachteten nimmt er einen in seinen engsten Freundeskreis. In der That zu denen, welche die allergrößte Verehrung für Jesus hatten, gehörten gerade die Gesunkenen, die Verstoßenen, die Ehlosen, weil dieser Heiligste und Beste ihnen die rettende Hand reichte, weil er sie nicht verurteilte und verdamnte; weil er ihnen sagte:

„Auch euch noch kann geholfen, auch ihr noch könnt zu einem heilig schönen, gottinnigen Leben erhoben werden.“ Daß er noch glaubte an einen unzerstörbaren Seelenadel in ihnen, das hat ihnen unendlich wohl gethan. Daher verläßt Matthäus mit Jubel seine Zollstätte, um dem Rufe des Herrn zu folgen. Wir wissen, daß Matthäus es gewesen ist, der in den fünfziger Jahren eine Sammlung von Sprüchen und Gleichnissen Jesu angelegt und damit der Christengemeinde einen unschätzbar großen Dienst erwiesen hat; doch nicht das ganze Evangelium, das seinen Namen trägt, rührt von ihm her. Von den zwölf Gehülfen, die Jesus sich auserkor, stammten elf aus Galiläa, nur ein einziger aus Judäa, nämlich Judas, der von dem Dorf Kariot im Gebirge Juda hergekommen, um Jesus zu hören. Wenn es ihn aus weiter Ferne an den See Gennezaret trieb, wenn er um des Meisters willen Haus und Hof im Stiche ließ, so können wir daraus mit Sicherheit entnehmen, daß er nicht von Anfang an ein Mensch niederer Sinnesart war. Er muß ein tieferes Verständniß für die Geistesgröße Jesu gehabt haben als die meisten übrigen Juden. Um so mehr ist seine furchtbare Sünde und sein wehevoller Ausgang zu beklagen. Aber von den andern Jüngern wissen wir nichts. Wir können nur sagen: alle seine Jünger hat Jesus aus dem schlichten Volke ausgewählt; kein Gelehrter war darunter, und er hat dabei mit großer Weisheit gehandelt. In diesen schlichten, treuen Seelen zeichnete sich das geistige Bild Jesu mit voller Treue ab. In ihrer Schlichtheit und Einfalt haben sie aus sich nichts hinzugethan, sondern nur das der Welt wiedergegeben, was sie von ihrem Herrn aufgenommen hatten, während ein Gelehrter, ein Theologe fast unabweislich sich gedrungen fühlt, empfangene Gedanken mit seinen eigenen zu einem neuen Gebilde zu verschmelzen, wie das der Verfasser des vierten Evangeliums in großartiger Weise gethan

hat. Denn, wer einigermaßen in den Evangelien Bescheid weiß, der sieht ja ganz gut, wie Jesus in den drei ersten Evangelien ganz anders redet, als im vierten. Warum? In den ersten drei Evangelien redet der geschichtliche Christus, im vierten Evangelium ein Geistesbild, das in der Seele des tiefsinnigen christlichen Philosophen lebendig ist, ein Geistesbild, das vom wirklichen, historischen Christus die mächtigsten Eindrücke empfangen hat, das aber doch mit der Seele des Evangelisten verschmolzen ist. Die Jünger Jesu haben der Welt den allergrößten Dienst geleistet, indem sie ihr Jesus gegeben haben, wie er wirklich gelebt hat. So ist es uns möglich, von allen Kirchenlehren zurückzukehren zu dem Christus, zu dem die Jünger in aller Verehrung und Begeisterung aufgeschaut haben, und uns zu sättigen an den Geisteschätzen, die sie von ihm empfangen. Große, geistesmächtige Männer sind in der Kirche Christi aufgetreten; aber sie reichen an die Höhe der Apostel, zumal eines Paulus, nicht heran. Doch dieser größte Jünger fühlt sich immer noch tief unter seinem Meister, ihm ist genug, daß er wenigstens von Christus ergriffen ist.

So steht der Meister in einsamer Höhe. Wohl gab es auch für ihn einen engsten Freundeskreis, zu dem nur Petrus, Johannes und Jakobus gehörten; aber auch sie schauen zu ihm empor, wie Kinder zu einem weisen edeln Vater, sie haben ein durchdringendes Gefühl, daß sie, für sich arm und gering, alles höhere Leben nur ihm verdanken.

Es konnte nicht anders sein, als daß Jesus mit seiner Predigt, mit seiner geistigen Persönlichkeit auch auf Frauen-seelen den tiefsten Eindruck machte. Sie fühlten und erkannten, daß sie in ihm einen Beschützer ohnegleichen gefunden hatten. Wie mächtig hob er die Frauenwürde, indem er die wahre ideale Ehe als einen unlösbaren Bund erklärte und den leichtsinnigen Ehescheidungen seiner Zeit

entgegentrat! Wie mußte es den Frauen, denen im Morgenland die größte Arbeitslast auferlegt ist und die zeitlebens in dienender Stellung bleiben, wohlthun, wenn sie das Wort vernahmen, das Christus an all seine Jünger richtete: „Wer der Größte unter euch sein will, der sei der Andern Diener!“ Wie mögen sie in tiefster Andacht und voll innigsten Dankes gebetet haben: „Unser Vater, der du bist in den Himmeln!“ Ein neuer Tag war mit dem Evangelium Jesu Christi für die Frauen aufgegangen; darum bildete sich auch aus den weiten Kreisen von Zuhörerinnen, die voll dankbarer Verehrung zu Jesus aufschauten, eine Schaar von Jüngerinnen. Recht bezeichnend ist es, daß zu dieser Schaar drei Mütter von Jüngern gehörten. Ferner werden erwähnt Maria von Magdala, die Jesus von geistiger Umnachtung geheilt hatte, Johanna, deren Gatte Verwalter beim Landesfürsten war, Susanna, und wer konnte nicht die anmutige Erzählung vom Geschwisterpaar Martha und Maria! Die eine Schwester will mit eifrigster Geschäftigkeit den hohen Gast möglichst gut bewirten, die andere vergißt ihre häusliche Aufgabe über der Freude seine „Worte ewigen Lebens“ zu vernehmen und schafft ihm gerade damit die wohlthuendste Erquickung. Jüngerinnen haben für die bescheidenen irdischen Bedürfnisse Jesu und der Jünger gesorgt. Jüngerinnen haben mit Jüngern zusammen den Herrn auch auf seiner letzten Reise nach Jerusalem begleitet, aber allein in stillem Heldenmut unter den Schrecken von Golgatha ausgeharrt. Selbst die grimmigsten Feinde Jesu haben nicht gewagt die Weihe und Hoheit solcher Freundschaft anzutasten.



X.

Arbeit und Kampf für das Gottesreich.

Man hat mich in Zuschriften, die ich freundlichst verdanke, gefragt, wer denn genau zu bezeichnen vermöge, wo die Bildersprache der Bibel aufhöre und die Sprache der Wirklichkeit beginne. Könne man am Ende nicht Alles in Bilder auflösen, und sei es nicht viel besser, man gebe sich harmlos und demütig der evangelischen Ueberlieferung hin. Christus habe doch selbst gesagt: „Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du deine Wahrheit vor Weisen und Verständigen verborgen und den Unmündigen geoffenbart hast.“

Könnten wir heute noch, wie einst die Jünger am See Gennezaret, zu Füßen Jesu Christi sitzen, dann möchte ich uns allen auf's Dringendste empfehlen, möglichst harmlos, möglichst unbefangen den Eindruck seiner Persönlichkeit auf uns wirken zu lassen und mit voller Andacht und Freudigkeit seinen Worten zu lauschen. Aber wäre es immer so leicht ihn zu verstehen, oder müßten wir nicht manchmal die ganze Kraft unseres Sinns und Denkens dafür aufbieten? Würde er uns nicht recht oft zumuten Bild und Wirklichkeit von einander zu unterscheiden? Hat er denn nicht zu seinen Vertrauesten das bedeutungsvolle Wort gesprochen: „Euch ist gegeben das Geheimnis des Reiches Gottes zu verstehen, denen aber die draußen sind, wird Alles in Gleichnissen zu Theil“? Gerne führte er die Heilsbegierigen tiefer ins Verständniß seines Evangeliums

ein, gerne antwortete er auf ihre Fragen; aber wir können ihn nicht mehr fragen. Aus fernen Jahrhunderten und aus dem fernen Morgenlande, vermittelt durch die Arbeit gelehrter Männer, ist das Evangelium Jesu Christi zu uns gelangt. Da er in aramäischer Sprache geredet hat, mußten seine Worte übersetzt werden. Das war schon eine That der Wissenschaft, das stund schon nicht mehr einfach dem kindlichen Gemüte zu. Wir können auch nachweisen, daß schon diese Uebersetzungen nicht immer ganz richtig gewesen sind. Wenn es zum Beispiel heißt: „Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, den Balken aber in deinem eigenen achtest du nicht?“ so ist das ein Fehler der griechischen Uebersetzung; es sollte heißen: „Was siehst du den Splitter in deines Bruders Brunnen, den Balken aber in deinem eigenen achtest du nicht?“ Jedes größere Haus in der Heimat Jesu umschließt wie dasjenige des Petrus einen Hof, in welchem ein mit reinem Quell- oder Regenwasser gefüllter Brunnenschacht sich befindet. Mit religiöser Aengstlichkeit wachten die Juden über Reinhaltung solcher Brunnen, die wie ein Auge im Hofe schimmerten und daher auch oft Auge (ájin) genannt wurden. Wer gerne anderer Leute kleine Fehler ausspäete, dem war es ein Triumph, wenn er in dem Brunnen des Nachbarhauses ein Splitterchen schwimmen sah und schadenfroh es herausziehen durfte. Doch während er anderwärts Ordnung schaffen wollte, mochte es vorkommen, daß seine Kinder ein ganzes Balkenstück in seinem eigenen Brunnen herumschwimmen ließen. Es ist ferner nicht ganz richtig, wenn es in der griechischen Uebersetzung heißt: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!“, sondern es soll heißen: „Seid scheu wie die Schlangen und harmlos wie die Tauben!“ Jesus wollte zu seinen Jüngern sagen: „Vergesst keinen Augenblick, daß ihr in einer Welt voll Gefahren lebt! Ueberlaßt euch keiner trügerischen Sicherheit! Anderseits aber vergesst

nicht, daß allezeit euer Vater im Himmel mit euch ist. Also tretet nicht schüchtern, sondern freudigen Mutes auf, wie solche, die sich daheim fühlen!" So hat er in feinsinnigster Weise diese zwei Gegensätze zusammengefaßt, was mir erst klar geworden, als ich einst in Samaria rasch nacheinander das Treiben einer Schlange und einer Taube beobachten konnte. Wir besitzen die Evangelien handschriftlich in griechischen Uebersetzungen. Diese Uebersetzungen müssen wieder in die modernen Sprachen übertragen werden. Wie gerne möchte man möglichst getreu übersetzen! Aber welches ist der Urtext? Die Handschriften, auf die wir uns stützen müssen, enthalten Tausende verschiedener Lesarten, unter denen die Umsicht der Gelehrten die Auswahl treffen muß; das fromme Gemüt kann darüber nicht entscheiden. Die Männer der Wissenschaft haben eine Riesenarbeit darauf verwendet den Urtext herzustellen, und wie weit sind sie noch vom Ziel! So wenig das Gebet die Arbeit ersetzen kann, so wenig kann die kindlich harmlose Begeisterung für Jesus Christus dieser ebenso schwierigen als mühevollen Aufgabe uns entheben. Und dann die Uebersetzung! Ist es nicht schon schwierig, ganz getreu aus einer modernen Sprache in die andere zu übersetzen? Weht nicht ein ganz eigenartiger Geist in einer jeden Sprache, und zeigt es sich nicht, daß scheinbar dieselben Begriffe in den verschiedenen Sprachen doch nicht einander decken? Wie viel mehr wird das nun der Fall sein zwischen einer Sprache, die in vergangenen Jahrtausenden gesprochen worden ist, und den Sprachen der Gegenwart! Wahrlich, das darf man der Wissenschaft wohl nachsagen, sie hat sich eine rührend große Mühe gegeben, den Text der Evangelien möglichst getreu zu übersetzen. Der Scharfsinn, der Fleiß, die Gewissenhaftigkeit, womit je und je die Besten um den Preis einer getreuen Uebersetzung gerungen haben, verdienen unsere Bewunderung; aber auch ihre ausgezeichnetsten

Leistungen vermögen uns den Urtext nicht zu ersetzen. Kann im Weiteren ein treues, einfaches Gemüt aus sich die Zeitgeschichte verstehen, den Hintergrund, von dem die Heilige Geschichte sich abhebt? Können wir die Evangelien wirklich begreifen, wenn wir die Welt nicht kennen, von der sie ausgegangen sind? Oder ist es nicht gerade die Wissenschaft, die uns zeigt, wie der Geist des Morgenlandes eine ganz andere Art hat als der unsere, wie dort die Sprache viel mehr Bilderprache ist als bei uns? Ja, wir bedürfen der Wissenschaft, um den heiligen Schatz zu heben, welcher der Menschheit in den Büchern des neuen Testaments geschenkt worden ist. Wir dürfen auch dessen gewiß sein, daß je tiefer wir die Wahrheit ergründen, je tiefer wir in sie hineindringen, desto größer der Gewinn sein wird für unser innerstes Geistesleben.

Jesus Christus hat in dem Gebet, das er seine Jünger lehrte, als erste Bitte ausgesprochen: „Es komme dein Reich!“ Nämlich die Worte: „Geheiligt werde dein Name!“ sind nicht eine Bitte, sondern sie enthalten eine Aufforderung an den Beter, dessen sich bewußt zu bleiben, daß er vor dem allheiligen Gotte stehe, vor dem die Seraphim sich beugen. Der Morgenländer spricht heute noch keinen geweihten Namen aus, ohne entweder zu sagen: „Gelobet sei Gott!“ oder: „Gepriesen sei sein Name!“ oder: „Gefegnet sei sein Name!“ Also lautet die erste Bitte: „Es komme dein Reich!“ Aber wie soll das Reich kommen? Soll es erscheinen, wie die Juden es erwarteten, plötzlich, mit einem Schlag, wie ein gewaltiges Wetter vom Himmel her, so daß mit einem Mal die Gestalt der Welt sich verändert, und das himmlische Jerusalem auf die Erde sich heruntersenkt? „Nein!“ sagt unser Herr. Wie das Reich kommt, das stellt er uns in drei überaus geistvollen Gleichnissen dar. Das eine dieser Gleichnisse lautet: „Das Reich Gottes ist gleich einem Senfsorn. Das Senfsorn ist das

kleinste Samen Korn von allen Gewächsen im Garten. Aber wenn es aufwächst, wird es zum größten Gewächs und wird ein Baum, also daß die Vögel des Himmels kommen und sich auf seinen Zweigen setzen.“ Und das andere Gleichnis lautet: „Das Reich der Himmel ist so, wie wenn ein Mensch den Samen in die Erde wirft, und er schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same wächst und geht auf, ohne daß er es weiß; denn die Erde trägt von selbst Frucht, zuerst das Gras, hernach die Aehre, dann den vollen Weizen in der Aehre.“ Und das dritte Gleichnis heißt: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig, den ein Weib nahm und unter drei Viertel Mehl mengte, bis dieses ganz durchsäuert war.“ Wir sehen, wie einfach diese Gleichnisse lauten, wie sie ganz aus dem alltäglichen Leben genommen sind. Und doch sind es Gleichnisse von allergrößter Geistesfülle. Ja, das Reich Gottes gleicht einer Pflanze, die von unscheinbaren Anfängen aus empornwächst immer größer, immer herrlicher, immer gewaltiger. Zu denn allerwichtigsten Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft gehört es, nachgewiesen zu haben, wie alles Leben aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangen ist zu immer reicheren, großartigeren Gestaltungen. Die Wissenschaft hat es uns im höchsten Maße wahrscheinlich gemacht, daß die Erde im Laufe zahlloser Jahre mit göttlicher Notwendigkeit aus unscheinbaren Anfängen zu der Herrlichkeit, die wir jetzt vor uns schauen, sich entwickelte, ja daß im Laufe des ungeheuren Weltprozesses, dessen Dauer auch Millionen Jahre nicht ermessen, die gleiche majestätische Ordnung wirksam gewesen ist, wie im Wachsen, Blühen, Reifen eines Samenkornes. So ist es ein ewiges Gottesgesetz: „Alles ist Entwicklung, alles ist Wachstum.“ Das gilt auch für die Welt des Geistes. Das Gottesreich vollendet sich nicht mit einem Schlag, sondern es muß langsam wachsen. Und wie bei einer Pflanze Sonnenschein und

Regen, Nacht und Tag und die Mächte und Kräfte des Bodens mitwirken, daß die Pflanze aufwache und gedeihe, so ist es ähnlich beim Gottesreich: Es muß wachsen unter Sturm und Sonnenschein, alle Kräfte und Mächte der Welt müssen zu seinem Wachstum mithelfen, bis es alle Reiche der Welt an Größe übertrifft, indem es die ganze Menschheit umfaßt. Als Jesus einst an reiterhohen Senfstauden mit seinen Jüngern vorüberging, verkündete er dieses Gleichnis. Welch kühne Weissagung, wenn man den Umfang der damaligen Weltreiche, des Römer- und des Partherreiches, bedenkt und sich Jesus inmitten seiner armen und geringen Jüngerschaft vorstellt!

Im Gleichnis von dem Wachstum des Samens wird auf das Geheimnisvolle des geistigen Lebens hingewiesen. Jesus predigt das Evangelium mit Wort und That. Die Zuhörer werden davon, oft ihnen selbst unbewußt, im Innersten erfaßt. Sie wollten einen berühmten Prediger hören, der ihre eigenen Ueberzeugungen zum beredten Ausdruck bringt, aber sie empfangen weit mehr, die Samenkörner eines neuen Lebens. Unter der Schwelle des Bewußtseins beginnt dieses sich wundersam zu regen in Form einer ungewohnten Traurigkeit, in der Neigung zu religiösen Fragen, es tritt zu Tage in Form einer neuen Welt- und Lebensanschauung, aus der mit innerer Notwendigkeit eine neue Lebensrichtung hervorgeht, und nun folgt als Frucht eine Neugestalt des ganzen Lebens: Das Alte ist vergangen; siehe es ist Alles neu geworden. Die innere Umwandlung bedarf der Zeit. Ist aber einmal die Bewegung im Gange, dann hört sie nicht mehr auf, sie pflanzt sich in immer reicherer Gestaltung von einem Geschlecht zum andern fort und immer wieder erneuert sich dabei das Geheimnis des Wachstums: Gras, Aehre, dann der volle Weizen in der Aehre.

Und nun das dritte Gleichnis. Die Thatsache, daß göttliche Kraft in allem wahren Geistesleben waltet,

darf uns nicht zu dem Wahne verleiten, als ob für uns in heiligsten Angelegenheiten ein bloß passives Verhalten angezeigt sei. Das Evangelium stellt an unsere Willenskraft die höchsten Anforderungen. Wir sollen es wie einen Sauerteig behandeln, den wir in unser ganzes Sein und Wesen hineinarbeiten. Wir sollen nach allen Seiten hin mit unserem Christentum vollen Ernst machen, man soll es unserer ganzen Persönlichkeit anspüren, daß die Gesinnung Christi die unsere geworden. Ja, wir dürfen nicht ruhen, bis daß der Menschheit Leben vom engsten bis zum weitesten Kreise von der erlösenden und beseligenden Kraft des Evangeliums durchdrungen ist. Das ist eine große gewaltige Arbeit, die sehr langer Zeit bedarf. Wie langsam geht sie vorwärts! Nehmen wir ein Beispiel. Christus spricht: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder gethan, das habt ihr mir gethan.“ Deutlich verlangt er damit, daß wir die Menschenwürde auch im ärmsten und unscheinbarsten Menschen achten, daß wir alles, was Menschenantlitz trägt, mit einer gewissen Ehrerbietung behandeln sollen. Wenn die christlichen Völker von Anfang dieses Wort in ihr Gewissen aufgenommen hätten, würde sich dann die Leibeigenschaft und die Sklaverei so viele Jahrhunderte unter ihnen erhalten haben? Es zeugt für die wunderbare, einzigartige Geistesgröße Jesu Christi, daß so viele seiner Gedanken erst in unseren Tagen zur vollen Geltung gekommen sind.

Im Anfang da wuchs die Saat freudvoll, und das Wachstum erweckte die allerschönsten Hoffnungen: Junge Männer waren voll Begeisterung dem Herrn gefolgt, als er ihnen zurief: „Werdet Menschenfischer!“ Ein Kreis innig ergebener Jünger und Jüngerinnen sammelte sich um den teuren Meister. Ja, es schien, als könne in einem mächtigen Sturm der Begeisterung das Volk Israel emporgehoben werden zu einem Volke der Kinder Gottes, als

werde es den übrigen Völkern vorangehen auf dem Weg zum Gottesreich, zum Reiche ewigen Friedens. Doch die Stürme sollten kommen, der Kampf sollte eintreten, der gewaltige Kampf. Woher kam denn der Sturm? Woher kam denn der Kampf? Die Antwort lautet: „Von den geistigen Führern des Volkes Israel.“ Die Schriftgelehrten und die Pharisäer erhoben sich mit ihrer ganzen Macht, um das Werk dieses Rabbi aus Nazaret womöglich zu vernichten und von der Erde zu vertilgen. Ist das nicht eigentümlich und befremdend, daß gerade diese Leute in so heftigen Gegensatz gegen ihren besten und größten Freund traten, diese Leute, die da glaubten, sie stehen der Vollendung wahrer Knechte Gottes sehr nahe, und die auf sich das Wort des ersten Psalmes anwandten: „Wohl dem Menschen, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen und nicht sitzt, wo die Spötter sitzen, sondern seine Lust hat am Gesetz des Herrn und über sein Gesetz sinnet Tag und Nacht!“ Das schlichte, ungeschulte Volk, das Volk der Bauern, der Fischer, der Handwerker, der Hirten, das jubelte Jesus zu. Aber die höhern Schichten des Volkes hielten sich im Ganzen von ihm fern, oder, wenn sie ihm nahten, so thaten sie es im feindlichen Sinn. Sie klammerten sich ängstlich an die Ueberlieferung; denn sie waren ganz und gar des Glaubens: „Propheten stehen nicht mehr auf im Volke Israel wie in der Väter Tagen. Wohl aber haben wir ja eine von Gott selbst eingegebene Schrift: Gesetz und Propheten! Da ist ja ganz deutlich der Wille Gottes, der Ratschluß Gottes uns mitgeteilt. Wir brauchen also nicht weiter zu fragen: „Was ist Wille Gottes? Welches sind die Gedanken Gottes für die Zukunft wie für die Gegenwart?“ Nein, alles ist uns in unserm heiligen Buch oder eigentlich in den 39 Büchern unserer heiligen Schrift gegeben. Es bedarf nur einer möglichst genauen Auslegung. Nun gehen diese Schriftgelehrten daran, Tag

und Nacht diese Bücher zu studieren, vor allem aus die fünf Bücher Moses, die kurzweg als das Gesetz bezeichnet wurden. Da galt es nicht bloß, diese heiligen Schriften seinem Gedächtnis vollständig anzueignen. Nein, jeder Abschnitt, jeder Satz wurde aufs Genaueste überdacht und nach allen Seiten mit außerordentlicher Pünktlichkeit und Genauigkeit hin und her erwogen. Das war ein Studium, das sich ununterbrochen durch viele Jahre hindurch zog. Darum glaubten die Schriftgelehrten denn auch die Erleuchteten zu sein; darum genossen sie in ihrem Volk ein gewaltiges Ansehen. Was die Mehrheit der Rabbiner als recht und gut erklärte, das wurde vom Volk als Wille Gottes aufgenommen: „Ehre Vater und Mutter! Aber mehr als Vater und Mutter hast du die Gesetzeslehrer zu ehren!“ Es schieden sich übrigens die Schriftgelehrten nach zwei Richtungen: die einen machten es sich zur Hauptaufgabe das Gesetz Moses auszulegen, die andern, die Propheten zu erklären. Man nannte die ersten Halachisten und die zweiten Haggadisten. Die ersten waren nichts anderes als sehr scharfsinnige Juristen, welche das Gesetz auf den unendlichen Reichtum des alltäglichen Lebens anzuwenden und dieses mit einem engmaschigen Netz von Satzungen zu umfassen strebten. Bis ins Kleinste hinein soll der Israelite ein Mensch des Gesetzes sein. Wenn einmal das ganze Volk mit einem durchaus strengen Gehorsam dem Gesetze Gottes sich fügt, dann wird der Lohn nicht ausbleiben, dann werden eben alle Verheißungen erfüllt werden, die Gott einst durch die Propheten dem Volke hat verkündigen lassen. Die Schriftgelehrten erklärten: „Wir müssen um die großen Gebote einen Zaun von kleinen Geboten ziehen; denn wenn man diese kleinen Gebote strenge hält, wie viel mehr die großen!“ So kam es denn, daß sie die 613 Gebote des Gesetzes in nicht weniger als 10 000 Satzungen zerfaserten. Wahrlich, es bedurfte eines guten Gedäch-

nisses, um nur diese zehntausend Satzungen sich einzuprägen. Wie giengen die Halachisten dabei zu Werke? Da heißt es im Gesetz: „Du sollst am Sabbat von aller Arbeit ruhen!“ „Aber,“ fragen sie, „was ist Arbeit?“ Diese Frage beantwortend zählen sie 39 Hauptthätigkeiten auf, die am Sabbat unterbleiben sollen; aber diese Thätigkeiten sind nur „Väter“, kleinere, unbedeutendere ihre „Söhne“, etwa 100 an Zahl, die ebenfalls verboten sind. Da auch die Tiere am Sabbat ruhen sollen, so wurde im Kreise der Schriftgelehrten mit größtem Ernste die Frage behandelt, ob man ein Ei essen dürfe, das eine Henne am Sabbat gelegt habe. Viele entschieden sich für das Verbot, weil das Ei durch Arbeit zu Tage gefördert worden sei. Von gleicher Kleinlichkeit zeugen auch Vorschriften wie folgende: „Du darfst am Sabbat kein Feuer anmachen; also ist es gut, wenn du auch keine Lampe anzündest. Du darfst keine lange Reise machen; also ist es gut, wenn du nicht weiter als zweitausend Schritte gehst.“ So haben die Gesetzeslehrer eine Menge kleiner und kleinster Satzungen aufgestellt und zwar mit einem ganz gewaltigen Ernst. Wer die Satzungen, die anerkannt richtigen Folgerungen des großen Gesetzes nicht hält, der ist „verflucht“. Wie oft ertönte dieses furchtbare Wort (cherem) in ihren Reden! Welchen Erfolg hatten sie mit ihrem herben, düsteren Gesetzeseseiser? Sie unterdrückten jede freie Bewegung des religiös-sittlichen Lebens; denn Freiheit war ihnen gleichbedeutend mit Gottlosigkeit, sie erzielten einen sflavischen Gehorsam voll Furcht und Bittern. Nun trat Jesus auf und verkündete: „Das oberste Gebot lautet, wie alle Kinder Israels wissen, du sollst Gott lieben von ganzem deinem Herzen und ganzem deinem Gemüte!“ Aber Liebe ist der freieste Zug des Herzens. Liebe ist mit diesem sflavischen bangen Gehorsam nicht zu vereinen. Wenn ihr wirkliche Liebe in euch empfindet, dann sucht ihr aus eigenem freudigem Herzensdrang Gott

zu dienen, treuer, hingebender, gewissenhafter, als es je bei der bloßen Satzungs knechtschaft möglich ist. So hat er die Freiheit verteidigt gegenüber grenzenloser Knechtschaft. Es kam aber ein Anderes hinzu. Wenn wir die Gesetze dieser Schriftgelehrten prüfen, auf was legen sie den größten Nachdruck? Daß man den Sabbat möglichst streng, qualvoll streng halte, daß man beim Gebet niemals vergesse die Gebetsriemen um die Stirne zu legen und zuvor Wasser über die Hände zu gießen, daß man ja nie eine Speise zu sich nehme, die vor dem Gesetze nicht bestehen könnte; kurz, sie legen auf Aeußerlichkeiten, die mit dem wahren, lebendigen Leben der Seele nichts zu thun haben, den allergrößten Wert. Dem gegenüber verkündet Christus: „Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen. Ihr leget den Menschen ein Joch auf von Menschen sätzen, ein Joch, das ihr oft nicht auf eure eigenen Schultern legen möget. Ihr macht Nebensachen zur Hauptsache. Ihr seiget Mücken und verschlucket Kameele. Ihr könnt euch so weit verirren, eine Gabe in den Tempelopferstocck zu werfen, anstatt damit eure armen alten Eltern zu erhalten. Ja, die schwersten Gebote, das ist Billigkeit, Erbarmen, Mitleid, beachtet ihr nicht. Anstatt die Menschen mit dem rechten Ernste des göttlichen Gesetzes zu erfüllen, bewirkt ihr vielmehr, daß die Menschen innerlich sich Gott entfremden. Wenn ihr mit dem äußeren Gehorsam gegen das Gesetz euch begnügt und der Gefinnung nichts nachfragt, so ist das nicht im Sinne Gottes. Was vorgeschrieben ist von der Satzung, das werdet ihr wohl thun, soweit es euch überhaupt ernst ist mit der Erfüllung eurer Satzungen. Aber wo keine Satzung vorgeschrieben ist, da thut ihr nichts. Ihr sagt: „Gebet den Armen Almosen!“ Gut, es werden Almosen gegeben, aber wo das Gesetz nichts befiehlt, da rührt ihr keine Hand.“ Ja Almosen wurden wohl ausgeteilt; aber

der Aussätzigen, der geistig Kranken nahm man sich nicht an. Man redete viel von Liebe, aber sie wurde durch die Furcht ausgetrieben, die den ganzen mechanischen Gesezgehorfam beherrschte. Wie viel Gutes blieb ungethan, weil die Fülle der Sazungen dem Reichtum des Lebens doch nicht zu folgen vermochte! Wie eine Maschine genau nur die Bewegungen ausführt, die durch den Mechanismus bedingt sind, so erfüllte man im besten Falle die Sazungen, aber was darüber hinaus lag, darum bekümmerte man sich nicht. Man ließ arme Aussätzige nicht verhungern; im Uebrigen waren sie aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschieden und galten als von Gott Verworfenene, man that demnach gar nichts, ihr Los zu erleichtern. Hunde mochten ihre Wunden lecken. Und wie sehr war die Liebe durch Vorurteile des Standes und der Nation eingeschränkt! Rabbi Hillel, einer der berühmtesten Schriftgelehrten, ein älterer Zeitgenosse Jesu, mahnte seine Schüler: „Richte deinen Nächsten nicht, bis du an seine Stelle gekommen“. Das klingt ja ganz wie ein Ausspruch Jesu. Aber die Schriftgelehrten erklärten, Nächstenliebe habe man nur gegen die zu üben, die das Gesez pünktlich halten. Also waren die Pharisäer nur unter sich schuldig, das Gebot zu halten: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Welch ein Gegensatz, diese engbeschränkte Liebe zu dem grenzenlosen Erbarmen, das Jesus die Seinen in der Erzählung vom barmherzigen Samariter lehrt! Ein Jude lag in einsamer Gebirgsschlucht an schweren Wunden darnieder. Vergebens hoffte er von einem Priester und einem Leviten, die an ihm vorübergingen, Rettung. Da kam des Weges ein Mann daher, der zu den verhassten Samaritern gehörte. Der ließ den Nationalhaß den Verwundeten nicht entgelten, er rettete ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens und gab damit ein Beispiel der wahren hochherzigen Nächstenliebe, deren Grundsatz lautet: „Als Nächsten be-

trachte jeden Menschen, der auf deine Hülfe angewiesen ist, und dem du helfen kannst“.

Während die Schriftgelehrten Satzung auf Satzung häuften und damit fast unerträgliche Lasten ihren Schülern aufbürdeten, predigte Jesus, wie wir soeben im Beispiel vom barmherzigen Samariter gesehen, nur Grundsätze. Er pflanzte sie wie zarte Schosse in den Herzensgrund, von der Erwartung durchdrungen, daß sie aus eigener innerster Kraft wachsen und in größter Fülle sich entfalten werden. Welches sein oberster Grundsatz war, davon geben uns die Evangelien reichlich Kunde: Liebet die Kinder eures himmlischen Vaters — und das sind alle Menschen „vom Aufgang bis zum Niedergang“ — mit all der gütigen, milden, treuen und heiligen Liebe, mit der ihr euch als wesenverwandt mit Gott bewähret. Mitten in einem sehr zur Rachsucht und zum unverföhnlichen Hasse geneigten Volke lebend, legte er einen besondern Nachdruck auf die großmütige, alles verzeihende, erlittene Unrecht ganz vergessende Liebe. Mitten unter Menschen, die so viel vom Herrschen und Befehlen träumten, zeigte er, daß die dienende selbstlose Liebe der edelste Schmuck der Menschenseele ist. Entgegen den Schriftgelehrten, die den höchsten Wert den äußeren Formen beimaßen, verlangte er vor Allem eine Gesinnung voll Güte, Wohlwollen und Milde. Entgegen dem Bestreben, nationale Eigenart durch Satzungen immer mehr zu verschärfen, begeisterte er seine Jünger für die Tugenden, welche Würde und Hoheit alles menschlichen Wesens bedingen; es sind die Tugenden, in denen die Liebe Gottes wiederleuchtet. Satzungen, die gerade deshalb für besonders heilig gehalten wurden, weil sie dem schlichten Verstand fremdartig, abstoßend und überaus beschwerlich erschienen, erklärte er für Menschenatzung; denn Gott ist auch in seinen Geboten der Vater voll Gnade und Güte. Wenn die Menschen sich innerlichst beglücken, wenn sie im

vollen erquickenden Sonnenscheine leben wollen, dann müssen sie es mit den wahren ewigen Geboten Gottes sehr ernst nehmen und dürfen nichts davon abbrechen. Die Ehe ist eine Ordnung Gottes; darum ihrem innersten Wesen nach ein unlösliches Band. Während die gewöhnlich so ängstlichen Rabbi sich überboten in leichtfertiger Behandlung der Ehescheidung von Seiten der Männer, verkündete Jesus den Seinen: „Ihr sollt gar nicht scheiden“. Wenn er aber Grundsätze predigte, so stellte er damit letzte und höchste Lebensziele auf, und erwartet von uns, daß wir diese Ziele mit heiligem freudigem Eifer zu erreichen uns bestreben. Grundsätze sind keine bürgerlichen Gesetze, deren Beobachtung man mit äußern Mitteln erzwingen kann; darum ist es ganz gegen seinen Geist eine innerlich zerrüttete Ehe vor dem Gesetz wie eine im Himmel gebundene und darum unlösliche zu behandeln. „Totes noch lebendig wähen“ vermehrt nur das menschliche Elend.

Wir sehen, Jesus Christus hatte eine weit höhere Auffassung von Würde und Aufgabe des Menschenlebens als die „Alten“, das heißt als die ganze bisherige Reihe der Gesetzeslehrer. Sie bildete zu ihren Lehren sowie zum Treiben der Pharisäer den schärfsten Gegensatz; darum mußte er, der den innersten Frieden den Menschen bringen wollte, in einen heißen Kampf sich einlassen, darum mußte er schmerzerfüllt sprechen: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“.

Die schneidende Schärfe, mit der er das Wollen und das Lebensziel der „Alten“ bekämpfte, mußte er nicht gegen die Haggadisten, die Erklärer der Propheten anwenden. Im tagtäglichen Leben begnügten sich diese streng den Weisungen der Gesetzeslehrer zu folgen; sie behielten für sich nur die Welt der frommen Träume, Ahnungen und Hoffnungen. Gleich ihren juristischen Genossen konnten sie

sich für den Wortsinu einer Gesetzesstelle ereifern; aber sie gaben zugleich noch der Stelle eine sinnbildliche Bedeutung, wie uns der berühmteste aller Rabbischüler, der Apostel Paulus, an mehreren Beispielen zeigt. „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verkörben“. Darnach richtete sich jeder Bauer in Israel. Aber Paulus wagt doch hinzufügen: „Kümmert sich denn Gott um die Ochsen, oder sagt er das nicht vielmehr um unserer willen, (die wir sein Wort verkünden)?“ Auch Paulus zweifelte nicht an der Geschichtlichkeit der Frauen Sara und Hagar; aber jene bedeutet ihm zugleich das obere himmlische Jerusalem, diese das irdische, jene die Religion der Freiheit, diese der Knechtschaft. Die Haggadisten gefielen sich bei ihrer Schriftauslegung in tausend Spielereien einer müßigen Einbildungskraft; aber doch nahmen sie auch einen höheren Schwung. Sie wußten viel von Erzengeln und Engeln, die den Thron Gottes umschweben, zu erzählen, aber auch von Beelzebub, dem obersten der Teufel, und seinen Dienern. Sie malten das Paradies und die Hölle aus, meist nicht besser, als wie man es auf Gemälden vom jüngsten Gericht in katholischen Dorfkirchen sehen kann. Vor Allem verweilten sie bei den patriotischen Hoffnungen Israels. Sie glaubten ihre Zuhörer besonders erbauen zu können, wenn sie die Bilder der Propheten ins Grob sinnliche steigerten. Einst werden Israels Kinder alltäglich schmackhaftestes Fleisch vom Fische Leviathan essen, und es werden in Canaan Trauben wachsen, gegen welche die berühmten Josuatrauben sich wie Zwergobst ausnehmen. Der vaterländische Boden, der allerdings etwas klein war, werde sich zehnfach ausspannen. Es steckt nicht gerade viel Geist und Sinnigkeit in diesen Träumen. Gewiß lebten sie, soweit sie innigste geistigste Lebensgemeinschaft mit Gott nicht störten, auch in der Seele Jesu Christi; aber er hauchte ihnen einen andern Geist ein. Für das Gemüt

des Volkes lag in den schimmernden Gaben der Zukunft doch die Gefahr, daß man vor ihnen den Geber nicht mehr sah, und daß man in der alles verzehrenden Sehnsucht nach gesteigerten Sinnesfreuden sich nicht von der Erde erhob, also der einzig beseligenden Heimat in Gott ferne blieb. Unter allen herrlichen Worten des alten Testaments ist aber keines dem Geiste Jesu näher verwandt als jenes Psalmwort: „Wenn ich dich habe, o Gott, so wünsche ich nichts auf Erden. Du bist meines Herzens Trost und mein Teil ewig“. Mit Gott will er die Herzen möglichst innig vereinen; alles Andere ist ihm Nebensache.

Beachten wir nur, wen er für würdig hält durch die Thore der Gottesstadt einzuziehen. Es sind die, welche wegen ihrer Leiden, Trübsale, Nöten und Schwachheiten mit Gott nicht hadern, sondern willig ihr Kreuz auf sich nehmen. Es sind die Demütigen, die mit dem Böllner sprechen: „Gott sei mir Sünder gnädig“, die Treuen, die jederzeit bereit sind das Leben für „das Leben“ einzusetzen, die Hochherzigen, die ihre Feinde lieben, und Worte des Fluches mit Worten des Segens erwidern, es sind die Kinder Gottes, die Frieden bringen. Ja wer einzieht in die Gottesstadt, wird gesättigt. Aber die Sättigung ist eine geistige; denn „was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte jedoch Schaden an seiner Seele“?

Gewiß besaßen die Haggadisten oft mehr Schwung und Wärme des Gemütes, mehr inneres Leben als die verstandesnüchternen spitzfindigen Halachisten; aber sie fühlten doch, daß der Meister aus Nazaret einen ganz andern Geist habe als sie. Sie schauten mit Gefühlen der Bewunderung aber auch des Argwohns zu ihm auf, und schließlich vereinigten sie sich mit den Gesetzesmännern, um auf Leben und Tod den zu bekämpfen, der die Verheißung des Propheten erfüllen sollte: „Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde“.

Mit den Schriftgelehrten werden in den Evangelien die Pharifäer häufig zusammen erwähnt. Pharifäer bedeutet den „vom Volke des Landes Abgefonderten“, der ſich durch ſeine Schriftkenntnis und ſeine Geſetzesstreue hoch über der gemeinen Menge erhaben fühlt. Pharifäer waren alſo in erſter Linie die Schriftgelehrten ſelber; aber dieſer Ehrenname erſtreckte ſich auch auf ihre Schüler, die nie müde wurden, ihre Auslegungen von Geſetz und Propheten anzuhören und ſtreng ſich nach ihren Sazungen zu richten. Die Pharifäer bildeten die geiſtige Ariſtokratie des Volkes und übten auf deſſen inneres Leben eine ungeheure Macht aus. Aus einzelnen Andeutungen der Evangelien müſſen wir annehmen, daß doch manch ein Pharifäer vorübergehend unter die geiſtige Hoheit Jeſu ſich beugte. Aber dieſer konnte keine „Halben“ brauchen. „Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich.“ Er mußte einen ſchweren rückſichtsloſen Kampf gegen Iſraels Führer wagen. Tief ſchmerzlich war ihm dieſer Kampf, weil er denen galt, die er ſo gerne um ſeine Fahne geſammelt hätte. Aber er hat den Kampf gekämpft mit der ganzen Kühnheit und Entſchiedenheit einer hohen Seele. Wie dankbar ſind wir ihm dafür; denn er hat der Menſchheit höchſte Güter gerettet: die Freiheit in Gott und die heilige Liebe.

XI.

Das Bekenntniß des Petrus und der Todesentschluß Jesu Christi.

Wiederholt hat man mir entgegengehalten, ach, der religiöse Mensch kümmere sich nicht um die Wissenschaft, er brauche für den Frieden seiner Seele kein Anleihen bei ihr zu machen. Jeder Mensch schließlich, der eine eigene religiöse Ueberzeugung habe, gestalte sie nach seiner innersten Erfahrung. Darauf muß ich antworten: Wer so redet, kennt doch die Geschichte der Menschheit zu wenig. Der erste Mann der Wissenschaft auf dem Gebiete des Christentums ist der Apostel Paulus. Wie viel hat die Menschheit diesem Gelehrten zu danken! Er ist es gewesen, der mit aller Schärfe und Gründlichkeit eines in gelehrter Schule herangebildeten Theologen die Schlüsse aus den Grundsätzen des Evangeliums gezogen hat. Er zuerst hat vollständig mit den Sätzen des jüdischen Volkes gebrochen und vollen Ernst gemacht mit der Predigt des Evangeliums unter den Heiden. Er gerade als Mann der Wissenschaft hat gesprochen: „Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib; denn alle seid ihr Einer in Christus Jesus,“ während die ungelehrten Apostel wie Petrus, Jakobus und Johannes solche kühne Folgerungen aus dem Evangelium nicht gezogen haben. Und was wäre die Reformation geworden ohne die Hülfe der Wissenschaft! Ja man kann sagen: Die Wissenschaft ist die große, gewaltige Waffe der Reformation

gewesen. Die Reformatorenkehrten als Jünger der Wissenschaft zu der heiligen Schrift in der Ursprache zurück. Welch überraschende Entdeckungen machten sie, als sie das Evangelium in der Ursprache lasen, als sie inne wurden, wie das Wort: „Thut Buße!“ in der griechischen Ursprache eigentlich heißt: „Aendert eure Gesinnung!“ Wie gieng ihnen ein Licht auf über den geheimnisvollen Eingang des Johannesevangeliums: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott,“ als sie aus dem Griechischen erkannten, daß die Worte zugleich bedeuteten „Im Anfang war die Vernunft und die Vernunft war bei Gott und die Vernunft war Gott!“ Mit den Waffen ihrer theologischen Wissenschaft haben sie gekämpft, um eine Menge von irrigen Vorstellungen zu beseitigen, um die ganze Priesterherrschaft, die so mächtig in der Christenheit geworden war, zu brechen. Wir wollen die Wissenschaft nicht überschätzen, aber doch daran erinnern, daß in der Zeit der Reformation die gemüthvollen Menschen, die nur nach den Bedürfnissen ihres Herzens fragten, sich ganz wohl befanden bei der Anbetung der Maria, bei dem Glauben an die vielen Nothelfer, die Heiligen, bei der Vorstellung, gemäß welcher der Priester Brot und Wein des heiligen Abendmahls in Leib und Blut Christi verwandelt. Mit der unbarmherzigen Strenge echter Wissenschaft haben die Reformatoren diese dem Gemüt theuren Vorstellungen bekämpft. Haben sie aber damit den tiefsten Bedürfnissen des Herzens Abbruch gethan? Indem sie der Menschenseele den Weg wieder gebahnt haben, um unmittelbar mit dem Urquell alles Wahren, Guten und Heiligen, mit dem ewigen Gott und Vater zu verkehren, haben sie wahrlich auch dem Gemüt die allergrößten Dienste geleistet.

Es war gegen Ende des Monats März, als Jesus nur in Begleitung seiner Jünger von Bethsaida am obern Ende des Sees Gennezaret nach der Stadt Cäsarea Phi-

lippi wanderte. Mitten im schönsten Frühling zog die kleine Schar auf einsamer Straße dahin durch ein herrliches Hochland. Bald nahmen Eichenwälder mit dichter glänzender Laubkrone die Wanderer auf, bald führte der Weg durch üppig grünes Weideland zu aussichtsreichen Höhen hinauf. Dort sieht man tief unten das Jordanthal. In wundervollem Blau leuchten die Spiegel des Obersee's (Meromsee's) und des viel größeren Gennezaretsee's aus der Tiefe. Im Westen schließen die vielgestaltigen Berge Galiläas den Horizont ab, im Norden tauchen Hermon und Libanon ihre schneebedeckten Häupter in das unergründliche Blau des Himmels, im Osten überragen ganze Reihen erloschener Vulkane in scharfen und kühnen Formen das Hochland. Die reine Luft, die alle Linien der Landschaft in größter Deutlichkeit erscheinen läßt, gibt dem Bilde vollends entzückende Schönheit. Da nun der Herr mit seinen Jüngern allein war, fragte er sie: „Wer sagen denn die Leute, daß ich sei?“ Er bekam die Antwort: „Die einen sagen, du seiest Elias und die andern, du seiest Jeremias, und wieder andere, du seiest Jesajas oder Moses.“ Also darin war das Volk einig: Jesus war mehr als ein Schriftgelehrter, Jesus war ein Prophet. Der Schriftgelehrte mußte immer wieder zu seiner Schriftrolle Zuflucht nehmen und ängstlich fragen: „Was sagt denn meine Schriftrolle? Was sagt der Wortlaut des Gesetzes?“ Er klammerte sich mit allen Fasern seines geistigen Wesens an den Buchstaben der heiligen Schrift an.

Aber nicht so der Rabbi aus Nazaret. Er redet aus der Fülle seines Herzens, er redet aus ureigener Begeisterung. Er fragt nicht lang: „Was sagen die Alten?“ sondern er redet, innerstem, schöpferischem Drange folgend, so frisch und kühn, wie es seit Jahrhunderten in Israel nicht mehr gehört worden war. Um einen Vergleich zu haben, mußte man zurückgreifen zu den hehren Gestalten der Vergangenheit,

zu den großen Gottesmännern, die einst die Führer Israels gewesen. Eigentümlich ist, daß die einen ihn für den Elias, und andere für einen andern Propheten hielten. Doch dieses Schwankeu der Meinungen können wir leicht verstehen: es paßte eben das Bild irgend eines der alten Propheten nicht vollständig auf seine Persönlichkeit. Ja, er erinnerte wohl an Elias, wenn er mit heiligem Ernst alles Volk zur Buße mahnte, wenn er mit flammendem Zorne das Wehe ausrief über die, welche die Kleinen ärgern, wenn er die hartherzigen Menschen verurteilte, wenn er die Worthelden verwarf, deren ganze Frömmigkeit in leeren Worten bestand. Aber was erwarteten damals die Israeliten von dem wiedergekommenen Elias? „Das Allernächste,“ sagten die Rabbiner, „werde sein, daß Elias die Stammbücher Israels in Ordnung bringe.“ Stammbücher in Ordnung bringen! Wie klein erscheint uns diese Aufgabe für einen aus der Ewigkeit hergekommenen Gottesmann! Tief läßt eine solche Anschauung erkennen, welch einen ungeheuern Wert das Volk Israel auf die Abstammung legte, und wie weit entfernt es war vom Gedanken an ein Gottesreich, das sich von Aufgang zum Niedergang erstrecken soll. An Jeremias erinnerte Jesus, an jenen wehmutsvollsten aller Propheten, an jenen innigsten und gemütvollsten aller Gottesmänner Israels. Wenn Jesus sprach: Die Vögel des Himmels haben ihre Nester, die Füchse haben ihre Gruben; aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege,“ wenn er seinen Jüngern klagte, daß ein Prophet überall angesehen sei außer in seinem Vaterdorf und in seinem Vaterhaus, da mochten ihn wohl Viele mit dem wehmuts-erfüllten Propheten vergleichen. Aber auch in seiner heiligen Liebe für sein Volk, in seinem schrankenlosen Mitleid für Israel erinnerte er an jenen Propheten, der so heiße Thränen über den Untergang seines Volkes und der heiligen

Stadt Jerusalem geweint hat. Und doch, Jesus ist nicht Jeremias! Der Lebenstag des Jeremias ist in Schermerut und heiligem Born untergegangen. Die letzten Worte, die wir von diesem großen Propheten besitzen, sind Bornesworte über die Frauen, welche der Himmelskönigin Ehre darbringen anstatt dem Gott, den er allezeit verkündet als den Herrn des Himmels und der Erde. Und an Moses erinnert er. Ist er nicht ein neuer Gesetzgeber, der sein Gesetz dem alten Gesetz entgegenstellt? Das Volk ist überzeugt, daß wieder einmal einer aufgestanden ist, dem der allmächtige Gott selber die Worte ins Herz gelegt, der also nicht abhängig ist von den Schriftrollen.

Und nun wendet sich Jesus zu seinen Jüngern: „Wer aber jaget ihr, daß ich sei?“ Petrus antwortete, und das war eine weltgeschichtlich unaussprechlich bedeutsame Antwort: „Du bist der Messias (griechisch Christos), der Sohn des lebendigen Gottes.“ Von dieser Antwort ward Jesus aufs Freudigste erregt, und er sprach: „Simon, Zona, Fleisch und Blut haben dir das nicht eingegeben, sondern mein Vater in dem Himmel, und du sollst fortan nicht mehr Simon, sondern Kephas, das ist Fels, heißen, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Unterwelt sollen sie nicht überwältigen! Ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs, und was du binden wirst auf Erden, das soll im Himmel gebunden sein, und was du lösest auf Erden, das wird im Himmel gelöst sein!“

Wir wissen, daß auf diese Antwort Jesu Christi die katholische Kirche sich stützt, um zu beweisen, daß der Papst in Rom mit vollem Recht als Nachfolger Jesu Christi sich betrachten dürfe. Nie ist in der Weltgeschichte ein großes Wort gründlicher und folgereicher mißverstanden worden als diese Worte Jesu an Petrus. Gewiß wird die richtige Auslegung das Fundament des päpstlichen Thrones nicht

erschüttern. Keine der Einrichtungen, die der katholischen Kirche eigentümlich sind, läßt sich biblisch begründen, aber sie sind zu ihrer Zeit aus dem Bedürfnis des kirchlichen Lebens hervorgewachsen und werden dauern, so lange das Volksgemüt sie trägt, das sich um mangelhafte biblische Begründung nicht kümmert. Protestantische Losung bleibt: „Prüfet alles, behaltet das Gute“. Dieser Losung getreu wollen wir den Sinn der Worte prüfen, die der Meister an seinen Jünger gerichtet hat.

Zunächst wird jedem Unbefangenen klar sein: Jesus hat sich bis dahin nicht darüber ausgesprochen, ob er der Messias sei. Er hat sich Menschensohn genannt, gewiß mit dem ganz entschiedenen Hochgefühl damit den höchsten und den einfachsten Namen zugleich zu tragen. Sonst aber hat er ganz stille abgewartet, welchen Eindruck sein ganzes Schaffen und Wirken, seine ganze Persönlichkeit machen werde. Er drängt nicht irgend eine Meinung den Menschen auf, er läßt den ausgestreuten Samen wachsen und stellt es in vollendeter Ergebung Gott anheim, welche Frucht daraus sich entfalten werde. So kam denn, weil er sich selbst nicht für den von den Propheten verheißenen Messias ausgegeben hat, das Volk nur zu der Einsicht: „Jesus ein Prophet, gleich wie die Propheten der Vorzeit.“ Aber Petrus ist unendlich viel weiter gekommen als die Menge des Volkes. Er sagt aus innerster Ueberzeugung: „Du bist nicht bloß ein Prophet, du bist der Messias.“ Nun müssen wir bedenken, daß der Begriff Messias für ein Judenherz alles Höchste und Herrlichste in sich barg, den größten Trost, die größte Freude, die heiligste Beseligung; ja, alles was ein frommes Judenherz ersehnte und wünschte, hoffte und glaubte, das schloß sich in diesem einen Begriff des Messias zusammen. Wir fragen: Wie kam Petrus zu der Ueberzeugung: „Mein Herr und Meister ist mehr als ein Prophet, er ist der Messias.“ Gewiß nicht bloß

deswegen, weil Jesus redete wie einer, der Gewalt hat; denn das thaten ja seinerzeit auch die Propheten. Nicht deswegen blos, weil er Kranke heilte, weil er nach dem Glauben des Volkes Tote auferweckte, weil er mit wenigen Broten sehr viele speiste; denn das alles erzählte man auch von den Propheten Elias und Elisa. Also muß es etwas anderes gewesen sein, was ihn zu einem so großen und kühnen Glauben mit fortriß. Das ist allermeist zu wenig bedacht worden. Petrus kann nur aus innigster Gemüts- erfahrung zu dieser seiner Anschauung gekommen sein. Er hat in der Gemeinschaft mit Christus ein neues inneres Leben empfangen, einen neuen Frieden, einen neuen Reich- tum, eine neue Heimat; er fühlt sich über das Gewöhn- liche, Alltägliche weit hinausgehoben; er hat in sich eine Befeligung, von der er sich sagen muß: „Wie klein und wie gering ist aller Erden glanz und alle sinnliche Herrlich- keit gegenüber dem, was ich durch meinen Herrn gewonnen habe!“ Einst geknechtet wie alle andern Juden, fühlt er in sich den Freiheitsjubel einer gottversöhnten Seele; einst zitternd und bangend vor dem allmächtigen, allheiligen und allgerechten Gott, fühlt er nun innigste Vaterliebe; einst nur seine Kleinheit und Geringheit empfindend, hat er nun das Gefühl, daß er ein Königssohn geworden, ja ein Sohn des Königs aller Könige; einst so arm und unbedeutend als schlichter Fischer an den Ufern des Sees Gennezaret, fühlt er jetzt, daß er einen unendlichen Wert habe, weil der ewige Gott in seiner Gnade ihn lieben will mit ewiger Liebe. Nun ist auch der Tod mit seinem Schrecken von ihm innerlichst überwunden; nun weiß er sich gehoben und getragen für Zeit und Ewigkeit von einer überirdischen, allgewaltigen Liebe und Vater treue. Er hat die Empfindung, eine Perle zu besitzen, für die er freudig allen Weltbesitz einsetzen, für die er freudig in Not und Tod gehen will, wenn es sein muß. Also aus innerster Gemüts erfahrung

ist er zu seinem Glauben gelangt: „Was mein Herr bietet, ist etwas so Großes, so Herrliches und so Reiches, wie der Messias Größeres und Herrlicheres nicht bieten kann. Mein Herr bietet mir viel mehr als mein Volk von dem Messias erwartet.“ Ja, was hat das Volk von seinem Messias erwartet? Wir können uns in den Schriften der Rabbiner, in dem Talmud reichlich darüber erkundigen. Sie lehren von ihrem Messias, er werde wahrscheinlich zunächst arm und gering auftreten und zwar in der Hauptstadt Rom, um dann nach einiger Zeit die niedere Hülle abzuwerfen und in aller Herrlichkeit aufzutreten. Vor seinen Augen werde die römische Macht zusammensinken, und es werde der Messias im Triumph in Jerusalem einziehen. Die Stadt werde sich auf eine wunderbare Weise zu einer goldenen Stadt umwandeln, die Pforten werden mit Edelsteinen geschmückt sein, eine ewige Sonne über die heilige Stadt leuchten, und das Land werde sich zu einem Paradiese umwandeln. Man stellte sich vor, wie es einst herrlich sein werde in dem Paradiese, wo die Myriaden von Engeln süße Melodien singen werden, wo der Lebensbaum seine wohlriechenden Düste über das ganze Land ausbreiten werde, wo Bäche von Wein, Balsam, Milch und Honig nebeneinander her laufen werden. Wahrlich kindliche, sinnliche Träume! Darüber ist der Jünger in seinen besten Stunden hinausgekommen und hat es eingesehen, daß die höchste und reinste Freude des Menschenherzens vom Sinnen-glück, vom sinnlichen Behagen unabhängig ist. Er hat diese heilige Freiheit eines mit Gott verwandten Menschen-gemüthes erkannt und in sich selbst erlebt, jene Freiheit, die sich aller Welt stolz und kühn gegenüberstellt im Bewußtsein, daß das Höchste und Beste die Welt weder geben noch nehmen kann, sondern daß es dem Menschen einzig in der Gemeinschaft mit dem Urquell alles Guten zu teil wird. Der Jünger fühlt, daß wir doch etwas mehr sind als nur, wie

ein beliebtes Gleichnis lautete, das Geschirr, welches der Töpfer formt und der Töpfer wieder zerschmeißen kann. Es ist nicht so, wie die Schriftgelehrten glauben machen wollen, daß der Mensch, wenn er sich selbst überlassen wäre, wenn er könnte, wie er wollte, nur erdenwärts sich neigte und nach der tierischen Stufe hinunterstrebte. Nein! die Menschenseele ist göttlichen Wesens, und sie versteht sich erst dann, wenn sie mit Adlersflug aufstrebt zum Reinen, Guten und Edlen. Dann erst ist sie in ihrem Element. O welch eine hohe Freude hat das aus dem Innersten frei hervorquellende, nicht irgendwie von außen her aufgebotene Zeugnis des Jüngers dem Meister bereitet! Nimmer wäre sie ihm zu Teil geworden, wenn er sich gleich zu Anfang seines Wirkens als Messias verkündigt und als erste Bedingung der Jüngerschaft den Glauben an seine Messiaswürde verlangt hätte. Nun spricht er zu Petrus: „Du bist Fels und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen“. Was kann das Anderes in diesem Zusammenhang bedeuten als: „Auf die Gesinnung, die du jetzt bekundet hast, auf die Ueberzeugung und geistige Anschauung, kraft deren du mich jetzt Messias genannt hast, muß ich und will ich meine Gemeinde bauen? Und wenn er hinzufügt: „Und die Pforten der Unterwelt werden sie, das heißt die auf solchem Untergrund ruhende Gemeinde, nicht überwältigen,“ so will er damit offenbar sagen, daß sie allen Stürmen der Welt für immer widerstehen werde. Selbst die letzte und größte Macht in der Welt, der Tod, kann ihr nichts anhaben. Den Israeliten war der Vergleich der düstern Todesmacht mit den Pforten der Unterwelt sehr geläufig. Er nahm seinen Ursprung von der Sitte, die Toten in unterirdischen Felsenkammern zu bestatten. Wenn das stille öde Trauergemach mit dem gewaltigen Rollstein verschlossen war, legte der Gedanke sich nahe: Die Pforte der Grabkammer läßt keinen mehr

heraus, der einmal hinter ihr geborgen ist. Die Antwort Jesu auf das Bekenntnis des Petrus ist eine erhabene Weissagung. Ja, furchtbare Angriffe wird die Gemeinde zu bestehen haben; aber sie wird siegreich widerstehen, so lange sie gebaut bleibt auf dem gleichen Fundament wie der Glaube des Petrus. Leider glaubt man auch heute noch in weiten Kreisen, es müsse die Kirche mit staatlichen Mitteln unterstützt werden. Sehr oft ruft sie selbst die staatlichen Gewalten zu Hülfe, um ihren Besitz zu verteidigen. Wie weit ist man in den meisten christlichen Ländern noch von jener unbedingten Glaubensfreiheit entfernt, die getrost jeden sagen läßt, was er will, weil die Wahrheit in der reinen Luft der Freiheit am besten gedeiht! Aber wir haben die feste Zuversicht, daß die Zeit einst kommen muß, wo in der ganzen Welt eine unbedingte Geistesfreiheit herrscht, wo man nicht mehr zagt vor dem gewaltigen Kampf der Geister, sondern wo man dessen gewiß ist: „Das Menschenherz ist für die Wahrheit geboren, und die Wahrheit, welche die Wissenschaft lehrt, steht im innigsten Einklang mit den Bedürfnissen des Gemüthes. Dann wird man am geistigen Kampfe Freude haben und einsehen, daß die Erkenntnis der Wahrheit nur gewinnen kann bei einem redlich geführten Geisteskampf. Dann, wenn einmal allüberall diese Freiheit anerkannt ist, wird man noch viel eindringender und sorgfamer, als es jetzt vielfach geschieht, sich fragen: „Wie können wir den christlichen Glauben verteidigen? Wie können wir das Ansehen der Kirche erhalten? Der Staat steht uns nicht mehr zur Seite, die Ueberlieferung findet nicht mehr bei allen Anhang. Wir können nicht mehr einfach die Geister zur Ruhe weisen mit den Worten: „Die Alten haben gesagt.“ Worauf können wir uns dann stützen, um das zu erhalten, was uns so unendlich teuer ist? Ganz einfach auf die unsterblich gleichen innersten Bedürfnisse der Menschenseele.

Der Mensch wird immer wieder von den Schauern der Vergänglichkeit ergriffen werden. Er hat, so lange es eine Menschlichkeit giebt, mit Krankheit, Alter und Tod zu thun. Der Mensch hat immer zu ringen gegen die niedern, tierischen Mächte, die ihn von der Höhe seiner Menschenwürde in die Tiefe herunterreißen sollen. Und in diesen Wirren der Vergänglichkeit, in diesem heißen Kampf um sein eigenes besseres Selbst sucht er nach einem Halt und Trost. Die Welt kommt ihm als ein ungeheures Rätsel vor. Bald stehen die freundlichen Erscheinungen im Vordergrund und bald wieder Bilder des Schreckens, des Entsetzens; bald gehen gute Menschen an ihm vorbei und bald wieder Menschen, in denen alle Leidenschaften Gewalt haben. Wer deutet das Rätsel? Wer giebt uns Mut für Leben und für Sterben? Und wir antworten: Geht hin! Versenkt euch in die Geistesgemeinschaft mit Jesus Christus, dessen Hauptzüge so klar und so deutlich in den Evangelien uns gegeben sind! Schließt eine möglichst enge geistige Gemeinschaft mit ihm! Ueberdenkt seine Worte! Betrachtet mit ernstem Sinnen seine geistige Persönlichkeit! Lasset ihre Macht auf euer innerstes Geistesleben wirken! Und ihr werdet es erfahren, wie der gewaltige Druck in eurer Seele abnimmt, wie ihr wieder zum Glauben kommt, daß die letzten Gedanken dessen, der die Welt regiert, Gedanken der Versöhnung und der Harmonie sind, und ihr werdet mit diesem besten und treuesten Freund fröhlich leben und selig sterben können.

„Und ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs, und, was du binden wirst auf Erden, das soll im Himmel gebunden sein, und was du gelöst auf Erden, das wird im Himmel gelöst sein!“

Wahrlich, das gilt einer jeden Menschenseele, die in ein volles Verständnis der Bedeutung Jesu Christi eingetreten ist, die Jesus Christus so verstanden hat, wie

Petrus ihn verstanden. Eine solche Menschenseele hat eine volle Selbstgewißheit über das, was zu den ewigen Normen des menschlichen Lebens gehört; sie darf, wenn es sich um große Grundsätze handelt, der Welt zurufen: „Das ist recht, das ist gut, daran müssen wir festhalten mit unserem ganzen Ernst“. Und die gleiche Menschenseele kann lösen und kann sagen: „Diese Satzungen können nicht mehr gelten.“ Sie hat ein freies und doch sicheres Urtheil, weil sie vereint ist mit Jesus Christus, dem Gottinnigsten.

Jene Stunde des Petrusbekenntnisses war eine der aller schönsten und seligsten Stunden, die Jesus in seinem Erdenleben erfahren. Er sammelte damals die reichen Früchte einer großen, langen heiligen Arbeit. Nun aber, wie die Jünger alle froh bewegt sind, da sagt er ihnen: „Des Menschen Sohn muß leiden, muß sterben. Aber am dritten Tage wird er wieder auferstehen.“ Unser Herr leiden und sterben! Das war wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel für die Jünger, und der gutmütige Petrus sagt: „Da sei Gott vor, lieber Herr! Das möge nicht geschehen!“ Und der Herr antwortete, wenige Minuten nach jenem herrlichen Zeugnis: „Weiche hinter mich, Satan! Du sinnest nicht, was Gottes ist, sondern was des Menschen ist.“ Nicht wahr, wir fühlen deutlich, hier haben wir es mit einer Ueberlieferung zu thun, die mit vollendeter Treue wirkliche Erlebnisse uns wiedergiebt. Wie haben wir aber dieses Wort Jesu Christi zu deuten, das uns so hart klingt? Ehe wir darauf antworten, müssen wir uns fragen: „Wie kommt Jesus zu der Ueberzeugung, daß er leiden und sterben müsse?“ Ja, er hat großen Erfolg gehabt; tausende und abertausende haben mit ihrem Jubel und mit ihrer Dankbarkeit ihn umgeben. Aber er ist doch inne geworden, daß die Macht seiner Feinde unter dem Volke viel, viel stärker ist als die seine. Einst im verheißungsvollen Frühling seines Wirkens hatte es anders

geschienen, da hatten viele Anzeichen darauf hingedeutet, daß die Mehrheit des Volkes gewillt sei dem Adlerfluge der neuen Lebensgemeinschaft mit Gott zu folgen, Knechtschaft mit Freiheit, Furcht mit Liebe zu vertauschen und den bisherigen Führern gänzlich zu entsagen, die durch ihre kleinlich spitzfindige Behandlung der Fragen: Was ist recht, und was ist unrecht? aus der Religion der Väter vielfach ein Zerrbild gemacht hatten. Es ist gar kein Zweifel, daß damals Vielen die Augen darüber aufgegangen waren, wie die Schriftgelehrten den Schwung des Gefühles lähmten, das Gemüt verödeten und den Sinn für das Höchste und Herrlichste im väterlichen Glauben abstumpften, indem sie Kleines und Großes mit der gleichen Wichtigkeit behandelten. Es bestund, das empfanden Tausende sehr lebhaft, zwischen der Geisteswelt der Schriftgelehrten und ihrer Anhänger, der Pharisäer, und derjenigen von Jesus Christus ein Gegensatz wie zwischen einer öden, mit wenigen saftlosen Grasbüscheln bewachsenen Steppe und einer Paradiesesau mitten im Frühling, voll Blütenduft, voll Blumenpracht, voll milden goldenen Sonnenscheins. Doch zwischen Empfinden und Handeln ist ein großer Unterschied.

Auf keinem Gebiete des geistigen Lebens zeigt das Beharrungsvermögen eine so große Kraft wie auf dem Gebiete der Religion. So lange Ueberlieferungen für das Herz nicht ganz erstorben sind, so lange klammert es sich allermeist an sie an. Dem Einfluß der Schriftgelehrten kam aber weiter zu gute, daß der gewöhnliche Mensch ohnehin zu Kleinlichkeit und Aeußerlichkeit neigt und lieber unter tausend Sätzen, die seinem kleinlichen Wesen entsprechen, sich beugt, als daß er mit Zusammenraffung seiner innersten Kraft zu einer höheren Welt- und Lebensanschauung sich erheben würde. Anderseits müssen wir bedenken, daß Jesus an die Menschen die höchsten Anforderungen stellt: „Wenn euere Gerechtigkeit nicht weit übertrifft die Gerechtigkeit der

Pharisäer, so könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.“ Er fordert den kühnsten Glauben und die stärkste selbstlose Liebe, er nimmt die größte Vornehmheit der Menschenseele für sein Evangelium in Anspruch. Muhammeds Religion ist eine Religion zu ebener Erde; denn gegen besseres Wissen und Gewissen hat ihr Stifter, wie Niemand bestreiten kann, geistesarmer religiöser und moralischer Mittelmäßigkeit arge Zugeständnisse gemacht. Gerade dadurch gewann er einen so raschen und gewaltigen Erfolg. Um so verehrungswürdiger erscheint uns dafür Jesus Christus, der keine schnellen Erfolge um solchen Preis erzielen wollte, der mit einer kleinen Schar Getreuer sich begnügte, um der Menschheit ihr herrlichstes Kleinod zu erhalten.

Wenn wir dies alles erwägen, kann es uns nicht befremden, daß die Mehrheit des Volkes nach kurzem Aufschwung müde die Flügel senkte und sich wieder um die alten Führer sammelte. Diese nahmen die veränderte Stimmung des Volkes wahr und traten mit verstärkter Gehässigkeit gegen den auf, der so scharf ihnen ins Gewissen geredet und so offen ihnen ihre Heuchelei, ihre Herzenshärte vorgehalten hatte. Jesus erkannte mit größter Deutlichkeit, daß ein furchtbarer Sturm sich über seinem Haupt zusammenzog, daß seine Feinde immer mächtiger wurden und er in Treue für sein Werk auf den schwersten Tod sich bereiten müsse.

Das Evangelium Lukas deutet auf wiederholte Versuchungen hin, die Jesus bedrängten. Vieles spricht dafür, daß er gerade am Ende seines Wirkens in Galiläa mit einer besonders schweren Versuchung zu ringen hatte. Wie nahe legten sich ihm damals die Gedanken: „Du hast zu Großes gewollt, du hast zu gut von den Menschen gedacht, du hast ihnen eine Ehre erwiesen, für die sie nicht empfänglich sind, und eine Heimat ihnen angeboten, für deren Wert sie kein Verständniß haben. Du hast ein zu

reiches, zu herrliches Lebensgut ihnen schenken wollen. Und nun, weil du zu hoch und heilig sie geliebt, darum mußt du verbluten, darum muß dein Werk unter den Schlägen der Feinde zusammenbrechen. O weh, du bist der Täuschung innigsten Erbarmens erlegen. Zieh dich zurück, weil es noch Zeit ist, überlaß die harte, böse, träge Welt ihrem Schicksal.“ Doch solche Gedanken werden in ihm nicht übermächtig. Er sieht das Leiden und Sterben kommen und weicht ihm nicht aus, sondern drückt ihm den Stempel seines Geistes auf und macht es zu seiner eigenen größten und freiesten That. Das können wir nicht genug bewundern. Gerade dann, wenn wir uns mit möglichster Deutlichkeit in die Zeitverhältnisse hineinversetzen, gerade dann schauen wir mit erhöhter Ehrfurcht auf zu diesem einsamen Menschensohn, der von Niemanden unterstützt, der zunächst auch von seinen besten Jüngern nicht ganz verstanden wird, und der doch sein Leiden und Sterben zu einem Mittel seines Triumphes macht, auf den er hindeutet mit den Worten: „Und in drei Tagen werde ich auferstehn.“ Diese Worte sind nicht in gewöhnlichem Sinne zu erklären, sondern in dem Sinne des Propheten Hosea: „In zwei Tagen wird uns Gott lebendig machen und in drei Tagen wird er uns aufrichten.“ Jesus wollte sagen: „Gerade durch meinen Tod werde ich triumphieren.“ Doch der Gedanke des Triumphierens im Untergehen, eines Sieges durch den Tod war jetzt auch einem Petrus noch zu hoch. Er fand in den Worten seines Meisters den Ausdruck einer unberechtigten Schwerkut. Warum ist aber Jesus so hart gegen den Petrus? Warum sagt er: „Weiche hinter mir, Satan! Du sinnest nicht, was Gottes, sondern was des Menschen ist.“? Der Todesentschluß ist unserm Herrn wahrlich nicht leicht geworden. Gerade das Wort, das er zu Petrus spricht, zeigt uns, daß er in heißen, schweren Kämpfen mit dem Todesentschluß gerungen hat. Nun hat er den

Sieg gewonnen; nun ist er bereit, die Heldenbahn zu gehen und den heiligen Tod zu sterben. Da kommt der gutmütige Jünger in seiner liebenswürdigen Einfalt und will ihn in diesem heiß errungenen Entschluß wieder wankend machen. Unsere gefährlichsten Gegner sind in großen, entscheidungsvollen Stunden nicht die Menschen, die es böß mit uns meinen, sondern unsere besten Freunde, wenn sie uns von dem abhalten wollen, was doch Gottes Stimme uns thun heißt, wenn sie den Weg uns wehren wollen, den wir doch nach dem Geheiße Gottes gehen müssen. Nicht Petrus ist der Satan; aber die gottfeindliche Macht braucht manchmal die besten Menschen, um einen Edlen in seinem Entschlusse irre zu machen. Allerdings, wer einmal mit Gott einen schweren Kampf ausgekämpft hat, der überwindet auch eine solche Anfechtung. So geht denn Jesus seinen Weg mutig und entschlossen, von den Nächsten in seinem Todesentschluß noch nicht verstanden, aber doch verstanden in seiner Messiaswürde. Und das ist ihm ein Trost, das ist ihm eine hohe Freude: Eine kleine Schar von Menschen hat es doch einmal begriffen, daß wir Bürger einer höhern Heimat sind, und daß die innerste Sättigung des Gemüthes etwas unendlich Herrlicheres ist als die Erfüllung glänzender Erdenwünsche. Ja, etwas davon haben auch die Weisen der alten Griechen geahnt; aber in ihrem Stolz der Welt gegenüber haben sie es nur zu jener berühmten Ataraxia (Unererschütterlichkeit) gebracht, kraft deren ein Mann weder weint noch lacht, sondern die Welt verachtet mit ihren Leiden und Freuden. Doch wer vom Geiste Christi durchdrungen ist, der freut sich alles Schönen und Guten in der Welt, er grüßt jede Blume, die an seinem Wege blüht, er jubelt im Frühling, er preist Heimat und Vaterland, er schätzt jede Gabe, mit der der himmlische Vater seine Kinder ausstattet hat; aber er ist auch jederzeit bereit, wenn Gott ruft, auf alles zu ver-

zichten und stark genug, um unter Schmerzen zu rufen: „Gott ist gut," und sterbend zu fühlen, daß nichts von der Liebe Gottes ihn scheiden kann. Die Erfahrung je der Edelsten und Besten wird daher immer wieder bezeugen, daß Christus uns mehr geben kann als die Weisen alter und neuer Zeit. Wohl einem Jeden, der aus persönlichem Erleben mit Petrus sprechen kann: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes."



XII.

Jesu Verklärung und Wanderung nach Jerusalem.

Es ist mir der Wunsch ausgesprochen worden, daß ich über die Worte, die Jesus zu Petrus sprach: „Ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs, und, was du binden wirst auf Erden, das soll im Himmel gebunden sein, und, was du lösest auf Erden, das wird im Himmel gelöst sein!“ noch einige nähere Erklärungen gebe. In der That haben gerade diese Worte in der Weltgeschichte eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt, sind es ja eben die Worte, auf die sich die katholische Kirche am allermeisten stützt, um das Recht ihres Oberhirten vor dem christlichen Gewissen zu verteidigen. Wir wissen, daß Jesus seine volle Freude über das Bekenntnis des Petrus ausgesprochen hat, weil dieser aus innerster Herzenserfahrung zu der Ueberzeugung gekommen ist: Mein Herr und Meister ist mehr als einer der Propheten, er ist der von ihnen verheißene Retter, der Erlöser, der Messias, welcher Israel den höchsten Frieden geben kann. Weil Petrus ein tiefstes Verständnis von der Geistesherrlichkeit seines Meisters bewies, sagte ihm dieser voll Freude: „Fleisch und Blut (das heißt die sinnliche Erwartung) haben dir das nicht eingegeben, sondern mein Vater im Himmel. Meine Gemeinde kann nur bestehen, wenn die Herzenserfahrung, die du mir gegenüber gemacht, das Fundament ihres Glaubens bleibt. Nur wer von deiner Einsicht und deiner Gesinnung durch-

drungen ist, hat ein klares sicheres Urtheil darüber, ob ein Mensch zum Gottesreiche gehört oder nicht. Wen du als Genossen des Gottesreiches erklärst, als Genossen des Reiches der wahren Kinder Gottes, der gehört ins Gottesreich, und wen du nicht als solchen erklärst, der ist in der That davon ausgeschlossen. Denn du siehst nicht auf ein äußerliches Bekenntnis, auf eine Uebereinstimmung im Kultus, sondern du fragst einen jeden: Hast du die gleiche Herzenserfahrung gemacht wie ich? Bist du aus gleicher innerster Freude zu einem Anschluß an Jesus Christus gekommen? Und was du binden wirfst auf Erden, das wird im Himmel gebunden sein“. Um diesen Schlußsatz zu verstehen, müssen wir wissen, daß oftmals Rabbiner auf dem Lande — wir würden sie jetzt Landpfarrer heißen — etwa neue Satzungen aufstellten, die sie aus dem mosaischen Gesetze abgeleitet hatten. Nun aber wurde nicht ohne Weiteres das, was einige dieser Landrabbi als Gesetz erklärten, allgemein anerkannt; sondern die Sache mußte dem Hohen Räte, dem sogenannten Synedrium, vorgelegt werden. Dieser entschied dann, ob das, was jene Rabbiner als verbindlich erklärt hatten, wirklich verbindlich sei, oder ob es wieder gelöst werden müsse. Von da aus war es leicht zu dem Gedanken aufzusteigen, daß über dem Synedrium es eine höchste Instanz gebe, die unwiderruflich ein Gesetz für verbindlich oder nicht verbindlich erkläre, das ist Gott, der Heilige selber. Was will nun Christus mit jenen Worten sagen? „Du, Petrus, hast kraft deiner Gesinnung und Herzenserfahrung das klare sittlich-religiöse Urtheil. Was du als recht und gut, als für einen Christen durchaus verbindlich anerkennst, das wird als verbindlich auch von dem allheiligen Gotte anerkannt werden, und, was du als Menschenatzung und damit als löslich bezeichnest, das wird auch von Gott als löslich, als Menschenatzung, die auf keine Dauer Anspruch machen kann, bezeichnet

werden". Um das noch besser zu verstehen, müssen wir uns nur an die Grundsätze, erinnern, die Jesus selbst ausgesprochen. Er hat zum Beispiel gesagt: „Alles, was ihr wollt, das die Menschen euch thun sollen, das thut auch ihr ihnen!" Das ist ewig recht und gut; damit hat er etwas als verbindlich ausgesprochen, was in alle Ewigkeit als verbindlich gelten wird. Das Gleiche ist zu sagen von der Mahnung: „Wenn Jemand mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst"; denn ohne Selbstverleugnung werden wir nie an das Ziel gelangen, zu dem Jesus uns führen will. Als Beispiel dafür, daß was Christus auf Erden löst, auch von Gott gelöst wird, führen wir das Wort Jesu an: „Nicht was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen, sondern was aus einem bösen und verdorbenen Herzen kommt". Damit hat er mit einem Mal alle jene vielen Speiseverbote aufgehoben, welche die Israeliten mit der höchsten Wichtigkeit behandelten. Die Worte, die Jesus in jener denkwürdigen Stunde zu Petrus gesprochen, stehen in engem Zusammenhang mit den andern großen Worten, die der Herr an seine Jünger gerichtet hat. Wir gehören daher auch nicht zu jenen Auslegern der Bibel, die meinen, diese Worte seien erst viel später im Interesse des Bischofs von Rom hinzugefügt worden. Nein, wir müssen sie nur richtig deuten, so erhalten sie ihren vollen, schönen Sinn. In der That sagt ja auch Jesu ein ander Mal zu allen seinen Jüngern: „Was ihr bindet auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr löset auf Erden, das wird auch im Himmel gelöst sein".

Es wird uns im Evangelium überliefert, daß Jesus auf dieser einsamen Wanderung bis nach Cäsarea Philippi, einer Stadt am Fuße des gewaltigen Hermongebirges, gekommen, und daß er sechs Tage später drei seiner Jünger mit sich auf die einsame Bergeshöhe genommen habe, Petrus,

Johannes und Jakobus, um mit ihnen eine Zeit lang allein zu sein und sie noch tiefer vertraut zu machen mit seiner großen, heiligen Lebensaufgabe. Wie er nun mit ihnen droben stand auf dem einsamen Berge — wir haben nicht gerade daran zu denken, daß sie auf die schneebedeckte Höhe des mächtigen Gebirges gestiegen seien, sondern auf einen der Vorberge — da redete er mit ihnen über seine Stellung zu den großen Gottesmännern des alten Testaments, zu Moses, dem Gesetzgeber, und zu den Propheten, als deren großartigste Gestalt Elias vom Volke verehrt wurde. Er redete darüber mit den Jüngern im Angesichte des Vaterlandes; denn vom Hermon aus hat man einen herrlichen Ueberblick über den größten Teil des Heiligen Landes. Da sieht man gegen Südosten jene zahlreichen erloschenen Krater über den Wäldern des obern Ostjordanlandes und in dämmernder Ferne, im weitesten Südosten den graugelben Saum der arabischen Steppe, geradeaus nach Süden das grüne Jordanthal mit dem leuchtenden Blau des Obersees und des Sees Gennezaret, und gegen Westen die vielen Berglinien des galiläischen Hochlandes. Also über sein geliebtes Vaterland hinschauend redete Jesus von heiligen Erinnerungen und weihervollen Hoffnungen, und wir dürfen den Inhalt seiner Rede also deuten: „Wer ist Moses? Er hat die Grundlagen gelegt für alle wahre Lebensgemeinschaft der Menschen mit Gott. Er hat im Namen Gottes gerufen: „Ich bin heilig, und ihr sollt auch heilig sein!“ und ich sage euch: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Moses hat euch reine Worte, edle Thaten anbefohlen, ich aber fordere von euch vor allem aus gute Gedanken, ein reines Herz: Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Also was Moses angefangen hat, bin ich gekommen zu vollenden, ein neues Gebot euch zu geben, das im vollen Einklang steht mit dem ewigen, heiligen

Willen meines und euers Vaters. Und wer ist Elias? Wer sind die Propheten? Die ernstesten, frommen Männer, welche gegenüber den Priestern die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit forderten, welche einen bloß äußerlichen Gottesdienst mit heiligem Zorn bekämpften und vor allem aus auf ein rechtschaffenes Leben drangen, auf gerechtes Gericht, auf mitleidige Behandlung der Witwen und Waisen, auf Liebe und Treue im tagtäglichen Leben. Die Propheten sind es gewesen, die eine neue Zeit verkündigt haben, wo Gott seinem Volke ein weiches Herz von Fleisch an Stelle des steinernen geben, wo er mit seinem Volke einen neuen Bund der Freiheit aufrichten werde, und ich bin gekommen, diesen Bund zu gründen, den Bund der Freiheit der Kinder Gottes, und ich bin gekommen das heilige Sehnen zu stillen, das die Propheten in unserem Volke erregt haben.“ Das alles sagte er ihnen so eindringlich, so anregend und ergreifend, daß diese drei Jünger von Stunde zu Stunde immer größere Begeisterung in sich fühlten und schließlich von unennbarem Entzücken hingerissen wurden. Im Augenblick aber des größten Entzückens, der höchsten überschwenglichen Begeisterung, machte sich die Kraft urgewaltiger Gefühle auf ihre Sehnerven geltend, und die geistigen Bilder traten mit einem Mal leuchtend vor ihr sinnliches Auge. Sie sahen plötzlich die Gestalt ihres Herrn von einem Lichtglanz umflossen und aus der Fülle des Lichtes, das ihn umgab, traten die Gestalten von Moses und Elias heraus. In ihrem Entzücken vernahmen sie eine Stimme: „Das ist mein Sohn, der geliebte, den höret!“ An die Grenze der Bewußtlosigkeit waren die Jünger gekommen, heißt es doch von Petrus, er habe, ohne zu wissen, was er sagte, gerufen: „Meister, hier ist gut sein. Lasset uns Hütten bauen, dir eine, Moses eine und Elias eine!“ Auf einmal war die ganze Erscheinung verschwunden, und Jesus mit seinen Jüngern

allein. Man hat den Bericht von der Verklärung Jesu sehr oft als eine sinnbildliche Erzählung aufgefaßt, die keiner äußerlichen Wirklichkeit entspreche. Allein diese Erzählung wird so klar umschrieben — sechs Tage nach Ankunft in Cäsarea Philippi; nur drei Jünger waren mit Jesus zusammen — und es ist, was die Jünger erlebt, so sehr im Rahmen seelischer Erfahrung und so deutlich gesagt, daß wir auch hier den vollen Eindruck geschichtlicher Wirklichkeit empfinden; denn jenes merkwürdige Schauen, kraft dessen gewaltige innere, seelische Eindrücke ein Bild vor unser äußeres Auge malen, und das mit dem lateinischen Namen Vision bezeichnet wird, ist ja durchaus nichts Seltenes. Wer hätte von den merkwürdigen Visionen der Jungfrau von Orleans, oder der Katharina von Siena oder andern Persönlichkeiten, deren Gemütsleben aufs Höchste gesteigert war, nicht schon vernommen? Das Geheimnis besteht nur darin, daß in Augenblicken größter seelischer Spannung den Sehnerv dieselben Reize von innen heraus erregen, die er sonst von außen empfängt, so daß in der höchsten Verzückerung der, welcher eine solche Erscheinung erlebt, innere und äußere Wirklichkeit nicht von einander unterscheiden kann. Wir vernehmen aus diesem Berichte, daß die geistige Erregung in dem Jüngerkreise viel mächtiger und gewaltiger war, als wir es uns gewöhnlich vorstellen. Die ganze evangelische Erzählung ist so klar, so schlicht gehalten, daß wir etwa den Eindruck haben, als wäre alles in einer gewissen, stetigen Ruhe vor sich gegangen. Dann aber kommen immer wieder einzelne Berichte, die uns zeigen, daß die tiefste Erregung die Herzen der Jünger erfaßt, daß in gewissen Stunden eine Blut der Begeisterung, ein namenloses Entzücken sie ergriffen hatte, das uns die schlichten Worte des Evangeliums kaum ahnen lassen. Sehr bezeichnend heißt es nach dieser Erzählung: „Jesus verbot seinen Jüngern, davon der Welt

etwas zu sagen“, wie er schon vorher verboten hatte zu verkünden, er sei der Messias. Die Menschen sollen aus eigenem innerem Erleben zu ihm kommen und ihn als den Messias erkennen. Er will nicht, daß die Jünger seinen Ruhm verbreiten, und daß nur um ihretwillen die Menschen an ihn glauben.

Und wiederum wie damals, als Petrus das große Bekenntnis gesprochen, verkündigte auch jetzt der Herr seinen Jüngern, daß er leiden und sterben müsse, daß er aber am dritten Tage wiederum triumphieren werde. Es heißt: „Sie verstanden nicht, was er mit dem Worte Auferstehung meinte“. Daraus erkennen wir nur, daß eine Auferstehung im gewöhnlichen Sinne des Wortes von ihrem Meister nicht angedeutet war; denn das hätten sie wohl verstanden, weil bei den damaligen Juden allgemein der Glaube verbreitet war, es werden vor der Ankunft des Messias die alten Propheten von den Toten auferstehen.

Nun begann Jesus die Wanderung nach Jerusalem. In der heiligen Stadt will er den letzten großen Kampf kämpfen, in der heiligen Stadt sein großes Werk vollenden, siegen oder sterben, da wo so viele Propheten ihr Werk vollendet hatten, und er will nach Jerusalem gehen auf das den Israeliten ganz besonders teure Fest, auf das Frühlingsfest, das Passahfest, wo die Israeliten nicht nur zu vielen Tausenden, nein zu vielen Hunderttausenden nach Jerusalem zusammenströmten. Da kann sich das Volk in großartigster Landsgemeinde um ihn scharen, da gehen die Wogen der religiös-patriotischen Begeisterung hoch, da sind die Menschen von ihren kleinlichen, alltäglichen Sorgen losgelöst, da sind sie für große und kühne Gedanken und Hoffnungen empfänglich, da ist eine allgemein gehobene, heilige Stimmung; darum will Jesus in Jerusalem auftreten, dort womöglich sein Volk zur Begeisterung für seine Sache mit fortreißen und es einladen, an die Spitze der

Menschheit sich zu stellen durch Eintritt in das Reich der Kinder Gottes. Aber er weiß, er wird in diesem Kampf unterliegen; er weiß, der Gang nach Jerusalem ist ein Todesgang. Gleichwohl thut er diesen Gang mit voller Entschlossenheit. Wie die Jünger ihren Herrn vor sich herschreiten sehen, so mutig, so entschieden, da steigert sich noch ihre ehrfurchtsvolle Bewunderung seiner Seelengröße.

Die Wanderung nach Jerusalem hat reiche Segensspuren hinterlassen. Wir wollen unter den mannigfaltigen Bildern von dieser Wanderung nur einige hervorheben. Da wird uns berichtet, daß Jesus mit seinen Jüngern und mit einer Schar von Pilgern aus Galiläa einst abends müde in einem Dorf angekommen sei. Doch er war in diesem Dorfe erwartet worden, und die Mütter hatten ihre Kinder bereit gemacht, sie Jesus entgegenzuführen, daß er die Kinder segne. Offenbar hatten diese guten Mütter gehört, daß er ein Kinderfreund sei. Wenn auch das Volk seine volle Größe noch nicht erkannt hatte, so war doch weithin die Kunde verbreitet, daß er einer der Propheten sei wie Moses, Jesajas, Elias oder Jeremias. Darum gieng der Ruf vor ihm her: „Es kommt der Prophet von Kapernaum, von Galiläa“. So standen denn die Leute am Weg, um ihn zu sehen, so wurde er denn an jeder Haltestelle willkommen geheißen. Diesmal drängten sich die Kinder an ihn heran; aber die Jünger wollten es ihnen wehren: „Was verstehen die Kinder vom Evangelium, das nicht einmal sie, die Jünger, immer ganz begriffen? Fort mit den Kindern, unser Herr ist zu müde“. Er aber spricht die weltbekannten Worte: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret es ihnen nicht! Denn ihrer ist das Himmelreich“. Um die ganze Größe dieser Worte zu empfinden, müssen wir bedenken, daß nach damaligem allgemeinem Gefühl das Kind ein geringes Geschöpf war. Es kann einmal Wert bekommen; aber jetzt ist es noch das unreife und unbeholfene

Wesen. Darum bestand im ganzen Altertum außerhalb Israels für die Eltern das Recht, ein Kind dem Tode überliefern oder wenigstens in Sklaverei verkaufen zu dürfen. Nun kommt Jesus, wahrlich zur großen Verwunderung seiner Jünger, und macht die Sache der Kinder zu seiner eigenen und nimmt sich der Kinder in einer so innigen, so ergreifenden Weise an, daß es die Jünger nimmermehr vergessen konnten, sondern es der Nachwelt überliefern mußten. Welches waren denn die Eigenschaften des kindlichen Wesens, die Jesus so sehr wohl thaten? Wir haben uns keineswegs vorzustellen, daß er engelgleiche Kinder vor sich hatte; sondern er freute sich der Eigenschaften, die wir an jedem gut gearteten Kinde beobachten können. Mit unbegrenztem Vertrauen sieht ein Kind zu Vater und Mutter auf! Es glaubt mit aller Gewißheit an ihre Macht, an ihre Einsicht, an ihre Wissenschaft. Was Vater und Mutter ihm sagen, das gilt ihm, als hätte es Gott selbst gesagt. Wir wissen ja, in welcher schmerzlichen Zwiespalt diese kindliche Empfindung in schwerer Krankheit kommt; da meint das Kind, die Eltern müßten ihm helfen können, während diese hilflos dastehen und aufs Tiefste ihre Ohnmacht empfinden. Ja, das Kind schmiegt sich mit aller Zärtlichkeit an Vater und Mutter an, es fühlt sich unendlich wohl im Vaterhaus, in der eigenen Heimat, und bekommt bald Heimweh, wenn es fern von ihr ist. Das war es, was Jesus wohl gethan hat. Eine solche Kindlichkeit wünscht er der Menschenseele in ihrem Verhältnis zu dem allmächtigen Gott und Vater. Wir sollen ein unbegrenztes Vertrauen haben zu Gottes Macht, zu Gottes Weisheit, Liebe und Güte und sollen ihm aber auch mit ganzer Liebe, mit dem ganzen Jubel unseres Herzens ergeben bleiben, wie ein Kind seinen guten Eltern. So wird ihm das, was eine Kindesseele im Vaterhaus erlebt, zum Vorbilde für das, was wir im heiligsten

Leben der Seele erfahren sollen. Darum sagte er: „Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, der wird nicht in dasselbe hineinkommen“. Wer nicht die natürliche Demut, Bescheidenheit, das dem Kinde eigene schrankenlose Vertrauen besitzt, der wird nie erfahren, was es heißt, als Kind beim himmlischen Vater daheim zu sein. Bedenken wir aber, was alles in diesen Worten liegt! Wie einfach ist die Religion, die schon die Kinder von vier, fünf, sechs Jahren freudig willkommen heißt, die schon dem kleinen Kinde zutraut, es könne ein volles Glied dieser Religionsgemeinschaft sein! Wie schlicht muß eine solche Religion sein, die ein kindliches Gemüt in sich aufnehmen und durchleben kann! In welch schroffem Gegensatz zu dieser wunderbaren Einfachheit stehen jene gewaltigen Kämpfe um Lehrmeinungen in der christlichen Kirche! Wie hat man sich endlos gestritten über göttliche Geheimnisse, welche auch die Gelehrtesten nicht voll zu deuten vermochten! Wie hat man Jahrhunderte, wir könnten fast sagen, Jahrtausende lang diese Worte Jesu übersehen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.“ Es zeigt sich eben immer und immer wieder, daß die Welt oft sehr lange Zeit an manchen der herrlichsten Worte Jesu vorbeigegangen ist.

Und weiter kam Jesus. Da begegnete ihm ein vornehmer junger Mann und rief ihm zu: „Guter Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben erlange?“ Und Jesus antwortete ihm: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott.“ Welch ein denkwürdiges Wort: „Niemand ist gut außer Gott!“ Wahrlich, das ist der Menschensohn, der von Herzen demütig ist, der sich als Bruder unter uns fühlt. Er ist nicht in Schuld gefallen wie wir, sein Leben ist das heiligste Leben von allen, die je über die Erde gegangen; aber die Evangelien selber sagen uns, daß er mit Versuchungen zu kämpfen hatte.

Er hat die Versuchungen siegreich überwunden. Aber wir wissen, jedes edle Gemüt hat, auch wenn es eine Versuchung siegreich bestanden, hinterher ein Gefühl von Traurigkeit: „Warum muß ich immer wieder mit Versuchungen kämpfen? Warum kann ich nicht ohne Kampf, ohne Widerstreben alsbald dem Rufe meines himmlischen Vaters folgen?“ Solche Empfindungen waren es, die Jesus veranlaßten zu dem Wort: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott.“ Und nun sagte er dem reichen Jüngling: „Du kennst ja die Gebote!“ und der junge Mann entgegnete: „Ich habe alle diese Gebote gehalten von Jugend auf.“ Jesus sah, daß er es in der That mit einem wohlgefügten, ernstesten jungen Manne zu thun hatte, und sagte: „Gehe hin! Verkaufe alles, was du hast und gieb es den Armen und komm und folge mir nach!“ Da wurde der junge Mann traurig und ging hinweg. Es fehlte ihm die innere Kraft seinen Reichtum aufzuopfern, und doch, wer möchte nicht begreifen, daß Jesus diese Forderung an ihn stellen mußte? Er konnte unter seinen einfachen, schlichten Jüngern nicht einen vornehmen Herrn brauchen, der mit Gefolge im Lande umherreiste, der an alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Reichtums gewöhnt war. Wer damals ein Prediger des Evangeliums werden wollte, der mußte sich entschließen, in armer Knechtsgestalt aufzutreten. Aber dieses Opfer war dem jungen Mann zu groß, und schmerzlich ergriffen sprach Jesus, als er weggegangen war: „Wie schwer können die Reichen eingehen ins Himmelreich! Ja, wie schwer kann einer, der sein Vertrauen auf seinen Reichtum setzt, ins Himmelreich gelangen! Leichter würde ein Kameel durch ein Nadelöhr eingehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich eingienge!“ Wie viel ist schon über diese Worte geredet, und wie arg sind sie schon mißverstanden worden! Zunächst haben diese Worte manch einem redlichen reichen

Mann das Herz schwer gemacht: „Ist es denn wirklich leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr eingehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme?“ Man hat sich manchmal seltsam geholfen. So stellte man die Ansicht auf, im Morgenland nenne man kleine Stadthore Nadelöhre. Durch solche Thore könne ein Kameel rutschend sich noch hindurchzwängen, wenn man es ein wenig bei den Ohren reiße. So könne ein reicher Mensch, wenn auch sehr mühsam, doch noch ins Himmelreich eindringen. Aber mit diesem Mittel der Erklärung ist es nichts, sondern wir haben Beweise übergenug, die uns zeigen, daß die Zusammenstellung von Kameel und Nadelöhr durchaus ein Bild des Unmöglichen bezeichnet. Das Kameel ist das größte Lastthier, das durch einen engen Paß im Gebirge oder durch ein enges Stadthor wohl noch gehen kann; aber das Nadelöhr ist die kleinste Oeffnung, durch die es durchaus nicht hindurchkommt. Mit Absicht setzte Jesus dem größten Lastthiere die kleinste Oeffnung gegenüber, damit ja das Bild des Unmöglichen Jedermann klar werde. Es trifft aber, wie Jesus ausdrücklich hinzufügt, nur zu für die, welche ihr Vertrauen auf den Reichtum setzen und von ihm sich nicht loszureißen vermögen, ja, ohne ihn das Leben schal und reizlos fänden. Wer indeß jederzeit bereit ist um Gottes Willen Gut und Blut hinzugeben und jede Entbehrung auf sich zu nehmen, welche die Pflicht von ihm verlangt, der ist innerlich nicht vom Reichtum geknechtet, der ist ein Jünger Jesu Christi. Erinnern wir uns, wie das Vaterland von allen seinen Söhnen ohne Unterschied fordert, daß am Tage der Gefahr alle an die Grenzen eilen und Schulter an Schulter für die Freiheit und Würde des Vaterlandes kämpfen; da stellt sich der Reiche neben den Armen, da vergißt er im Soldatenkleid alle seine sonstigen Vorzüge und Bequemlichkeiten, da setzt er seine Gesundheit, sein Leben in den Dienst des gemeinsamen Wohles und

verlangt nichts Weiteres, als mit Ehren in der heißen, schweren Probe zu bestehen. Nun denn, was wir in Zeiten der Not für unser irdisches Vaterland thun, das sollen wir allzeit bereit sein, auch für die höchsten geistigen Lebensgüter, für unsere himmlische Heimat zu thun. Aber wir opfern sie nur, die niedern Güter, wenn eine heilige Pflicht uns ruft, wenn die Verhältnisse so sich gestaltet haben, daß wir alles dran wagen müssen, Gut und Blut, um das Höchste zu retten und untergehend das Leben im höchsten Sinne zu bewahren. So haben die Märtyrer gehandelt, so Tausende und Abertausende im Zeitalter der Reformation, wenn sie ihre angestammte Heimat verließen oder grausamem Tode sich preisgaben. Sie haben das Bewußtsein gehabt, das Kleinod ihrer religiösen Ueberzeugung sei des letzten und höchsten Opfers wert: „Vieher sterben als Gott untreu werden!“ Wir müssen der so weit verbreiteten Ansicht entschieden widersprechen, als ob Jesus der Armut als Armut einen besonderen Vorzug hätte geben wollen, als bedürfe es nur der Armut, um des Himmelreiches gewiß zu sein. Auch ein ganz armer Mensch kann sein Vertrauen auf Reichtum setzen, auch ein ganz reicher die Wahrheit des Wortes aufs Tiefste in sich erleben: „Selig die Armen im Geiste“. Neid, Habsucht, Genußsucht können die Seele des Armen wie des Reichen fesseln. Paulus hat doch wahrscheinlich eben so viel vom Evangelium Jesu Christi verstanden als die Gelehrten unserer Tage; er sagt aber ausdrücklich: „Ich kann niedrig leben, ich kann auch Ueberfluß haben, ich vermag alles durch Christum, der mich stärket“. Ist der Vater im Gleichnis vom verlornen Sohn nicht ein guter Vater, obgleich er sehr reich ist? Wo ist ein einziges Wort Jesu zu finden, das man dahin deuten könnte, es müßten einst alle sozialen Unterschiede aufhören? Nein, auch im neuen Bunde wird es Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Herren und

Diener geben; aber das teuerste Kleinod, Frieden in Gott, ist allen gemeinsam, und die Liebe adelt alle die mannigfaltigen Beziehungen der Menschen unter einander. Zum Hochzeitsmahl des Königssohnes wurden Leute aller Stände geladen. Aber, hält man uns entgegen, hat denn nicht Christus selbst gesagt: Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo die Schaben und der Rost sie fressen, und wo die Diebe durchgraben und sie stehlen“. Um dieses Wort in seiner nächsten Bedeutung zu verstehen, muß man die Neigung der Morgenländer kennen, Kleider, die sie selten oder nie anlegen, Metallgeräte, die sie nie gebrauchen, in Kisten anzuhäufen. Doch während der Regenzeit setzen in den feuchten Hütten die Schaben den Kleidern zu und der Rost den Geräten. Und wenn im Sommer Schaben und Rost gerade nichts zu thun haben, durchgraben die Diebe ganz geräuschlos die Lehmwände der Hütten und ziehen die Kisten samt den darin geborgenen Schätzen durch die Oeffnung ins Freie. Wie oft kommen dortzulande solche Diebstähle vor! Und wie viel dreht sich das Dorfgespräch um solch zweifelhafte Schätze! Da kann vor lauter Kleinlichkeit kein höheres Gefühl gedeihen. Christus mußte daher mit aller Entschiedenheit diesem Schätze sammeln entgegentreten, wie er dem Uebermut, dem Stolz, der Gottlosigkeit der Reichen entgegentrat. Aber er, der feinste Menschenkenner, wußte besser als wir, daß es reiche Leute giebt, die nicht dem Mammon dienen, das heißt nicht dem irdischen Besitz die letzten und höchsten Opfer bringen. Zu seinem weiteren Jüngerkreis zählte auch der reiche Joseph von Arimathea und er besaß viele wohlhabende Freunde, die ihn und seine Jünger beherbergen konnten. Aber, hält man uns nochmals entgegen, wendet sich denn Jesus im Gleichnis vom ungerechten Haushalter nicht aufs Schärfste gegen den Reichtum, heißt er hier nicht allen irdischen Besitz einfach „ungerechten Mammon“, den wir an die Armen verwenden sollen, damit sie uns

einst aufnehmen in die ewigen Hütten? Zunächst will Christus in diesem Gleichnis sagen: Wir können auch von den Schlechten noch etwas lernen. Sie wenden für ihre Zwecke oft einen erstaunlichen Scharffinn auf, der einer besseren Sache wert gewesen wäre. Sollen denn die Kinder der Welt klüger sein als die Kinder des Lichtes? Sollen diese sich von jenen an Feinheit und Schärfe des Denkens übertreffen lassen? Giebt der gute Wille ein Vorrecht für Gedankenlosigkeit oder Unbesonnenheit? Wenn du es mit der Sache Gottes recht meinst, wende für sie alle Kräfte deines Verstandes auf. „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, daß, wenn er ausgeht, sie euch in die ewigen Hütten aufnehmen.“ Sind denn wirklich die Armen ohne Weiteres Besitzer dieser Hütten? Sollen wir dem heiligen Crispinus gleichen, der den reichen Leuten Leder stahl, um den armen Leuten Schuhe daraus zu machen? Zunächst werden wir zugeben, daß an allem irdischen Besitz ein gewisses Unrecht haftet. Wer wollte behaupten, daß er das Seine immer ganz treu verwaltet habe, sein Wissen und Können, wie das von den Eltern ererbte Eigentum? Aber das soll uns nicht hindern unsern irdischen Besitz in den Dienst der Sache Gottes zu stellen und so viel Segen damit zu stiften, als wir können. Anstatt Gott werden von Jesus im Gleichnis die heiligen Lebensmächte genannt, die allein den innersten bleibenden Frieden uns geben können, zu ihnen gehören Lebensgemeinschaft mit Gott, die Gerechtigkeit, das Erbarmen. Wir können die Kraft zum Wirken in der Welt verlieren, unser Vermögen einbüßen, alt und einsam werden. Aber gerade, wenn die Welt uns verläßt, fühlen wir uns um so mehr daheim bei Gott, dem wir in den Tagen unseres Glückes, ob auch recht unvollkommen, mit unseren Gaben gedient haben. Es ist doch ein Unterschied, ob wir mit Gottlosigkeit alt geworden oder mit Gott. Aber gerade in jenem Gleich-

nisse ist ein gewisser Wert des Besitzes vorausgesetzt. Wir können etwas leisten zur Ehre Gottes und zum Segen der Mitmenschen, wenn uns die irdischen Mittel zur Verfügung stehen. Wo aber die geistigen und leiblichen Mittel fehlen, da können wir beim besten Willen nicht viel oder gar nichts ausrichten, wir können den Hungrigen nicht speisen und den Kranken nicht heilen, und es bleibt uns nichts übrig als schmerzlich unser Unvermögen zu empfinden; denn mit frömmsten Wünschen und innigsten Gefühlsausdrücken ist es in der harten Not des Lebens nicht gethan.

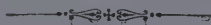
Am vorletzten Abend seiner Wanderung kam Jesus nach Jericho, der Palmenstadt, die unten im Jordanthale lag, damals eine sehr schöne, blühende, von reichen Palmenhainen umgebene Stadt, wo einst der bekannte König Herodes einen prächtigen Palast sich erbaut hatte, wo es an Theatern, an Säulengängen und all den Herrlichkeiten einer antiken Stadt nicht fehlte. Heutzutage ist dieses Jericho ganz zu Schutt geworden, die alte Schönheit ganz verschwunden. Auch in Jericho hatte man gehört von der Ankunft des Propheten aus Galiläa, und alles Volk war an die Straße gegangen, um den gefeierten Mann zu sehen, unter ihnen auch ein Zöllner namens Zachäus, der, weil er ein kleiner Mann war, auf einen Maulbeerfeigenbaum stieg, um von oben her Jesus zu schauen. Und wie nun Jesus des Weges daherkommt, da sieht er den Zöllner da oben sitzen und ruft ihm zu: „Bei dir will ich Herberge halten!“ Ja, alle Leute hätten es sich zur Ehre gemacht, den berühmten Gottesmann aus Galiläa bei sich zu beherbergen. Nun nimmt er Herberge bei einem Zöllner; er geht gerade zu dem Verachtetsten, um der Welt zu zeigen, wie er der Arzt ist, den es am meisten zu den Schwerverstkranken hinzieht. Welch ein Jubel mag die Seele dieses Zöllners erfüllt haben, als er auf diese Weise von dem gefeierten Gaste ausgezeichnet wurde! Und wie mögen seine Jünger

aufs Neue die Tiefe jener Worte empfunden haben: „Du sollst den glimmenden Docht nicht auslöschen und das geknickte Rohr nicht brechen!“

Nun folgt der letzte Reisetag. Es galt von dem tiefgelegenen Jericho hinaufzuwandern zum hochgelegenen Jerusalem. Die Wanderung nimmt sechs bis sieben Stunden in Anspruch. Welch eine mühsame Wanderung durch ein gänzlich ödes Gebirge, an rauhen Felswänden vorbei, über steile Halden, am Rande von Abgründen! Es kann keine ödere Gebirgswüste geben als diese Wüste, welche sich zwischen dem Jordanthal und Jerusalem erstreckt. Die Pilger mußten diese mühsame Wanderung unter glühender Sonne machen; denn, wenn auch die Reise in den Anfang des April fiel, so brennt eben schon in dieser Jahreszeit die Sonne ganz gewaltig in jenem Felsgebirge, wo weder Bäume noch Bäche etwas Kühlung bringen. Ausdrücklich wird uns berichtet, daß Jesus zu Fuß wanderte, und erst als er in Bethanien angelangt war, den Befehl gab, man solle für ihn ein Reittier bestellen. Bethanien ist heute noch ein kleines Dorf, östlich vom Delberg gelegen. Jesus will auf einem Reittier in Jerusalem einziehen. Warum? Weil der Einzug ein feierlicher sein soll. Er giebt nun gerne dem Verlangen seiner Begleiter nach, daß sie ihn mit Frohlocken, mit festlichem Jubel beim Einzug in Jerusalem begrüßen. Warum will er das? Er, der sonst so bescheidene, so demütige, der allem Ruhm aus dem Wege gegangen ist, der den Jüngern immer wieder, wenn er irgend eine große That vollbracht, gebot: „Saget es Niemanden!“ Jetzt will er im Triumph in Jerusalem einziehen, allerdings nicht hoch zu Roß — denn das Pferd wäre ein Sinnbild des Krieges gewesen — nein, auf dem Reittier des Friedens, auf einem Esel. Sie sollen ein Reittier bereit machen, auf welchem noch niemand geritten ist, das Füllen einer Eselin; denn nach dem israelitischen Natur-

gefühl ist ein jedes Tier, das noch niemals für menschlichen Gebrauch in Anspruch genommen worden, ein geweihtes Tier, wie alle Steine, an der noch nie der Menschen Hand gerührt hat, geweihte Steine, und die ersten Früchte eines Baumes geweihte Früchte sind. Also auf ein solches geweihtes Tier sollten sie acht geben und es ihm zuführen. Das ist auch geschehen. Es war allerdings ein sehr einfacher Triumphzug. An Stelle eines Sattels warfen sie nur ein Gewand über dieses schlichte Reittier. Aber sie breiteten ihre Kleider vor dem Reitenden aus und rissen grüne Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg und riefen ihm zu: „Hosianna in den Höhen! Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Bedenken wir nun, daß Jesus ganz genau weiß: Er reitet ein in die Stadt, in der er nach wenigen Tagen leiden und sterben muß. Er ist sich über den Ausgang seiner heiligen Sache durchaus klar, er weiß es mit aller Bestimmtheit: „Das ist ein feierlicher Einzug zum Tode.“ Und doch, er reitet wie im Triumph ein in Jerusalem, er wehrt nicht dem Jubelruf der Seinen, zu denen wir nicht etwa bloß die Zwölfe zu rechnen haben, sondern namentlich auch eine ganze Schar edler Frauen, dann Hunderte von andern galiläischen Pilgern, die alle auf dem Wege von seiner Persönlichkeit begeistert worden sind und die miteinander wetteifern, ihn in höchsten Tönen willkommen zu heißen. Ja, es war ein großer Augenblick, als diese Pilgerschar über den Oelberg kam und auf einmal im Abendsonnenglanz die heilige Stadt ihr zu Füßen lag, Jerusalem, eine Stadt, wie es keine zweite auf Erden giebt. Wohl kennen wir ja auch heilige Städte anderer Religionsgemeinschaften, Mekka und Medina für die Muhammedaner, Benares am Ganges für die Hindus, Kerbela für die Perser; aber keine dieser heiligen Städte hat auch nur von ferne die Bedeutung gewonnen, wie Jerusalem. Diese Stadt

war für ein israelitisches Herz nicht nur der Mittelpunkt größter und heiligster Erinnerungen, sondern auch größter und kühnster Hoffnungen. Nun stehen diese frommen galiläischen Pilger auf der Höhe des Delberges, und mächtige Rührung ergreift sie beim Anblick der Stadt, Thränen der Freude füllen ihre Augen, und mit der ganzen Begeisterung, der ihre Seele fähig war, grüßen sie jubelnd das Ziel ihrer Sehnsucht. Sie empfinden etwas wie eine Seligkeit einer andern Heimat im Anschauen der heiligen Stadt. Aber mitten unter den Jubelnden ist Jesus Christus so überaus ernst, so durchaus wehmütig gestimmt. Doch die Wehmut gilt nicht seinem eigenen Leiden und Sterben; denn er spricht mit Thränen in den Augen zu Jerusalem: „O, daß du doch erkanntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Nun aber ist es deinen Augen verborgen.“ Er sieht das furchtbare Geschick voraus, das mit innerer Notwendigkeit über diese Stadt kommen wird, und er weint nicht über sich, sondern über die arme Stadt, die nicht weiß, was ihr zum Frieden dient. Seht da die vollendete selbstlose Liebe, die auch in diesem Augenblick nicht an sich denkt! Wir schauen dieses Bild: Jesus am Delberg, umgeben von seinen Getreuen, jetzt im Lichte von 1900 Jahren. Die Blicke aller Pilger sind auf Jerusalem gerichtet. Aus den Augen des Herrn spricht tiefste Wehmut, innigstes Erbarmen; aber die seiner Begleiter leuchten von harmloser, freudigster Begeisterung. O dies Bild hat eine hohe prophetische Bedeutung. Die Jubelnden sind die Vorboten unzähliger Scharen, die einst rufen werden: „Hosianna, gepriesen sei, der da kommt, im Namen des Herren.“ Aber der Gefeierte ist einer, den der Undank der Menschen zum größten Opfer der Liebe bewegt, den tiefstes Mitleid in den schwersten Tod treibt, der auf alle Lästerungen und Verdammungen unter Thränen antwortet: „O daß du doch erkanntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient“,



XIII.

Das jüngste Gericht.

Gott hat, wie der Prediger Salomo verkündet, die Ewigkeit uns ins Herz gelegt; darum können wir nicht anders, wir müssen rückwärts schauend vergangener Zeiten gedenken, wir müssen vorwärts blickend unter Fürchten und Hoffen die Gestalt der Zukunft erwägen. Wenn Erinnerung an entschwundenes Glück das Leid der Gegenwart vermehrt, so erweist sich dafür die Hoffnung als eine große Trösterin. Ist sie auf die Gewißheit gegründet, daß ewige Weisheit die Welten lenkt, dann gilt ihr immer noch das Wort: „Die da hoffen, empfangen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht erliegen, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ In der glutheißen Wüste vor Durst ermattet, sinkt der Wanderer erst zusammen, wenn er nicht mehr hoffen kann. Kein Volk der Erde aber hat so sehr mit allen Fasern seines Wesens der Hoffnung sich hingegeben wie Israel. Seine Religion, einst ein rührend kindlicher Glaube an die Harmonie von Gottergebenheit und Sinnenglück, war längst eine Religion der Hoffnung geworden. Die größten Thaten Gottes erwartete es erst in kommenden Zeiten; dann werden all die schweren dunkeln Rätsel sich lösen, dann werden die frommen Seelen gesättigt werden. Da aber für israelitische Frömmigkeit Gott vor Allem der gerechte Richter ist, so geht der seligen Endzeit ein furchtbares Strafgericht über alle Gottlosigkeit voraus. Die Frommen Israels waren zur Zeit Jesu ganz vom Glauben durchdrungen, und

Johannes der Täufer hatte sie darin bestärkt, daß sie am Vorabend einer ungeheuren Umwälzung, am Vorabend einer neuen Gotteszeit stehen. Die Welt ist reif für das Gericht. Lange genug hat Gott die finstern Mächte walten lassen, lange genug hat es ausgesehen, als ob kein Gott im Himmel wäre. Dumpf, schwül ist die Luft, fast unerträglich das Leben; aber bald, sehr bald werden die Donner rollen und die Blitze einschlagen, und Gott aller Welt sich als der strenge Richter offenbaren, der endgültig richtet.

Wie hat sich Jesus zu den heiligsten und teuersten Ahnungen seines Volkes gestellt? Das ist gewiß, er konnte und wollte an ihnen nicht vorübergehen. Davon geben uns die Evangelien reichlich Zeugnis, daß seine Blicke sehr viel auf die Zukunft gerichtet waren. Wir wissen, daß er den guten Samen in Hoffnung ausstreute und ein Wachsen des Gottesreiches erwartete.

Aber wie er die Jünger in Geduld auf die Entwicklung der von ihm ausgestreuten Saat hoffen heißt, so drängt er anderseits mit heiliger Ungeduld seine Zuhörer sich ohne Säumen für den Eintritt ins Gottesreich zu entscheiden. Es giebt im Erdenleben Tage und Stunden des Heils, die nicht wiederkehren, die keine Ewigkeit einholen kann. Wenn ein Mensch von der Geistesmacht Jesu Christi sich nicht rühren läßt, wird er dann von einer geringeren gerührt werden? Wenn er ein langes Leben hindurch zu beten verlernt hat, wird er dann in der Todesstunde noch rasch alle Kraft des Gebetes, allen Mut des Glaubens und der Hoffnung gewinnen? Tausend Mal lehrt die schmerzliche Erfahrung: „Versäumt, zu spät, keine Rettung mehr möglich.“ So im natürlichen, so im geistigen Leben. Allerdings nicht uns steht es zu unsern Mitmenschen zu verkünden: „Zu spät;“ wir sollen vielmehr hoffen „wider Hoffnung.“ Wir sollen auch noch in elfter Stunde im Namen Jesu die einladen, die bis anhin auf dem Markte müßig gestanden.

Auch im vorgerückten Alter noch kann der Mensch zur Kindesgemeinschaft mit Gott gelangen und für die Sache Gottes zu arbeiten beginnen. Allen Arbeitern im Haushalt des Vaters wird nach dem Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberg der gleiche Lohn zu Theil, innerster Frieden, selige Freude in Gott. Aber wehe dem Menschen, der meint, es sei immer noch Zeit genug zu einem Leben des Geistes im Sinne Jesu sich aufzuraffen. „Ringet darnach,“ spricht der Meister, „einzugehen durch die enge Pforte; denn wenn erst der Hausherr die Thüre zugeschlossen hat, und ihr fanget an, draußen an die Thüre zu klopfen, und zu sagen: Herr, öffne uns, so wird er euch antworten: Ich weiß nicht von euch, woher ihr seid.“ Jesus will damit sagen: Um ins Himmelreich einzudringen, bedarf es größter Demut und heiligster Entschlossenheit zugleich. Bei dem Gleichnis deutete er auf die jetzt noch im Morgenland bestehende Sitte hin, daß bei Sonnenuntergang das große Thor des Hofes geschlossen und nur noch ein in dieses Thor eingefügtes Pfortchen offen gelassen wird. Verspätete müssen froh sein, wenn sie mit vieler Anstrengung durch diese über dem Boden erhöhte enge Pforte hindurch kriechen können. Wer aber nach elf Uhr kommt, findet auch diese Pforte geschlossen. Wohl vernimmt der Wächter das Klopfen; aber er wagt nicht zu öffnen, sondern benachrichtigt den Hausherrn, der die ganz Verspäteten abweist. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein zerknirschter Geist und ein ernster Wille anders zu werden, aber mit der langmütigen Gnade Gottes dürfen Leichtsinrige kein Spiel treiben.

O wie gerne hätte Jesus alle Seelen gerettet, alle Kinder heimgeführt ins Vaterhaus! Darum kümmert ihn tief das Geheimnis, daß Viele berufen, aber nur Wenige auserwählt sind, daß so viel des edeln Samens auf den Weg, auf steinigem oder mit jungen Dornen bewachsenen Boden gesät wird und nur etwas davon auf guten Grund

fällt. Er weiß, daß er keine Allmacht hat über die Menschenherzen, daß er sie nicht lenken kann, wie Wasserbäche. Es liegt eine tiefe Wehmut in dem Geständnis: „Wenige finden den Eingang durch die enge Pforte, die zum Leben führt.“ Das Bild kam ihm in Erinnerung an das, was er bei seinen Pilgerreisen in Jerusalem gelegentlich beobachtet hatte. Tausende wanderten auf breit gebahnten Straßen zu den weiten Thoren der Stadt; aber wenn die Menge diese durchschritten hatte, mußte sie sich durch sehr enge Gassen durchdrängen, um nach dem Ziel ihrer Sehnsucht, dem Tempelplatze, zu gelangen. Da gab es oft Stauungen, und es brauchte nur der geringste Schrecken unter die Pilger zu fahren, so entstand ein fürchterliches Gedränge, bei dem Viele elendiglich ihr Leben einbüßten; darum mahnte Jesus seine Jünger, sie sollten, wenn sie beim Herannahen des Gerichtes über Jerusalem auf dem Dache des Hauses sich befinden, gleich über die Dächer hinweg die Flucht ergreifen. Wiederholt berichtet Josephus von schrecklichen Unglücksfällen, welche in den engen Gassen durch das Gedränge der Menschen verursacht wurden. Aber im Süden der Stadt gab es ein kleines Thor, das Essenthor geheißen, zu dem man auf einem schmalen in den Stein gehauenen Pfade gelangte. Da konnte nur einer hinter dem anderen gehen und unmöglich ein Gedränge sich bilden. Von diesem Thore kam man ohne alle Gefährde nach dem Tempelplatze; aber nur wenige Pilger fanden diesen Pfad und dieses Thor. Leben heißt für Jesus, wie wir wissen, ganz daheim sich fühlen bei Gott, die ewige Vaterliebe im Innersten erfahren. Wie ist es ein rührender Anklang an eigene Jugendeindrücke, wenn er das Weilen auf dem Tempelplatze mit dem „Leben“ vergleicht.

Ganz unerwartet werden die Menschen oft vor die Entscheidung für Leben oder Tod gestellt. Rüste sich jeder bei Zeiten, und werde er nicht müde in Beharrlichkeit. Die

flugen Jungfrauen lassen das Del der Treue, des anhaltenden Glaubens, der nie ermattenden Liebe nicht ausgehen und sind darum in der Mitternachtstunde gerüstet. Die einen Knechte findet der Herr in der Stunde der Entscheidung schlafend, die andern wach. Es zieht durch die Gleichnisse und Sprüche Jesu ein gewaltiger Ernst, ja manchmal jene heilige Angst, wie sie innigstem Erbarmen eigen ist. Doch nicht nur im Allgemeinen hat Jesus von Entscheidungen, von Gericht, Verdammnis und Seligkeit geredet, er ist noch viel näher auf die Erwartungen seines Volkes eingetreten.

Eines Tages verließ er mit seinen Jüngern den Tempelvorhof. Beim Hinausgehen wiesen sie auf die gewaltigen Steine, aus denen die Umfassungsmauer des Riesentempels aufgebaut war, und sie sprachen zu ihm: „Meister, sieh, welche Steine!“ Einige Quader dieser gewaltigen Mauern sind im Sturm der Zeit noch übrig geblieben, und heute noch setzt es den Wanderer in Erstaunen, wenn er diese Riesenquader anschaut von drei, sechs, neun Meter Länge und entsprechender Breite und Dicke. Heute noch ist er versucht, mit den Jüngern zu sprechen: „Sieh', welche Steine!“ Und der Herr antwortete seinen Jüngern: „Von diesen Steinen wird keiner auf dem andern bleiben.“ Die Jünger, verwundert, fragen: „Herr, wann wird dies geschehen? Und nun beginnt der Herr seine große, majestätische Zukunftsrede. Wir dürfen nicht annehmen, daß wir diese Rede in ihrem genauen Wortlaut noch vor uns haben; denn es giengen ja Jahrzehnte darüber hin, bis einer der Jünger die Reden Jesu in Schrift aufzeichnete. Wohl aber können wir deutlich die Grundgedanken erkennen, welche in dieser Rede enthalten waren. Wir brauchen nur die Berichte der drei ersten Evangelien zusammenzustellen. Jesus verkündete den Jüngern: „Für euch wird eine sehr schwere Zeit angehen. Trübsal und Verfolgung aller Art erwarten euch. Ihr werdet vor die

Mächtigen der Welt gestellt werden. Es wird ein Haß aller gegen alle entstehen. Der Bruder wird den Bruder dem Tode überliefern, und der Vater das Kind, und die Kinder werden gegen die Eltern aufstehen, und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein. Hütet euch vor denen, die aus Falschheit den Namen des Messias sich aneignen! Ja, es werden viele solcher Messiasse aufstehen. Folget ihnen nicht! Lasset euch von ihnen nicht bethören, selbst wenn sie Wunder und Zeichen thäten! Es soll aber das Evangelium allen Völkern gepredigt werden bis ans Ende der Welt. Zeiten werden kommen, wo ein Volk wider das andere kriegen wird, wo Pest und Hunger und Tod über die Menschen kommen werden, und das wird erst der Anfang der Wehen sein. Wenn aber der Greuel der Verwüstung, von dem der Prophet Daniel redet, aufgestellt sein wird, dann fliehet auf die Berge, die ihr in Judäa seid! Wer auf dem Dache ist, der steige nicht ins Haus hinunter, um etwas zu holen! Und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht heim, seine Kleider zu nehmen! Sondern fliehet, so rasch ihr könnt, und bittet Gott, daß eure Flucht nicht in Winterszeit geschehe, wo der Weg durch die mächtig angeschwollenen Bergbäche gestört und gehemmt ist! Ja, es werden Tage der Trübsal kommen, bei denen alle Menschen zu Grunde gehen müßten, wenn diese Tage nicht abgekürzt würden. Und dann wird des Menschen Sohn kommen wie ein Blitz, der vom Morgen zum Abend geht, und wird erscheinen auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit, und er wird mit Posaunenschall seine Engel aussenden, und die Engel werden seine Auserwählten zusammenbringen von den vier Winden, und es wird geschehen wie in den Tagen Noahs: der eine wird angenommen, der andere verlassen; der eine wird auf dem Felde angenommen, der andere auf dem Felde verlassen, und die eine Frau, die mit der andern bei

der Mühle sitzt, wird angenommen, und die andere wird verlassen. Und ich sage euch: Wachet! Denn ihr wisset nicht zu welcher Stunde euer Herr kommt. Wahrlich, dieses Geschlecht wird nicht vergehen, ehe dieses alles geschieht. Ja, es stehen etliche hier, die den Tod nicht schmecken werden, bis das Reich Gottes kommt in Kraft. Zeit aber und Stunde weiß der Sohn des Menschen nicht, wissen auch die Engel im Himmel nicht, sondern allein der Vater. Und des Menschen Sohn wird Gericht halten, und er wird die Guten scheiden von den Bösen, die Schafe von den Böcken (oder wie wir besser eigentlich sagen sollten, von den Ziegen), und er wird den Gerechten zurufen: Kommet her ihr Gesegnete meines Vaters, denen das Reich von Grundlegung der Welt an bereitet ist! Denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig und ihr habt mich getränkt; ich war krank und ihr habt mich gepflegt; ich war gefangen und ihr habt mich besucht; ich war nackt, und ihr habt mich gekleidet. Und die Gerechten werden sprechen: Herr, wann haben wir dir das gethan? Und des Menschen Sohn wird sprechen: Was ihr einem der geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan. Und zu den Bösen wird er sprechen: Gehet weg von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Helfern bereitet ist! Denn ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt; ich war krank, und ihr habt mich nicht gepflegt. Und sie werden fragen: Herr, wann haben wir dir das nicht gethan? Und des Menschen Sohn wird antworten: Was ihr einem der geringsten meiner Brüder nicht gethan habt, das habt ihr mir nicht gethan. Und die Gottlosen werden in die ewige Qual gehen, und die Gerechten ins ewige Leben.“ Das die Grundzüge dieser ernststen gewaltigen Zukunftsrede.

Nun aber erhebt sich für uns die große Frage: Wie stellen wir uns zu diesem Zukunftsbilde? Können auch wir es uns ohne weiteres zu eigen machen, oder aber erheben sich hier nicht sehr starke Bedenken und tief aufregende Fragen? Jahrhunderte lang haben die Menschen es versucht, diese Reden in ihrem strengen Wortsinne aufzufassen, wobei sie freilich den Worten Gewalt anthun mußten; denn es heißt ja deutlich: „Alles das wird geschehen noch zu Zeiten dieses — mit Jesus Christus lebenden — Geschlechts. Es werden etliche den Tod nicht schmecken, bis das Reich Gottes gekommen sein wird in Kraft.“ Ja, die ersten Christen haben das Kommen des Menschensohnes in Macht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels, umgeben von Engelscharen, mit aller Bestimmtheit erwartet. Aber er ist nicht gekommen, der teure Herr und Meister, so wie sie ihn erwartet haben: Sie blieben in ihrer Armut und Niedrigkeit. Das erste Geschlecht der Christen starb, ein neues tauchte auf, von der gleichen Hoffnung erfüllt. Das erste Jahrhundert gieng zu Ende, die erste Hälfte des zweiten ebenso, und Alles blieb beim Alten. Da siengen die Geister an sich zu fragen: „Wie steht es denn mit den Zukunftsreden unseres Herrn?“ Und man begann, sich damit zu trösten, daß man sagte: „Vor Gott sind ja tausend Jahre wie ein einziger Tag.“ Als aber tausend Jahre von Christi Geburt an vorübergegangen waren, da glaubte im Abendland die ungeheure Mehrheit der Christen, jetzt werde die gegenwärtige Welt ihren Untergang finden, jetzt werde Christus erscheinen in all seiner Herrlichkeit. Aber das Jahrtausend gieng zu Ende, und wir nahen uns bald dem Schlusse eines zweiten Jahrtausends, und alles ist scheinbar beim Alten geblieben. Von den großen Hoffnungen, von den glänzenden Verheißungen, von diesem wunderbaren irdisch-überirdischen Schauspiel hat die Menschheit nichts geschaut. Immer giebt es neue Gläubige, die

mit aller Bestimmtheit sagen: „Aber jetzt, jetzt wird endlich der Messias kommen, jetzt stehen wir in der Endzeit, jetzt dauert es nur noch kurze Jahre, oder nicht einmal mehr Jahre, sondern Tage, und dann wird auf einmal die ganze große, in den Evangelien verheißene Erwartung sich erfüllen.“ Und einzelne Vorwitzige, die meinen, tiefer in die Geheimnisse Gottes eingeweiht zu sein als Jesus Christus selbst, wissen immer wieder Tag und Stunde zu berichten, wann die majestätische Weissagung sich verwirklichen wird. Wie wollen wir uns dazu stellen? Zunächst einmal halten wir uns an dieses demütige Geständnis Jesu: „Zeit und Stunde weiß niemand als der Vater.“ So spricht ja derselbe von Herzen demütige Menschensohn, dem wir immer und immer wieder begegnet sind. Was er uns sonst berichtet, gehört mit zu dem Weltbilde der damaligen morgenländischen Menschheit. Wenn er verkündet, es werde die Sonne ihren Schein verlieren, ehe des Menschen Sohn kommt, und der Mond werde seinen Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel herniederfallen, nicht wahr, da haben wir noch die engbegrenzte Weltkenntnis des Altertums vor uns: diese Sterne sind noch nicht diese riesigen Welten, wie wir sie jetzt kennen; nein, Lichter des Himmels, die von diesem festen Himmelsgewölbe, wenn einmal die Naturordnung sich auflöst, auf die Erde hinunterstürzen, Wer streng an den Buchstaben der Reden Jesu sich hält und seine Worte genau so nimmt, wie sie gesagt sind, in der Meinung, daß der Herr ein getreues sinnlich wahrnehmbares Bild der Zukunft habe zeichnen wollen, der wird bei ernsterem Nachdenken in ein starkes Gedränge kommen. Er wird zugeben müssen, daß die Sterne nicht wie Lampen auf die Erde fallen können; und er wird weiter zugestehen, daß die Weissagungen in wörtlichem Sinne nicht eingetroffen sind, da Jesus nicht schon zu Lebzeiten seiner Jünger, wie er es doch verheißt, mit Macht

und Herrlichkeit, von Engelscharen begleitet, wieder auf die Erde zurückgekehrt ist. Wenn aber Jesus in einer so wichtigen Sache sich getäuscht hat, verdient er dann in allem Uebrigen gleichwohl unbedingtes Vertrauen? Leicht könnte von da aus ein Schatten auf sein liches Bild fallen.

Um Klarheit zu gewinnen, wollen wir nur zunächst eine allgemeine Thatsache uns vergegenwärtigen. Es giebt ein Schauen ewiger Wahrheit, das vor Allem aus durch die Reinheit des Herzens bedingt ist. Innerste Freiheit der Welt gegenüber, selbstloses Wohlwollen, feines und tiefes religiöses Gefühl machen das geistige Auge klar und scharf. „Selig sind, die reinen Herzens sind, sie werden Gott schauen.“ Keinem andern war solches Schauen in gleichem Maße gegeben wie Jesus Christus. Wenn er seine Zukunftsgedanken in die Formen und Vorstellungen seines Volkes kleidet, so wird jeder Unbefangene zugeben, daß die Gedanken Jesu nicht mit dem jüdischen Weltbilde stehen und fallen. Was wir früher schon über seine Worte gesagt haben, gilt auch von seinen Zukunftsreden: Alles Zeitliche ist nur ein Gleichnis für das Ewige, alles Irdische für das Ueberirdische. Wenn er spricht, so spricht der größte und klarste Geist, der in den Tiefen der Gottheit daheim ist wie kein zweiter; darum liegt über seinen Worten eine geistige Bornehmheit, die wir nie vergessen sollten. Ewigkeitslust atmet Jesus Christus, und vom Standpunkt der Ewigkeit aus betrachtet er das Endziel alles Lebens. Was in der Zeit durch weite Abstände von einander geschieden ist, das geht, von der Ewigkeit aus angesehen, in eine einzige Linie zusammen, alle Freude einerseits, alles Leid andererseits. Im innersten Gebiete des geistigen Lebens kennt Jesus nur zwei Gegensätze: Gottinnigkeit und Gottlosigkeit, sie bedeuten ihm größten Reichtum und größte Armut, höchste Freude und tiefstes Weh, Hochzeitsjubiläum im strahlenden Licht und hülflose Verlassenheit in äußerster

Finsternis. Auf der Heimat in Gott liegt die ewige Morgenfrische eines himmlischen Frühlings, mit der Gottlosigkeit ist eine Glut verbunden, die nie sich mildert. Er, der sich in der Liebe Gottes unausdenkbar selig fühlt, legt nimmer, wie die Schriftgelehrten, einen höchsten Wert auf reichliches Essen und Trinken, auf bunte Kleider, auf sinnliches Behagen. Aber sollte es ihm um Ausmalung sinnlicher Schmerzen zu thun gewesen sein, da er doch nur einen tieffsten Schmerz kennt, den Schmerz der Gottverlassenheit? Sollte er auch nur um eines Haares Breite denen entgegengekommen sein, bei deren frommen Hoffnungen Gott nur Mittel zum Zweck ist, und deren innerstes Sehnen keineswegs auf unmittelbare Lebensgemeinschaft mit Gott sich bezieht? Er weiß, wie oft die Menschen unbewußt ihre Selbstsucht hinter ihrer Frömmigkeit verbergen, und wie wenige begreifen, daß Gott besitzen, das heißt mit ihm durch größte Liebe verbunden sein, der ewige Quell reichster und seligster Freude ist.

Zu diesem Quell aber möchte er die hinführen, die ihm vertrauen wollen, auf daß für ihr innerstes Empfinden Himmel und Erde neu werden. Aber der Weg zur Vollendung ist ein drangvoller Weg. Wie eine Mutter nur unter bangen Schmerzen ein Kind zur Welt bringt, so gehen dem Kommen des Gottesreiches gewaltige Wehen voraus, heiße schmerzvolle Kämpfe im Leben der Völker wie im Herzen des einzelnen Menschen. Das hat der Meister den Seinen mit größtem Nachdruck verkündet. Gleichwie er aber allen Jubel, den eine Menschenseele unter dem Hauche der Liebe Gottes erfahren mag, in das Bild eines Hochzeitsfestes zusammenfaßt, so alles Leid, das mit der Gottentfremdung verbunden ist, in das Bild eines letzten jüngsten Gerichtes. Wer dies verstanden hat, begreift auch, daß Jesus sagen konnte: „Das Reich Gottes ist schon da, es ist innert euch,“ und hinwieder: „Es wird erst kommen, Zeit und Stunde, wenn es anbrechen wird, wissen die Engel

im Himmel nicht, weiß auch der Sohn des Menschen nicht," und hinwieder: „Etliche von Euch Jüngern werden den Tod nicht schmecken, bis sie das Reich Gottes haben kommen sehen in Kraft." Tausend Anzeichen verkünden den Tag der Entscheidung, und doch trifft er ungeahnt ein wie ein Dieb in der Nacht. Auf der Warte der Ewigkeit erkennen wir, wie in der Gegenwart des Gottesreiches schon seine Zukunft, im einzelnen Gericht schon das ganze Gericht, in der einzelnen Befeligung schon die ganze Befeligung mitgesetzt ist. Was unten den Blick verwirrt und als unlösbarer Widerspruch sich zeigt, was die Erfahrung vieler Jahrhunderte scheinbar als Irrtum erwiesen hat, das offenbart sich droben als unendlich geistvoller Ausdruck ewiger Wahrheit.

Mit tiefem Schmerze hatte ja Jesus erkannt, daß sein Volk unaufhaltsam dem Abgrund entgegentrieb, daß seine Verbitterung gegen die ganze übrige Menschheit immer stärker wurde, und daß es immer fieberhafter einen gewaltsamen Umsturz aller Dinge erwartete. Er liebt sein Volk mit der ganzen Kraft seines lieberfüllten Herzens; darum muß er seiner wehevollen Zukunft immer wieder gedenken. Wie gerne möchte er es retten, aber er kann es nicht. Er leidet die Schmerzen des Jeremias in verstärktem Maße. Jerusalem wird in Trümmer gehen wie in den Tagen jenes Propheten, und das Volk wird sein Vaterland verlieren wie damals. „Jerusalem, Jerusalem, die du die Propheten tötest und die steinigst, die zu dir gesandt sind! Wie oft hab' ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt; aber ihr habt nicht gewollt." Einen Weingarten hatte der allmächtige Herr an die Weingärtner verliehen. Aber als er seine Knechte sandte, um Früchte vom Weingarten zu empfangen, da ergriffen die Weingärtner seine Knechte, den einen schlugen sie, den andern töteten sie,

den dritten steinigten sie. Zuletzt sandte der Herr seinen Sohn, und die Weingärtner nahmen den Sohn, stießen ihn zum Weingarten hinaus und töteten ihn. Die Verwandten und Freunde sind zuerst zum Hochzeitmahl des Königssohnes eingeladen; aber sie bleiben unter wichtigen Vorwänden fern, an ihrer Stelle füllt geringes fremdes Volk den Hochzeitssaal. „Die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten die Letzten.“ Denselben Sinn hat ein Gleichnis, das allermeist gründlich mißverstanden wird, das ist das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus. Während sonst unser Herr seine Gleichnisse aus der Natur oder aus dem tagtäglichen Leben der Menschen nimmt, hat er diesmal ein Gleichnis aus der Vorstellungswelt seines Volkes entlehnt. Ein reicher Mann lebte herrlich und in Freuden und kleidete sich in Purpur und feine Leinwand. Vor seinem Hause hatte sich ein armer, mit Geschwüren behafteter Mann namens Lazarus gelagert und sehnte sich, von dem sich zu sättigen, was von des Reichen Tische fiel. Und es begab sich, daß der arme Lazarus starb und von den Engeln in Abrahams Schoß getragen wurde, und daß auch der reiche Mann starb. Wie dieser nun in der Unterwelt war, wo er große Pein litt, schaute er auf und sah den Vater Abraham und sprach: „Bitte, gewähre, daß Lazarus die Spitze seines Fingers ins Wasser tauche und mir die Zunge kühle, denn ich leide Pein in dieser Flamme.“ Und Abraham antwortete ihm: „Sohn, du hast dein Gutes im Leben empfangen; Lazarus aber hat jetzt sein Gutes empfangen.“ Wir wollen nicht weiter gehen. Würden wir — was gewöhnlich geschieht — diese Erzählung nicht als ein Gleichnis nehmen, so müßten wir sie als eine Belehrung auffassen, die Jesus uns geben wollte über unser Schicksal im Jenseits. Dann würde sie freilich mit einem Wort des Talmud übereinstimmen, wo es einmal heißt: „Im Jenseits wird das, was jetzt unten ist, oben sein, und das, was

jetzt oben ist, wird unten sein.“ Also, wer es hier gut gehabt hat im Leben, der muß im Jenseits große Qual erdulden, und wer hier arm und geplagt ist, der soll sich damit trösten, daß er einst in Abrahams Schoß kommt, das heißt, aller Freude des Paradieses teilhaftig wird. Kann das, frage ich, der Sinn sein, den Jesus Christus diesen Worten geben will? Es wird nicht etwa gesagt, daß dieser Reiche ein schlechter Mann gewesen sei; es heißt nur: „Er lebte alle Tage herrlich und in Freuden und kleidete sich in Purpur und Byssus (feine Leinwand)“. Er machte also Gebrauch von seinem Reichtum. Und vom armen Lazarus wird auch keine Silbe gesagt, daß er besonders fromm, sondern nur, daß er ein armer, kranker Mann gewesen sei. So ist es doch nicht, daß Jesus etwa hätte sagen wollen: „Der reiche Mensch ist als solcher zur Hölle verurteilt, und der Arme ist als solcher des ewigen Paradieses würdig.“ Denn gerade er hat uns ja gelehrt, daß die Gesinnung und die ihr entsprechende Lebensführung den Wert des Menschen bedingen. Gewiß, der Reichtum schließt für das zarteste und heiligste Seelenleben große Gefahren in sich. Aber auch die Armut ist reich an Versuchungen und Anfechtungen. Darum hat jener Weise des alten Bundes gesprochen: „O Gott! gieb mir weder Armut noch Reichtum, sondern verleihe mir, so viel ich bedarf!“ Aber der neutestamentliche Weise, der große Apostel Paulus, hat, wie wir schon erwähnten, gesagt: „Ich bin überall und in allen Dingen geübt, sowohl Ueberfluß zu haben, als Mangel zu leiden; ich vermag alles durch Christus, der mich stärkt.“ Was ist denn wohl der Sinn des Gleichnisses? Der reiche Mann ist ein Sinnbild für das jüdische Volk von Jerusalem, das Tag um Tag Glanz und Majestät eines herrlichen Gottesdienstes genoß. Es war ein erhabener Gottesdienst unter freiem Himmel, wenn die Hunderte von weißgekleideten Priestern auftraten, wenn im

Angeſicht von vielen Tauſenden, die auf den Knien lagen, bei allgemeinem, feierlichem Schweigen die Opferflamme gen Himmel ſtieg und dann die Hunderte von Prieſtern in wohlgeübtem Chor anſingen, die herrlichen Pſalmen zu ſingen, und die Tauſende im Chor antworteten: „Denn ſeine Güte währt ewig!“ Aber nur die Iſraeliten hatten das Recht in den innern Vorhof hineinzutreten und die Opferhandlung mitanzuſchauen. Die Heiden durften wohl den äußern Vorhof betreten, mußten aber vor den Thoren des innern Vorhofes ſtille halten; dort ſtanden ſteinerne Tafeln, die mit griechiſchen Worten den Heiden verkündeten, daß „kein Nichtjude wage, weiter zu gehen, er würde mit dem Tode beſtraft werden.“ Eine dieſer merkwürdigen Verbottafeln, die auch Jeſus und ſeine Jünger geſehen haben, iſt vor einigen Jahren in Jeruſalem wieder aufgedeckt worden. Nun gab es ernſte, heilsbegierige Heiden, die dankbar dafür waren, daß ſie bis zum Thor des innern Vorhofes gehen durften. Wohl konnten ſie dort draußen nur dann und wann einen Blick hineinthun, nur Weniges von dem Gottesdienſte drinnen ſehen, etwa die aufſteigende Opferflamme. Von dem Segensſpruch, mit dem der Hoheprieſter den Opferdienſt weihte, war ihnen kaum etwas verſtändlich; wohl aber mochte ſie der feierliche, mächtige Geſang erquickten. Im Ganzen empfiengen eben dieſe Heiden draußen vor dem Thor nur einige Broſamen von dem Reichthum, der denen drinnen zu theil wurde. Ja, die Iſraeliten giengen an dieſen demüthigen Heiden, die ſie wie Ausſägige anſahen, ſtolz vorüber ins Heiligtum hinein. Und nun, was will unſer Herr mit dem Gleichniſſe ſagen? Dieſe frommen Heiden ſind empfänglich für das Reich Gottes, ſie werden Kinder Gottes ſein, ſie werden allen Jubel der Kinder Gottes in ſich aufnehmen, ſie werden eine Gemeinde bilden voll freudigſter Begeiſterung. Der reiche Mann aber, das Volk von Jeruſalem, geht einer wehvollen Zukunft entgegen.

Wenn einmal Jerusalem wird zerstört werden, wenn das Volk von seinem Vaterlande wird verjagt sein, da wird es in seinem Schmerze die größte Verbitterung gegen die Menschheit zeigen, da wird es von innerer Qual gepeinigt werden und von all dem Jubel, all der seligen Freude der Kinder Gottes wird das arme, in seinem Schmerz und in seinem Haß aufgehende Volk nichts genießen. Eine unüber-schreitbare Kluft wird die Gemeinde der Kinder Gottes von dem in seinem Innersten frankten elenden Volke trennen; es wäre denn, daß es ein anderes Volk werden wollte; aber es will kein anderes werden. Es ist in diesem Gleichnis eine Weissagung gegeben von dem ungeheuer tragischen Geschehnisse Israels, das sich im Laufe der Jahrhunderte verwirklicht hat.

Aber sollte der prophetische Blick Jesu nur bis zum Untergange Jerusalems reichen? Was wird denn aus dem Evangelium und der Gemeinde der Kinder Gottes? Was wird aus dem Menschensohn selbst? Menschlich betrachtet wird er die größte Niederlage erleiden, den furchtbarsten Schmerz, die größte Schmach erdulden; aber er wird von der Erde mit vollendetem Siegesbewußtsein scheiden; er wird sich dessen bis zum letzten Atemzuge bewußt bleiben, daß seine Sache Gottes Sache sei. Wie viel Kämpfe auch die Menschheit noch zu bestehen haben, wie viel Weh und Leid noch über die Erde gehen wird, einst wird er siegen, einst wird er der Menschheit erscheinen in all seiner Herrlichkeit, die ihm der Vater gegeben. Keine Angst der Welt kann ihm diese Zuversicht rauben. Er hat vor seinen Richtern das denkwürdige, aber oft nicht genug bedachte Wort gesprochen: „Von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen auf den Wolken des Himmels.“ Bedenken wir, das hat er gesagt, wie er als Gebundener vor seinen Richtern stand, und sie alle bereit waren das Todesurteil über ihn auszusprechen. In diesem

Augenblick ein Bild der größten Schwäche und Ohnmacht, verkündet er Worte von größter Kühnheit und Majestät. Er ist von der stärksten Gewißheit durchdrungen, daß er gerade als Gefreuzigter den Siegeszug durch die Menschheit antreten wird. Und er hat ihn angetreten. Und er ist der Weltenrichter geworden. Denn die Geschichte lehrt uns: Die mächtigsten Staaten der Welt haben sich nicht halten können, wenn sie nichts von der Lebenskraft Jesu Christi in sich besaßen. Wie mächtig war das Römerreich! Aber dieses gewaltige Reich hatte nie ein Herz für seine ärmsten Kinder, und als die Stürme der Völkerwanderung an die Pforten dieses Reiches pochten, da fehlte es an einem Volk von Bauern und Handwerkern, das Vaterlandsliebe genug gehabt hätte, um die Grenzen zu verteidigen. An seiner Sklaverei, der erbarmungslosen, ist das alte Rom zu Grunde gegangen. Und wenn wir hinunterschauen durch die Geschichte von einem Jahrhundert zum andern, immer wieder sehen wir: Die größte Macht hat, wenn es nur eine rein materielle Macht ist, keinen Bestand. Staaten werden, Staaten vergehen; eine Macht löst die andere ab, und auch die riesigen Staaten der Gegenwart sind vor dem Zerfall nicht geschützt, wenn sie sich nur auf äußere Machtmittel stützen wollen. Nein, die Erfahrung zeigt, daß nur die Völker sich erhalten, die das Gewissen Jesu Christi zu ihrem Gewissen machen, die nicht einem engen jüdischen Patriotismus huldigen und nicht meinen, die ganze Weltbewegung müsse im Glanz und Glück einer einzigen Nation gipfeln. Völker, die auf eine große Zukunft hoffen wollen, müssen verstehen, ihre eigenen Interessen mit der Wohlfahrt aller übrigen Völker harmonisch zu verbinden und das öffentliche Wohl auf das Fundament der Gerechtigkeit und der Bruderliebe zu gründen. Sie müssen sich der Schwachen und Geringen annehmen, so daß auch das ärmste Kind des Volkes sein Vaterland als eine wahre, wohlthuende Heimat segnen kann. Völker, welche

in dieser Weise dem Heiligtum Jesu Christi sich weihen, seine Liebe, seinen Seelenadel auf ihre Fahne schreiben, sie allein dürfen ruhigen und getrosteten Mutes vorwärts in die weite Zukunft schauen. Was aber dem Geiste Christi sich nicht fügen will, das muß untergehen, und je länger es sich sträubt, desto wehvoller wird der Untergang sein. Das ist unsere getrostete Hoffnung, daß Jesus Christus den letzten und höchsten Sieg in der Weltgeschichte feiern wird. Wir stehen erst in der Morgendämmerung seines großen Triumphtages. Das Jahrhundert, das jetzt aufsteigt, wird noch ganz andere Siege erleben, und, wenn wir um Jahrtausende könnten hinüberfliegen zu den spätesten Geschlechtern, so würden wir inne werden, daß diese noch viel einmütiger Jesus Christus als den preisen, dem sie alles verdanken: eine unsterbliche Jugend, eine nie vergehende, innerste Freudigkeit, eine durchdringende Heiligung des Lebens.

Aber wenn wir auch begreifen, wie vom Standpunkte der Ewigkeit aus alles Leid und Weh, das im Laufe der Jahrtausende über die in Sünden verlorene Menschheit gekommen ist und kommen wird, in ein einziges Bild zusammengeht und ebenso alle Siege Jesu Christi, so bleibt uns noch die schwere Frage zu beantworten übrig: Wie stimmen die furchtbar ernstesten Worte: Die Bösen werden in die ewige Strafe gehen, wo ihr Wurm nicht stirbt, ihr Feuer nicht erlöscht,¹⁾ zu seinem Evangelium von dem unergründlichen Erbarmen Gottes und zu dem eigenen tiefen Mitleid Jesu mit den gesunkenen Menschen? Münden schließlich auch nach seiner Lehre alle Wege Gottes in eine unerbittliche Gerechtigkeit aus? Ist es das letzte Wort göttlicher Offenbarung durch Jesus Christus: „Viele sind berufen, wenige auserwählt?“ Lastet auf der Mehrheit der Menschen Gottes ewiger Born? Es scheint so. Die thörichten Jungfrauen

¹⁾ Das Bild schließt sich an die morgenländische Vorstellung an, daß Verwesung oder Verbrennung dem Verstorbenen sehr wehe thue.

bleiben vom Hochzeitmahle ausgeschlossen. Den Ungerechten ruft Christus als Richter zu: „Weichet von mir, die ihr die Ungerechtigkeit geübt habt.“ Dieses Wort hat dem Maler Michelangelo den Pinsel in die Hand gedrückt zu seinem Gemälde des Weltgerichtes. Mit ergreifender Treue hat er das Entsetzen gemalt, mit dem die Sünder auf dieses Wort hin in den Abgrund der Hölle stürzen. Der feinsinnige Künstler hat Christus als Weltenrichter nicht in der gewohnten Gestalt dargestellt, sondern in der eines römischen Cäsaren mit hartem strengem Gesicht.

Durch Christus ist es uns, wie wir wissen, zur unerschütterlichen Gewißheit geworden, daß jede Menschenseele einen ewigen Wert hat. Er heißt uns auch im Gesunkensten noch die Menschenwürde achten, den Verlorenen nachgehen, die Gebrochenen aufrichten. Sind wir von seinem Geist durchdrungen, dann sind wir traurig über jeden Menschen, der in Sünde untergeht. Eine edle Mutter trauert über ihr krankes Kind; aber sie hat noch tiefere Trauer über ihr verirrttes Kind und schließt es noch inniger in ihr Herz. Wer etwas von der Liebe Christi in sich spürt, kann der eine ewige Freude für Wenige sich denken und einen ewigen Schmerz für die ungeheure Mehrheit? Jüdische Einbildungskraft mochte sich ausmalen, wie die Frommen vom Himmel her mit grausem Behagen auf die Verdammten in der Hölle hinuntersehen, nicht also der Mensch, in dessen Herz die grenzenlose Liebe Christi mächtig ist. Es ist uns in diesem Erdenleben schon schmerzlich genug, daß es unwiderrufliche Entscheidungen zum Verderben gibt, daß nur wenige zu einem vollen Leben des Geistes im Sinne Christi gelangen. Aber soll das für alle Ewigkeit gelten? Manche Juden zur Zeit Christi hatten die Anschauung: „Zur ewigen Freude sind die Gerechten berufen. Alle andern, deren Leben keinen Ewigkeitswert hatte, die sterben und gehen mit dem Tode der vollständigen Vernichtung

entgegen." Gewiß, das ist ja eine Anschauung, die manches für sich hat. Nur die, welche einen Durst nach Ewigkeit haben, werden auch einmal gesättigt werden, und die, welche nur Durst nach der Zeitlichkeit haben, werden auch mit der Zeit vergehen. Das mag eine jüdische Ansicht gewesen sein, nicht die Ansicht Jesu Christi. Jene Zöllner, jene Sünder, die von der ernsthaften und ehrbaren Gesellschaft der Israeliten ausgestoßen waren, ach, sie hatten wahrlich keinen Ewigkeitswert, sondern sie waren ganz irdischen Leidenschaften und Begierden hingegeben. Aber er, der große Erbarmer, hat diese armen Menschen für ungeschliffene Diamanten gehalten. Sie sehen sehr unscheinbar und wertlos aus; aber es muß nur der rechte Meister kommen, der die Diamanten zu schleifen versteht, und sie werden leuchten in wunderbarem Glanz. Jesus ist dieser Meister gewesen und ist es heute noch. Weil wir etwas von ihm gelernt haben, sind wir mit einem armen Menschenleben nicht so leicht fertig; wir können es nicht so leicht verloren geben, und wir glauben an eine Liebe Gottes, die größer ist, als das edelste Mutterherz. Aber wie haben wir dann die schneidend scharfen Worte Christi zu verstehen? Der Schlechte als Schlechter, der Lieblose als Liebloser, der Unbarmherzige als Unbarmherziger hat keine Gemeinschaft mit dem Gott der Heiligkeit und der Liebe, und auch nicht mit denen, die im Lichte der göttlichen Liebe wandeln. Die Bösen als Böse sind von Gott ausgeschlossen. Aber wo ist ein Mensch, der durch und durch böse wäre, an dem gar nichts mehr Gutes sich fände? Und wenn nun im Menschen noch etwas Gutes lebend ist, eine edle Eigenschaft, eine Tugend, noch etwas, das an das heilige Ebenbild Gottes erinnert, wer wird ihn dann verwerfen? Etwa der Heiland? Will er, daß etwas, was göttlichen Wert hat, vernichtet, verdammt, der ewigen Qual überliefert werde? Nein, Gottes Liebe hat keine Grenzen an der kurzen Spanne

Zeit, die wir auf Erden zu leben haben. Nein, wenn wir wirklich etwas von der Liebe des ewigen Gottes in unserm Herzen empfinden, dann überantworten wir die, welche friedlos aus der Welt gegangen, dem barmherzigen Gotte selbst. Wir haben dafür allerdings keine ausdrücklichen Weisungen unseres Herren; aber der Glaube an ein göttliches Erbarmen über Tod und Grab hinaus ist im innersten Wesen des christlichen Gottesbewußtseins begründet. Wenn der Apostel Paulus sagt, daß weder Tod noch Leben, weder Tiefe noch Höhe uns zu scheiden vermögen von der Liebe Gottes in Christus Jesus unserm Herrn, wenn er sagt, daß Gott einst sein werde Alles in Allem, wenn ein anderer Apostel schreibt: „Gott ist die Liebe,“ so erkennen wir daraus nur, daß schon die Christen der ältesten Zeit an eine göttliche Gnade geglaubt haben, die vor den Pforten der Ewigkeit nicht stille hält. Aber die Fülle ihrer eignen Liebe haben die Apostel von ihrem Herren empfangen. Im Talmud steht einmal das merkwürdige Wort: „Setzt wenn eine schlimme Botschaft uns gemeldet wird, sprechen wir: Gepriesen sei Gott, der gerecht richtet! und wenn eine gute Botschaft uns gemeldet wird: Gepriesen sei Gott, der gute und Gutes schaffende! Aber einst wird man nur noch eine Botschaft hören, die gute Botschaft: Gepriesen sei Gott, der gute und Gutes schaffende!“ Wir glauben, gerade weil wir das Evangelium Jesu Christi ins Heiligtum unsers Gemütes aufgenommen haben, in höherem Tone sagen zu können: Das letzte Wort wird nicht heißen Verdammnis, Vernichtung, nein, Friede, Versöhnung, Freude, ewiges Leben!



XIV.

Die letzten Abende in Bethanien und Jerusalem.

Einem Wunsche freundlicher Zuhörer folgend komme ich gerne nochmals mit einigen Worten auf den Gegenstand meines letzten Vortrages zurück. Wer unbefangen die drei ersten Evangelien liest, der kann darüber nicht im Zweifel sein, daß Jesus vom Weltbild seiner Zeit aus geredet hat, daß er in Beziehung auf weltliche, irdische Erkenntnis an die Schranken seiner Zeit gebunden war. Wir suchen bei ihm nicht eine Welterkenntnis, wie die Wissenschaft sie uns bieten kann. Aber wir halten uns an ihn, wenn wir nach dem innersten Wesen des ewigen göttlichen Geistes fragen, wenn wir eine unbedingte Bürgschaft haben wollen für den Glauben, daß die letzten und höchsten Gedanken des Weltenmeisters Gedanken der Weisheit und der Vaterliebe für uns sind. Da, in diesem innersten Gebiete geistiger Erfahrung beugen wir uns mit aller Freudigkeit und Dankbarkeit vor seinem Ansehen. Wenn wir Kleines mit Großem oder Großes mit Kleinem vergleichen dürfen, so möchte ich sagen: Den großen Meistern der Kunst gestehen wir auf ihrem Gebiete das größte Ansehen zu; wir beugen uns vor ihrem Urtheil und schauen mit verehrungsvollem Vertrauen zu ihnen auf. Unser Verstandnis für das Schöne möchten wir durch ihren Geist bilden und erziehen lassen. Aber wir fordern von dem Meister der Töne nicht, daß er uns in Naturwissenschaft belehre, und

vom Bildhauer nicht, daß er in allen Gebieten des geschichtlichen Wissens daheim sei. Nein, wir wünschen von ihnen nur, daß sie das ewig Schöne in ihren Werken uns offenbaren. So verlangen wir von dem, der uns den innersten Trost für Zeit und Ewigkeit geben soll, nur, daß er uns der ewigen Weisheit und Liebe Gottes gewiß mache. Wir sagen weiter: Was Jesus aus dem tiefsten Drang seines Gemütes gesprochen, aus jener Ueberzeugung, die mit dem innersten Wesen seines Geistes zusammenhängt, das bleibt wahr in alle Ewigkeit, wenn es auch nicht in den Formen zur Entfaltung kommt, die von dem Weltbilde damaliger Zeit gegeben waren. Seine Gedanken sind ewige Gedanken und verwirklichen sich mit innerer Notwendigkeit im Zusammenhang mit dem ewigen Plane, den der allmächtige Gott mit der Menschheit durchführen will. Die höchsten Wahrheiten auf dem Gebiete der Religion kann jedes sinnige Kind verstehen; aber ein Anderes ist es, die Folgerungen aus diesen Wahrheiten nach allen Seiten hin zu ziehen und innerstes Erleben mit aller übrigen geistigen Erfahrung harmonisch zu verbinden. Mögen wir gerade bei schwierigsten Fragen uns immer wieder sagen: Mit Machtsprüchen ist es da nicht gethan. Feinste Wahrheiten müssen mit feinem und ruhigem Geist ergründet werden, und man darf nicht aufhören zu lernen von denen, die uns etwas lehren können! Und nun zu unserer heutigen Aufgabe!

Wir haben nur einen sehr kurzen und nicht vollständig genügenden Bericht über den gewaltigen Geisteskampf, den Jesus in den Vorhöfen des Tempels geführt hat. Ja, er war nach Jerusalem gekommen, um den letzten entscheidenden Kampf zu kämpfen, um im Heiligtum womöglich das Volk für seine großen Gedanken zu begeistern, um das Volk zu entflammen für den Glauben, daß es berufen sei, jetzt, in der Gegenwart, mit Gott einen neuen Bund zu schließen, und als ein Volk von Kindern Gottes eine Welt-

mission anzutreten zum Segen für die ganze Menschheit. Gerade bei Anlaß des Festes, das die Israeliten an ihren ersten Bund mit Gott und zugleich an den für sie tröstlichsten Erweis seiner Macht erinnerte, wollte Jesus das Höchste seinem ganzen Volke darbieten. Er hatte sich von Anfang an gesagt, daß er in diesem Kampfe unterliegen, daß die bisherigen Mächte ihn niederschlagen werden, und daß er seine kühne That mit dem Tode am Kreuze beschließen müsse. Aber diese wehmuthsvolle Voraussicht hinderte ihn in keiner Weise, mit aller Wucht und Entschiedenheit, mit aller Kühnheit und allem Schwung das zu sagen, was er seiner Zeit und seinem Volke noch zu sagen hatte.

Er kam in den Tempelvorhof und traf hier die Wechsler und die Krämer an, die mit dem bekannten Marktlärm des Morgenlandes die heilige Stille, welche an dieser geweihten Stätte walten sollte, verscheucht hatten. Da jagte er ohne Weiteres die Krämer fort und die Wechsler zugleich, nicht fragend, ob es von Seite der Hohenpriester gestattet sei oder nicht. Diese sind über sein Vorgehen unwillig und fragen ihn: „Aus wessen Macht hast du das gethan?“ Und er antwortet ganz einfach: „Saget mir zuerst, aus welcher Macht hat Johannes der Täufer Buße gepredigt?“ Er tritt also auf wie einer, der im Namen des allmächtigen Gottes da steht und nicht erst die irdischen Machthaber fragen muß: „Darf ich das thun oder nicht?“ Und nun erhebt er die gewaltigen Anklagen gegen die geistigen Führer seines Volkes: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Phariseer, die ihr der Witwen und Waisen Häuser fresset und zum Scheine lange betet! Weh euch, die ihr Anis und Kümmelein verzehnet, aber die schwereren Gebote, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Treue, außer Acht laisset! Wehe euch, die ihr blinde Führer der Blinden seid! Weh euch, die ihr das Himmelreich den Menschen verschließet und selbst nicht hineingeht

und den andern den Eingang dazu wehret! Ja, weh euch, die ihr saget: „Wenn wir zu unserer Väter Zeit gelebt hätten, da hätten wir uns nicht mit dem Blute der Propheten befleckt!“ Ihr seid die wahren Söhne eurer Väter“.

Seine Gegner, zu denen in Jerusalem neben die Schriftgelehrten und Pharisäer auch die Sadducäer sich gesellen, legen ihm allerlei verfängliche Fragen vor: „Soll man dem heidnischen Kaiser die Steuer zahlen?“ Er läßt sich eine Münze bringen und fragt: „Was bedeutet dieses Gepräge?“ „Es ist das Bild des Kaisers“. „Nun denn, so gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!“ Die Sadducäer, welche an keine persönliche Unsterblichkeit glaubten, wollten den Glauben an ein höheres Leben vor ihm lächerlich machen und fragen ihn: „Wem wird ein Weib im Jenseits gehören, das auf Erden sieben Männer gehabt hat?“ Und er antwortet darauf: „Im Himmel wird nicht gefreit, noch zur Ehe genommen. Da werden die Menschen sein wie die Engel“. Mit andern Worten: „Das Leben in der ewigen Heimat wird etwas durchaus anderes sein, als das Leben im Diesseits, und mit ungesalzenem Spott kann man die heilige Ahnung eines höheren, vollendeten Lebens nicht niederschlagen“. Das Volk sah mit steigender Bewunderung zu dem geistig gewaltigen Manne auf, nicht zwar, daß es in ihm schon den Messias erkannt hätte; wohl aber wurde es von der Ueberzeugung durchdrungen: Er redet so kühn, so gewaltig und für die Feinde so niederschmetternd, wie Elias und andere Propheten es gethan haben. Und den Mächtigen in Jerusalem wurde es schwüler und schwüler zu Mute. Sie fanden in ihrem Scharfsinn wohl heraus, daß sie mit ihrer angestammten Macht, mit ihrem überlieferten Glanz neben Jesus nicht bestehen können, daß in ihm eine Geistesmacht ihnen gegenüber trat, vor der sie zusammensinken müssen, wenn sie nicht bei Zeiten seinen Fortschritten wehren. Darum halten

sie Versammlung: „Wie können wir den unbequemen Prediger beseitigen? Er ist eine Gefahr für uns“, und sie reden sich ein: „Er ist eine Gefahr für die Ruhe des Landes. Hinter ihm steckt ein Empörer, um dessentwillen der römische Oberherr am Ende uns alle ins Elend stürzt“. Der Mensch ist ja so bald bereit seine eigene Selbstsucht hinter Gründe des allgemeinen Wohles zu verbergen.

Jesus aber gieng mit seinen Jüngern in jener Zeit des gewaltigen Geisteskampfes jeden Abend nach Bethanien, nach jenem einsamen Dorfe am Ostfuße des Delberges, drei Viertelstunden östlich von Jerusalem entfernt. In der Abenddämmerung schritt er mit seinen Jüngern in das Kidronthal hinunter, von dort über den Delberg, um beim Aufleuchten der Sterne in Bethanien einzutreffen. In Bethanien hatte er Herberge im Hause Simons des Aussätzigen. Das muß ein treuer Freund von ihm gewesen sein, der leider aussäßig geworden war und darum sein eigen Haus nicht bewohnen durfte, sondern nach dem Gesetze Israels in einer Hütte abseits sein Leben fristen mußte. Um so mehr konnte er sein Haus Jesus und seinen Jüngern zur Verfügung stellen. Als eines Morgens Jesus mit seinen Jüngern über den Delberg schritt, um wiederum nach Jerusalem zu ziehen, traf er am Wege einen Feigenbaum in vollem Blättereschnucl an, während sonst die Feigenbäume im Anfang des Monates April — also in der Zeit unmitteibar vor dem Passahfeste — noch keine Blätter haben. Da heißt es: Es hungerte Jesus nach den Früchten des Feigenbaumes, und, als er keine Frucht fand, sagte er: „Hinfort esse niemand mehr von diesem Baum!“ Als den folgenden Tag die Jünger mit ihrem Meister wieder an dem Baum vorbeizogen, war der Feigenbaum verdorrt, und sie sprachen: „Siehe, der Baum, den du verflucht hast, der ist verdorrt!“ Diese Geschichte ist bis auf den heutigen Tag nicht verstanden worden und kann auch nicht ver-

standen werden, wenn wir nicht einige kleine Züge, die durch Uebermalung entstanden sind, aus dem Bilde entfernen. Sie hat begreiflicherweise den Erklärern der Bibel viel Beschwernis gemacht. „Es ist doch nicht möglich“, sagten sie mit Recht, „daß Jesus sich über einen Baum, der keine Früchte trug, geärgert, und aus Aerger darüber ihn verflucht habe; denn der Baum kann ja nichts dafür, wenn er keine Früchte trägt.“ Da haben sich die Erklärer auf die mannigfaltigste Weise zu helfen gesucht; aber das Richtige haben sie nicht getroffen. Und doch ist die Sache sehr einfach. Als Jesus nämlich diesen Baum erblickte, der zu ganz ungewöhnlicher Zeit den vollen Blätterschmuck entfaltet hatte, da sah er allerdings auch eifrig darnach, ob er auch den entsprechenden Feigenwuchs zeige, und, wie er von Feigen keine Spur entdeckte, da sagte er, der erfahrene Beobachter des Pflanzenlebens: „Dieser Baum ist ein kranker Baum, das beweist sein unzeitiger Blätterschub ohne Feigentrieb. Seine Blätterpracht deutet auf sein nahes Ende“. In der That, des folgenden Morgens war der Baum verdorrt. Wenn aber Jesus nach den Früchten des Baumes hungerte, so war das nicht ein Hungern im gewöhnlichen Sinne; denn wir dürfen doch voraussetzen, daß die Gastfreunde in Bethanien ihn nicht haben ziehen lassen, ohne ihn nach morgenländischer Sitte am Morgen mit einer ganz einfachen Mahlzeit gesättigt zu haben. Diese Mahlzeit bestand sehr wahrscheinlich, wie heutzutage noch, aus frischgebackenem, ungesäuertem Brot, aus saurer Milch, aus Oliven, wohl auch aus einigen in heißer Asche gekochten Eiern. Also hatte Jesus nicht an den Früchten eines Feigenbaumes seinen Hunger zu stillen. Wir wissen aber, wie seinem sinnenden Geiste das Äußere immer wieder ein Abbild des Innern wurde. Damals mußte er Tag und Nacht der Zukunft seines Volkes gedenken, und in den Vorgängen der Natur las er diese Zukunft. Gleich sein

Volk nicht dem kranken Baum? Ja es prangte mit dem Schmucke seiner Erinnerungen und Hoffnungen, seiner Gebete und Gottesdienste, aber die entsprechenden Früchte zeigte es nicht, vom Evangelium wollte es nichts wissen. Es wird Israel gehen wie dem kranken Baum, seine Herrlichkeit wird bald verdorren.

Nun kam der letzte Abend, den er in Bethanien zubringen konnte, in Bethanien, diesem welteinsamen Ort, wohin das Geräusch der Hauptstadt nicht drang, wo Jesus mit seinen Freunden ganz ungestört verkehren konnte. Freilich, welch ein Unterschied! Bethanien heißt auf deutsch Armenhausen. Ja, es ist ein ärmliches Dorf gewesen, und reiche Leute hatten sich dort am Rande der Gebirgswüste nicht angesiedelt. Er, der im Triumph in Jerusalem eingezogen war, er, von dem seine Anhänger geglaubt hatten, er werde wie im Sturm ganz Jerusalem für sich gewinnen, er mußte nun doch Abend um Abend in dieses stille, einsame Bethanien zurückkehren. Sie hatten in dem großen Jerusalem für den großen Freund keine Herberge. Er wurde nicht von Scharen des Volkes im Triumph begleitet; nein, ein Häuflein Jünger folgte ihm über den Delberg nach dem stillen Bethanien. Wie er nun mit den Jüngern und andern Freunden zu Tische saß, da kam auf einmal eine Frau mit einer kleinen alabasternen Flasche. Sie zerbrach den Hals der Flasche und goß köstliches Nardenöl über das Haupt des Meisters. Einige der Jünger murrten: „Welch eine Verschwendung! Dreihundert Franken ist dieses Del wert gewesen. Wie viel Gutes hätte man damit den Armen thun können!“ Jesus merkte ihre Gedanken und sprach: „Machet dem Weibe keine Mühe! Die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber nicht allezeit. Sie hat gethan, was sie konnte: sie hat meinen Leib gesalbt zum Begräbniß. Wahrlich, wo immer dieses Evangelium in aller Welt wird verkündet werden, da wird man auch sagen, was diese

Frau an mir gethan hat“. Ja, welch eine merkwürdige, ungewöhnliche Ehrung! Eine arme Frau hat gespart und gespart, um mit einem Mal verschwenderisch ihre Liebe, ihre begeisterte Verehrung dem theuren Herrn zu erweisen. Wir begreifen, wie ängstlich rechnende, kleinlich denkende Menschen eine solche Ueberschwenglichkeit nicht fassen konnten. So etwas war ja sonst im Leben ihres Herrn nicht vorgekommen. Er aber ist von dieser Verehrung tief gerührt; denn er weiß, wie er von der ungeheuren Mehrheit seines Volkes wird verachtet und verworfen werden, wie alle Schmach und aller Hohn der Welt sich auf ihn sammeln wird. O! da thut ihm wohl, daß eine Seele ihn ganz verstanden hat, daß sie die ganze Begeisterung, deren sie fähig ist, in eine Handlung größter Dankbarkeit und größter Verehrung zusammenfaßt. Wer reich an Liebe ist, der ist auch am allerdankebarsten für jeden Beweis der Liebe und versteht es, daß die Liebe mannigfache Mittel hat sich zu äußern. Die Armen sind da, wo Jesu Christi Geist waltet, nie zu kurz gekommen. Aber allerdings kann man, was als heilige Begeisterung in der Seele lebt, noch in ganz andern Formen als nur in der Unterstützung der Armen kund thun. Vielleicht hätte er in früherer Zeit, inmitten seines Wirkens in Galiläa diese überschwengliche Verehrung zu groß gefunden; aber jetzt nicht. Er machte sich darauf gefaßt, daß seine Feinde, wenn er einmal am Kreuz sein Leben ausgehaucht habe, ihn wie einen Verbrecher verscharren und seinem Leib gar keine Ehre anthun werden. Nun, was dann seinem Leib nicht geschehen wird, das hat diese Frau zum Voraus gethan. Sie hat ihn „gesalbt zu seinem Begräbniß“. Wir sehen hier zugleich, wie außerordentlich treu dieser Bericht ist; denn wir wissen ja, daß Jesus doch ein ehrenvolles Begräbniß bekommen hat, daß der Menschheit die allerärgste Schmach noch zur rechten Stunde erspart geblieben ist. Ihr treuester Freund

ist doch nicht ehrlos verscharrt worden, sondern hat ein würdiges Grab erhalten. Aber dort in Bethanien war er auf das Schwerste gefaßt. Merkwürdigerweise berichten uns die drei ältesten Evangelien nicht, wie der Name dieser begeisterten Jüngerin gelaute hat.

Die Jünger haben auch zu dieser Stunde ihren Meister noch nicht vollständig verstanden bis auf einen, und dieser eine war Judas, der Mann von Kariot. Es ist recht bezeichnend, daß es heißt: Von jener Stunde an gieng Judas, der Mann von Kariot, weg zu den Hohenpriestern, um mit ihnen über die Auslieferung seines Meisters zu verhandeln. Also dieser Judas, der hat verstanden: „Mein Herr und Meister geht einem schmachvollen Tod entgegen, und die, welche mit ihm sind, haben nichts als Schmach und Verfolgung zu erwarten, und mit all den glänzenden Träumen von Ruhm, Macht und Herrlichkeit, mit denen wir uns bis anhin getragen haben, ist es nichts, gar nichts.“ Er bildete sich ein, sein Meister habe ihn getäuscht, er habe etwas versprochen, was er nicht halten könne, er habe sich eine Würde angemacht, die ihm nicht zukomme. Judas war ein scheinbar sehr anhänglicher Jünger gewesen; aber seine Begeisterung für Christus, seine Liebe für ihn war von Anfang an eine selbstsüchtige Liebe. Er war scharfsinnig genug, um zu erkennen, daß Jesus der gewaltigste Geist sei, der in Israel lebe. Er hoffte, an der Seite dieses geistig Gewaltigsten zu hohen Ehren zu kommen, und wie er nun erkennen mußte, daß alle seine Erdenträume zu nichts wurden, und daß er fort und fort in armer Knechtesgestalt zu wandeln habe, da fühlte er sich eben aufs Bitterste enttäuscht. Aber selbstsüchtige Liebe, die sich in ihren Erwartungen betrogen glaubt, schlägt bei heißblütigen Menschen in glühenden Haß um. Die Frechheit, mit der Judas, schon ein Verräter, es wagt, am letzten Abend noch inmitten der andern Jünger

zu erscheinen, die berechnete Art, wie er mit einem Kuß seinen Herrn und Meister verrät, das alles ist nur zu erklären aus grenzenlosem Haß, der den Menschen äußerlich kalt, entschlossen, rücksichtslos macht und auch alle noch so ergreifenden, erschütternden Ermahnungen von ihm abprallen läßt. Wohl hat Jesus die Veränderung in den Zügen dieses seines Jüngers erkannt, wohl hat er mit tiefem Kummer gesehen, daß er mit einem Schlag das Vertrauen des Jüngers verloren hat. Es gehört der Verrat des Judas gewiß zu den allergrößten Seelenschmerzen, die er in jenen Tagen empfunden. Ein Heide namens Celsus, der im zweiten Jahrhundert nach Christus lebte, spottete: „Wie sollten wir den als Gott betrachten, der sogar von seinen Schülern verraten wurde? Selbst ein Räuberhauptmann wird niemals von seinen Gefellen verraten; aber euer Jesus hat nicht einmal das Wohlwollen, das ein Räuberhauptmann genießt, seinen durch ihn getäuschten Schülern eingehaucht.“

Nun kommt für Jesus der letzte volle Erdentag, der 14. Nisan, ungefähr unserm 14. April entsprechend. An diesem Tage schickte Jesus, als er von Bethanien aufbrach, zwei Jünger voraus, daß sie in einfachster Weise für das Passahmahl sorgen. Sie sollten nämlich ohne Weiteres einem Manne folgen, der in einem hohen Krüge Wasser vom Sichonquell her geholt hatte, und ihn nach Hause begleiten. Zum Herren dieses Hauses aber sollten sie sprechen: „Wo ist Herberge zum Passahmahl für unsern Herrn?“ Jesus konnte mit vollem Rechte erwarten, daß in Jerusalem sein Name in aller Munde war, und daß ein jeder Bürger der Stadt, der über einen Saal, das heißt über ein Obergemach, zu verfügen hatte, es sich zur Ehre anrechnete, den Propheten von Nazaret zu beherbergen. Also auch hier zählte er nochmals auf die Freundlichkeit und Dankbarkeit der Menschen, und er hat sich in dieser kleinen

Frage nicht getäuscht. Wohl hätte er ja auch in Bethanien den letzten Abend mit seinen Jüngern verbringen können, aber er wollte der väterlichen Sitte getreu bleiben, die verlangte, daß in Jerusalem oder der allernächsten Umgebung der Stadt das Passahmahl gefeiert werde.

Heutzutage feiert kein Volk ein Fest, bei dem Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges so innig wie beim einstigen Passahfeste mit einander verschmolzen wäre, und bei dem so sehr wie bei diesem Erinnerungen und Hoffnungen dazu beitragen würden, alles Volk, arm und reich, in eine gehobene Stimmung zu bringen. Unsere Nationalfeste sind weltförmig geworden, und es nehmen nur die Glücklichen daran teil. Unsere kirchlichen Feste entbehren mannigfach der engeren Fühlung mit Freude und Leid des Volkes, und große Redensarten, die mit dem Augenblicke verfliegen, spielen dabei oft eine bedenkliche Rolle. Am Passahfeste beteiligte sich der Israelite mit allen Fasern seines Wesens, und was er an höherem Leben, das ihn über gemeine Selbstheit erhob, zu eigen besaß, kam hier in Schwingung. Schaute er rückwärts, so gedachte er nicht der glänzenden Zeiten von David und Salomon, sondern der Zeit, da der Allmächtige einen Stamm von Leibeigenen gegen alles menschliche Erwarten zu seinem Volke schuf und ihm die weltgeschichtliche Mission gab, seine Ehre in der Menschheit zu verkünden. Schaute er um sich, so sah er ringsum, wie zu Berg und Thal neu erwachtes Leben von dem unergründlichen Geheimnis dessen zeugte, der Leben und Tod in seinen Händen hält. Dachte er an die Zukunft, so richteten sich seine Blicke aufwärts, und auf dem dunkeln Himmelsgrunde erschien seinem verzückten Blick das goldene Jerusalem, und sein verzücktes Ohr vernahm den Jubelgesang der himmlischen Scharen, für ihn herrlicher als der himmlische Sphärenklang, den griechische Weise zu hören meinten. Um der festlichen Stimmung die

höchste Kraft zu geben, verließen die Israeliten, sowie sie nur irgend konnten, Haus und Hof und pilgerten nach Jerusalem zu einer ungeheuren nach vielen Hunderttausenden zählenden Landsgemeinde. Wenn man das Alles bedenkt, so wird man einsehen, daß Jesus an jenem ersten Abend des Passahfestes seinen Todesgang mit größter Feierlichkeit begann.

Sobald der letzte Sonnenstrahl am Delberg verglommen war, wurde von der zahllosen Menge der Festfeiernden die Feier mit dem Gesange eröffnet: „Halleluja! Lobet den Namen des Herrn, ihr Knechte! Lobet den Namen des Herrn von nun an bis in Ewigkeit! Lobet den Namen des Herrn vom Aufgang bis zum Niedergang!“ Ein Gesang gleichzeitig von Millionen mit urkräftiger Begeisterung während der Abenddämmerung in der reinen Luft der Bergstadt Jerusalem gesungen, muß einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht haben, dem sich auch Jesus und seine Jünger nicht entzogen. Wir ahnen, daß der, welcher bereit ist mit seinem Tode einen neuen Gottesbund zu besiegeln, im tiefsten Herzensgrunde eine heiligste Freude empfindet, welche die furchtbarsten Schmerzen wohl zurückdrängen, aber nicht zerstören können.

Nach Vollendung des Gesanges dankte das Haupt der Familie, also jetzt der Herr, für die Gabe des Weinstockes, worauf er einen Becher von mit Wasser gemischtem Wein herum gehen ließ. Es wird ausdrücklich uns berichtet: Wer nicht trinken mochte, an dem ging der „Kelch“ vorüber; er war nicht genötigt zu trinken. Auf eine zweite Danksgiving wurde ein zweiter Becher Wein herumgeboden. Man sieht, der Weingenuß war ein beschränkter: Jeder trank einen Zug aus dem Becher und bot dann den Becher seinem Nachbarn. Es war ganz ausgeschlossen, daß mit dem Wein irgend welcher unschöner Mißbrauch wäre getrieben worden. Dann segnete der Hausvater das Brot, brach es

und verteilte es unter seine Hausgenossen, so daß eben die einzelnen Stücke von einem zum andern geboten wurden. Es ist ungesäuertes Brot, das da genossen wurde, aber nicht etwa ungesalzenes, wie bei uns viele Leute meinen, es ist ungesäuertes, süßes Brot, das frisch gebacken sehr angenehm schmeckt. Dann wurde eine Art Brei gegessen, in den man das Brot tunkte. Für die Nächsten gab es nur eine Schüssel, so daß vier, fünf, sechs Hände in die gleiche Schüssel ihr Brot hineintunkten, um den Brei also mit dem Brote zu genießen. Daher eben der Ausdruck, „der mit mir in die Schüssel tunkt“, ganz so, wie es auch heute noch im Morgenland gehalten wird, wo man von Löffel, Gabel und Messer nichts weiß. Die Hauptmahlzeit war das Passahlamm, ein einjähriges Lamm, das ganz hatte gebraten werden müssen, weil es eine Art Opferlamm war. Was nach dem Mahle davon übrig blieb, sollte verbrannt und nicht etwa von sorgenden Hausmüttern auf den kommenden Tag verspart werden. Während des Mahles wurden von Zeit zu Zeit Psalmen gesungen, nur solche, die hohe begeisterte Freude atmeten. Welch starken Gegensatz bildeten diese Lieder zu den ernstesten von tiefer Wehmut, von heiligem Bangen durchhauchten Worten, die Jesus an seine Jünger richtete. Noch in diesen letzten Stunden stritten sie sich darüber, wer unter ihnen der Größte sei. Mit Ausnahme des Judas trugen sie sich immer noch mit großen sinnlichen Hoffnungen, obgleich sie, wie das Beispiel des Petrus zeigt, durch rein geistige be-
 seligende Erfahrung zum Glauben an die Messiaswürde ihres Herrn gelangt waren. Sie vermochten nicht zu glauben, daß sie vor einer furchtbaren Katastrophe stünden. Und ihr Herr mußte ihnen wiederum sagen: „Wer der Größte unter euch sein will, der sei der andern Diener!“ Er mußte ihnen ankünden: „Ihr werdet diese Nacht euch alle an mir ärgern. Ihr werdet sein wie Schafe, deren

Hirt ist geschlagen worden, und die Schafe werden sich zerstreuen“. Petrus beteuerte: „Wenn alle sich an dir ärgern, so will ich mich nicht an dir ärgern“. Und Jesus mußte ihm antworten: „O Petrus! Ehe der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen“. Nur Judas mag inzwischen fortgeschlichen sein, Judas, den Jesus nicht genannt, aber auf den er gleich am Anfang des Mahles hingewiesen hatte mit den Worten: „Einer aus euch wird mich verraten. Des Menschen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben steht; doch weh dem Menschen, durch den des Menschen Sohn der Menschen Hände überliefert wird!“ Das waren furchtbar ernste Worte; sie haben aber Judas nicht zur Besinnung gebracht. Ueber der ganzen Passahfeier lag sonst der Geist der Treue. Gott ist getreu, die Seinen halten treu zu ihm und zu einander. O wie hätte es dem Treuesten der Treuen, der den Seinen das höchste Vertrauen geschenkt hatte, wohlgethan, wenn die Treue mit ihrem goldenen Glanz die letzten gemeinsamen Stunden verklärt hätte! Aber nun weiß er, daß einer der Jünger ihn verraten, ein anderer ihn verleugnen wird, ja daß alle ihn verlassen werden, weil sie sein Leiden und Sterben nicht begreifen können. Wie häufen sich für ihn Seelenschmerzen auf Seelenschmerzen! Wie erfasst ihn eine heilige Angst, daß die an ihm irre werden, denen er doch sein heiliges Werk anvertrauen muß! Da greift er im Augenblick größter innerer Erregung zu einem letzten Mittel, zu einem Zeichen, um ihnen die Gewißheit von der erlösenden Macht seines Todes ins Herz zu pflanzen. Denn der Morgenländer ist für Zeichen viel empfänglicher als wir Abendländer; Zeichen wirken auf ihn mächtiger als Worte. Darum haben schon die Propheten so oft Zeichen gebraucht. Wir hören von einem Propheten, daß er sich von einem andern wund schlagen ließ, um damit anzudeuten, daß das Volk Israel wund geschlagen werde. Wir hören

vom Propheten Jeremias, daß er im Angesichte der Vornehmsten seines Volkes einen großen irdenen Krug zerschmetterte, um anzudeuten, daß Jerusalem zum gleichen Schicksal bestimmt sei. Wir hören von dem Propheten Agabus, der zur Zeit des Apostels Paulus lebte, daß er den Gürtel des Paulus nahm, und mit diesem Gürtel seine Hände, nachher seine Füße band und sprach: „So wird der gebunden werden, dem dieser Gürtel gehört“. Wir verstehen daher, warum Jesus in letzter Stunde noch zu einem Zeichen gegriffen hat, um das Heiligtum zu retten, das er von der Schwachheit und Beschränktheit der Jünger aufs Aeußerste bedroht sah. Wie wenig haben diejenigen Theologen das heiligste und liebeichste Herz verstanden, die meinen, Jesus habe jetzt in aller Seelenruhe noch ein Sakrament für seine Jünger gestiftet, er habe die Feier eines geheimnissvollen Mahles ihnen anbefohlen, bei dem ein undurchdringlich überirdischer Vorgang sinnlich-geistig stets sich wiederholen werde. Nein, es ist ihm nur um das eine zu thun, daß seine Jünger sein Leiden und Sterben begreifen, daß sie erkennen: Es gehört dieses Leiden und Sterben notwendig zu seinem Werke. Er will den Menschen dienen mit allen Gaben und Kräften, er will ihnen jedes Opfer bringen: Nun, so bringt er ihnen auch das letzte und höchste Opfer, sein Leben. Er will durch selbstlose Liebe die arme Menschheit emporziehen zum Licht. Größere Liebe hat niemand, als daß einer sein Leben läßt für seine Freunde. Er will, daß sie erkennen, wie in ihm jene Ahnung vom leidenden Knechte Gottes sich erfüllt, wie in ihm das prophetische Wort seine volle Bestätigung findet: „Um unserer Missethaten willen ist er verwundet, und um unserer Rohheit willen zer schlagen worden. Die Strafe lag auf ihm, damit wir Frieden hätten, und durch seine Wunden wurden wir gesund“. Sie sollten aufs Eindringlichste erkennen, daß es ein heiliges Leiden und

Sterben giebt, in dem sich die größte Kraft eines großen Herzens zum Segen der Menschheit kund thut. Ja, um den stärksten Eindruck auf die Jünger zu machen, nimmt er am Schlusse des Mahles noch einmal Brot, betet die Dankesworte, die der israelitische Hausvater jedes Mal vor der Verteilung des Brotes an die Seinen zu beten pflegte, und reicht sodann den Jüngern das Brot mit den Worten: „Nehmet! Eßet! Dies mein Leib!“ Der Zusatz: „Das thut, meiner zu gedenken!“ steht bei Markus, dem ältesten Evangelisten, nicht. Hernach ergreift er den Kelch, betet das in Israel gewohnte Dankgebet und reicht den Jüngern den Kelch, sprechend: „Trinket aus diesem alle! Denn das mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das vergossen wird zur Verzeihung der Sünden für Viele“. Das sind die großen, denkwürdigen Worte, die er am Schlusse jenes Mahles gesprochen. Er hat nicht gesagt: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“, weil ein solches Zeitwort „sein“ der Sprache fehlt, die Jesus mit seinen Jüngern geredet hat. Was sollen seine kurzen gedrängten Worte bedeuten? Ja, wenn es nicht heißen würde: „Eßet! Trinket!“, dann wäre ja das Verständnis leicht; dann könnte man sagen: „Wenn Jesus das Brot bricht, so soll das ein Zeichen sein, daß sein Leib bald gebrochen werde; wenn der rote Wein in den Becher gegossen wird, so soll das ein Zeichen sein, daß sein Blut bald vergossen werde“. Wir könnten auch, wenn diese ganze ergreifende Erzählung in der griechischen Welt vorgekommen wäre, die Sache leichter erklären; denn den Griechen war es seit alter Zeit ein vertrauter Gedanke, daß, wenn man ein geweihtes Opfertier mit Fleisch und Blut genieße, die Gottheit selber in den Menschen eingehe. Also könnte man ja denken, Jesus habe mit diesem Zeichen angedeutet, die Jünger sollten fortan ihn selber unter den Sinnbildern des Brotes und Weines in sich aufnehmen. Aber wir sind eben nicht

in Griechenland; wir sind in Jerusalem, wo solche Gedanken durchaus fern liegen. Der Jude hatte einen tiefsten Abscheu gegen Blutgenuß, so daß der Gedanke, Blut zu genießen, auch nur sinnbildlich ausgesprochen, ihm Schauer und Entsetzen verursacht hätte. Es konnte also Jesus in einem jüdischen Kreise — und Juden waren ja alle seine Jünger — auch von einem sinnbildlichen, gleichnisartigen Blutgenuß durchaus nicht sprechen. Das hätten seine Jünger nicht verstanden, das hätte nur ein schmerzliches Befremden in ihnen erregt. Und doch hatte er gesagt: „Nehmet! Eßet!“ und „Nehmet! Trinket!“ Was sollen denn diese Worte bedeuten? Das Bild geht vom Geschmackssinn aus. Man kann eine Speise sehen, betasten; aber ihre Wesenheit empfindet man am Eindringlichsten, wenn man sie kostet. So wird „Schmecken“ ein Ausdruck für die eindringlichste Wahrnehmung; darum heißt es in einem Psalm: „Schmecket, wie freundlich der Herr ist“. Christus spricht also zu den Jüngern: Eßet, trinket, das heißt: Spüret es durch und durch, daß ich mein Leben hingebe zum Heil für die Menschen. Wie ihr die Wesenheit des Brotes erst ganz fühlet, wenn ihr es eßet, und die Wesenheit des Weines, wenn ihr ihn trinket, so empfindet es mit der allerstärksten Gewißheit, daß mein Leiden eine That ist, meine letzte größte That zur Rettung der Seelen, zur Bürgschaft der Gnade Gottes. Wahrlich, wenn die Christenheit die Weisheit gehabt hätte, einfach sich in jene große weihervolle Stunde zu versenken und die Worte Jesu Christi in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu erfassen, so hätte sie unendlich mehr gewonnen, als durch alle die kühnen philosophischen Spekulationen, welche die Theologen an jene Feier angeknüpft haben. Der geschichtliche Christus ist auch in diesen letzten Stunden seines Lebens für uns wohlthuernder, erhebender, tröstender als alles, was die Einbildungskraft der Gelehrten an seine Stelle gesetzt hat. Die

Jünger haben das Brot gekostet, den Wein getrunken. Sie wagen keinen Widerspruch; aber sie sind noch nicht überzeugt. Doch als wenige Tage später nach furchtbarsten Erschütterungen ihre Seele das Gleichgewicht wieder fand, da haben sie den Sinn seiner Worte verstanden, da ist es ihnen klar geworden, daß er ihnen sagen wollte: „Wer die Welt retten will, der muß zeigen können, daß ihm das Erbarmen für die Menschen höher steht als sein eigen Leben, daß durch ein solches Opfer der Bann der Sünde kann gebrochen werden und daß es durch Leiden und Sterben zum höchsten Siege geht“. Das hat Jesus gezeigt, und so ist durch ihn das alte Wort im höchsten Sinne wahr geworden: „Der Edeln Sterben ist Segenssaat“.



XV.

Gethsemane und Golgotha.

Wenn eine geweihte Persönlichkeit uns teuer geworden ist, dann gewinnen auch kleine Züge an ihrem Bilde für uns Wert. Wir fragen: Wie haben wir uns das Bild Jesu Christi und seiner Jünger beim Mahle in Bethanien und beim letzten Mahle zu denken? Würden wir einfach dem Wortlaut des Urtextes folgen, so müßten wir sagen, Jesus und seine Jünger wären nach griechisch-römischer Sitte beim Mahle gelegen, und die uns längst vertrauten Bilder des heiligen Abendmahls würden uns die Wirklichkeit nicht wiedergeben. Als ich meine Wanderung durch das heilige Land machte, war es ein Hauptbemühen von mir, die Gebräuche des einfachen Landvolkes möglichst eingehend zu studieren, weil ich fand, daß sich bei diesen schlichten Leuten uralte Landes sitten mit wunderbarer Treue erhalten haben. Nirgends aber fand ich eine Spur davon, daß die Leute beim Mahle gelegen wären. Und wir können nun in der That an Hand der evangelischen Erzählung selbst beweisen, daß Jesus Christus nach der uralten Sitte seines Volkes beim Mahle gegessen ist. Es wird uns nämlich berichtet, daß jene begeisterte Frau die köstliche Salbe über das Haupt des Herrn ausgegossen hat, was wir uns nur anschaulich machen können, wenn sie nahe an den Sitzenden herantreten konnte, während sie sich hätte mit der Salbung seiner Füße begnügen müssen, wenn er mit seinen Jüngern zu Tisch gelegen wäre. In der That berichtet

das vierte Evangelium, jene begeisterte Jüngerin habe die Füße Jesu gesalbt, nicht sein Haupt. Wir sehen hier an einem sehr deutlichen Beispiel, wie sich die spätere Darstellung von der früheren, einfacheren Erzählung abhebt, und wie wir in den ersten Evangelien auch in diesen kleinen Zügen die uralte, getreue Ueberlieferung vor uns haben. Daher dürfen wir daran festhalten, daß Leonardo da Vinci, der große italienische Meister, in seinem allbekannten herrlichen Bilde wenigstens in den Grundzügen die geschichtliche Wahrheit wiedergiebt.

Mit höchst wehevollen Worten und Zeichen hatte Jesus die Abschiedsfeier geschlossen. Wie wir teure Menschen zuletzt gesehen, so bleiben sie uns am Deutlichsten in Erinnerung. Wenn nun vollends die letzten Stunden alles Große und Heilige nochmals wie in einen Brennpunkt zusammenfassen, dann liegt auf solchen Stunden für die treuen Seelen ein Glanz, der verklärend und tröstend bis ans Ende ihres eigenen Erdentages ihnen leuchtet. Es blieb den Jüngern für immer mächtiges Bedürfnis die Abschiedsstunden wieder und wieder zu durchleben, die letzten Worte und Zeichen des Meisters zu wiederholen und von Heimweh und Begeisterung erfüllt seiner unsichtbaren Gegenwart inne zu werden. Sie schauten in ernster Abendversammlung seine verklärte Gestalt, sie vernahmen seinen Friedensgruß, sie spürten seines Geistes Hauch. So wurde ihnen die Gedächtnisfeier jener letzten Stunden zu einem Siegel für ihre unsterbliche Gemeinschaft mit ihrem Herrn und Meister, dem sie einst im schwersten Augenblicke nur zögernd geglaubt hatten.

Nachdem die Jünger Brot und Wein genossen hatten, erhoben sie sich von ihren Sizen und sangen stehend den Lobgesang, der mit den Worten endigte: „Danket dem Herren; denn er ist freundlich und seine Güte währet ewig.“ Es mag wohl durch ihre Freudenflänge ein leiser Klang der

Wehmut gezogen sein. Und der Herr hat mit ihnen gesungen voll Himmelsfeligkeit und Erdentrauer. Wahrlich er hat etwas Rührendes und Erhebendes, dieser letzte gemeinsame Gesang des Meisters und seiner Jünger, dieser gemeinsame Jubelgesang, der klar und voll in die dunkle reine Nacht hinaus erklang. Nur noch wenige Stunden und der theilige Mund ist nach furchtbarsten Schmerzen verstummt, und ehe die Sterne wieder am Himmel aufziehen, heißt es: „Ach endlich Dulder findest du ein stilles Grab zu deiner Ruh, das nach der Noth, die dich gedrückt, mit süßem Schummer dich erquickt.“ Wiederum treu an der Väter Sitte sich anschließend, wollte Jesus nach der Feier das Weichbild Jerusalems nicht verlassen; denn die Sitte erheischte es, daß, wer in Jerusalem das Passahmahl gefeiert hatte, bis zum nächsten Tage nicht über das Weichbild Jerusalems hinausgieng. Darum wanderte er nicht in später Nacht nach Bethanien; nein, er gieng nur hinunter in das Kidron-Thal, um dort in einem Garten voll Oelbäumen die letzten Stunden dieser Nacht zu durchwachen. An Schlaf war ja in der That nicht zu denken, sondern nur an die Vorbereitung für all das ungeheuer Schwere, das nun von Stunde zu Stunde auf ihn eindringen sollte. Jesus und seine Jünger giengen den Abhang des Zionshügels hinunter nach dem trockenen Bache Kidron, überschritten ihn und kamen in das Gut Gethsemane („Oelfelder“). Da sagte er zu ihnen, sie sollten hier ein wenig ruhen, und nahm dann die drei Lieblingsjünger, wie dort auf dem Berge der Verklärung, Johannes, Jakobus, Petrus, mit sich, daß sie bei ihm seien in den unendlich bangen Augenblicken, die nun folgten. Er sprach zu ihnen: „Meine Seele ist betrübt um und um bis in den Tod. Bleibet hier und wachet!“ Und er gieng von ihnen eine kleine Strecke weg, fiel auf die Erde nach morgenländischer Sitte des Gebetes und betete: „Abba, wenn es möglich ist, laß den Kelch an mir

vorübergehen! Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Und er gieng hin, um zu sehen, ob die drei Freunde wachen. Allein es heißt: „Sie schliefen vor Traurigkeit.“ Das haben wir nicht als einen eigentlichen Schlaf zu deuten, sondern es hatte sich ihrer jene eigenthümliche Lähmung des inneren Menschen bemächtigt, wie sie sich bei der Ahnung naher furchtbarer Ereignisse oftmals einstellt. Sie fühlten, es müsse etwas Ungeheures kommen; aber sie konnten, sie wollten nicht daran glauben: darum waren sie wie gelähmt. Sie hörten alles, sie sahen alles mit der allergrößten Deutlichkeit, aber sie vermochten sich nicht aufzuraffen und mit dem Herrn zu beten. So gieng er denn wieder hin und betete zum zweiten Mal dieselben Worte. Nachher findet er sie wiederum schlafend, und er spricht: „Simon, vermagst du nicht eine einzige Stunde mit mir zu wachen? Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet! Der Geist ist zwar geneigt; aber das Fleisch ist schwach.“ Und er betete zum dritten Male dieselben Worte. Hernach sah er wiederum die Jünger vom Schläfe beschwert und sprach: „Nun schlafet, was übrig ist!“ Doch siehe, von Jerusalem herab kam eine Schar mit Stangen und mit Schwertern, die Knechte der Hohenpriester mit Judas an der Spitze, um Jesus gefangen zu nehmen. Man hat oftmals schon gesagt, es sei doch zu bedauern, daß Jesus in Gethsemane so außerordentlich aufgereggt gewesen sei, daß er, wie Lukas berichtet, Schweißtropfen der Angst vergossen habe, ja, um und um betrübt gewesen sei bis in den Tod. Da habe doch Sokrates, der berühmte athenische Weise, größere Fassung gezeigt, in heiteren Gesprächen seinen Tod erwartet, ja er habe noch in solchen Gesprächen ausgeharrt, als schon der Becher des Schierlingsgiftes seine Wirkung an ihm zu zeigen begonnen. Wie hätten doch Tausende der Nachfolger Jesu Christi mit aller Fassung ihren Tod erwartet! Ja, sie seien mit Jubel den schwersten

Martern entgegengegangen, während der Meister angefangen habe heftig zu zittern und zu zagen. Darauf antworten wir: Wir können dem allmächtigen Gott nicht genug dafür danken, daß die Jünger wach genug geblieben sind, um mit bewunderungswürdiger Treue diesen ergreifenden Vorgang uns mitzuteilen. Nein, das ist nicht das Größte, unwahr den Schmerz nicht als Schmerz gelten zu lassen. Wir sollen vielmehr von Jesus lernen Schmerz als Schmerz und Angst als Angst empfinden. Dafür hat Gott uns den Schmerz und die Angst gesendet. Wir sollen in ihnen nicht untergehen; aber sie sollen uns durchzittern bis ins Innerste der Seele hinein. Darum haben wir mit Jesus ein heiliges Recht, unter Schmerzen zu klagen und unserer Trauer in heißen Thränen freien Lauf zu lassen, ja in bängsten Augenblicken zu seufzen: „Meine Seele ist betrübt um und um bis in den Tod.“ Wir sehen hier die bewunderungswürdige Gesundheit und Natürlichkeit dieses heiligsten Herzens, das je in der Welt geschlagen hat. Wir wollen keine Stoiker sein, die den Schmerz verachten, die keinen höhern Wahlspruch haben als: „Leide ohne zu klagen!“ Denn sobald wir uns an diesen Wahlspruch halten, werden wir stumpf und fühllos auch den Leiden unserer Brüder und Schwestern gegenüber und rühren keine Hand, die brennenden Wunden zu heilen und die Zusammengesunkenen wieder aufzurichten. Und würden wir die ganze wunderbare Herrlichkeit des Gebetes kennen ohne die Angst und das Bangen des Gottessohnes in Gethsemane? Gewiß haben die Menschen im tiefen Gefühl ihrer Ohnmacht und im vollen Vertrauen auf den allmächtigen Erbarmer von Uranfang gebetet; aber was es heißt beten im Geist und in der Wahrheit, das hat die Menschheit in vollem Maße doch erst von dem Väter in Gethsemane gelernt. Wie zeigt er uns so ergreifend, daß, wer wirksam beten will, mit einfachen Worten betet und die gleichen Worte je nach der Stimmung der Seele

wiederholt! Wie lehrt er uns so überzeugend: Das höchste Ziel des wahren Gebetes besteht nicht in der Erfüllung unserer Erdenwünsche, so berechtigt sie uns auch erscheinen mögen, sondern vielmehr darin, daß wir mitten im Zusammensturz alles Erdenglückes, aller Erdenherrlichkeit, mitten im Triumph aller dunkeln grausamen Mächte das Vaterantlitz Gottes schauen. Jesus weiß ganz gut, wer alles zu seinem Leiden und Sterben mitwirkt, er kennt den Verräter, er kennt die Obern des Volkes, er kennt die Kriegsknechte und den Pilatus; er kennt alle diese feindlichen Gewalten und nimmt doch sein Leiden an aus seines Vaters Hand, und er braucht absichtlich den Ausdruck Abba, d. i. lieber gütiger Vater. Wie innig, wie vertrauensvoll lauten die Worte: „Abba, wenn es möglich ist, laß den Kelch an mir vorübergehen! Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst!“ Es giebt Zweifler, die alles bezweifeln, die auch die Echtheit des Gebetes in Gethsemane schon bezweifelt haben. Aber spricht nicht schon die Form des Gebetes für seine Echtheit? Woher kommt das Bild von dem Kelche, der vorübergehen soll? Gewiß jeder Unbefangene wird zugestehen: Bei diesem Bilde wirkt die Erinnerung an das soeben gefeierte Passahmahl nach, wo der Kelch, der von Zeit zu Zeit herumgeboden wurde, an dem Einen und Andern vorübergieng. Der Beter bleibt sich dessen wohl bewußt: Schmerzen müssen erlitten, Leidenskelche müssen getrunken werden, das ist Gottes Ordnung. Aber das Leben bebt vor seinem Gegensatz zurück, und in Gethsemane betet kein Lebensmüder; darum bittet er: Wenn es möglich ist, daß mein Werk vollendet werde ohne daß ich am Kreuze sterben muß, dann laß dieses Leiden an mir vorübergehen. Er weiß, daß es nicht sein kann. Aber er will die Antwort nochmals vom Vater empfangen. Wir begreifen so sehr seine Angst und Aufregung. Die Schauer der Mitternacht rauschen durch die Delbäume von Geth-

femane. Es ist die ganze Kühle der orientalischen Nacht auf die Erde gekommen. Einsam und verlassen ist dieser Beter; denn auch seine drei treuesten Freunde verstehen ihn nicht und wollen ihm nicht helfen. Und in der Einsamkeit der Mitternacht, da stellen sich all die furchtbaren Leiden, die ihn erwarten, mit größter Deutlichkeit vor seine Seele. Sein Leben ist nicht nur ein reines, heiliges, sondern auch ein unendlich freudiges Leben gewesen, weil in beständiger Harmonie mit dem Urquell alles Guten: dieses Leben hinzugeben mitten in seiner schönsten und besten Kraft, das ist ein großer und gewaltiger Schmerz. Er, der die Menschen so unendlich lieb hatte, wie empfindet er es mit tiefem Weh, daß nun der ganze Haß der Menschheit sich gegen ihn wenden wird; er, der so gerne gesegnet, wie qualvoll ist es ihm, daß er nun soll verflucht werden; er, der die ganze Menschheit zu einem Bruderbund vereinigen wollte, wie thut es ihm weh, daß er ohne Freunde sterben soll! So hat er alle Leiden zum Voraus mit aller Macht in sich erlebt und empfunden. Ja, wir begreifen seine Aufregung. Aber er hat sich gestärkt: Das Gebet hat ihm all den Heldenmut und all die Ruhe gegeben, deren er bedurfte; darum sieht er mit größter Fassung die Feinde daherkommen, die ihn gefangen nehmen wollen. Wie nun diese Feinde ihm nahen, schreitet der Jünger Judas voraus und grüßt den Herrn mit einem Kuß. Sein Herr hatte nur die eine Antwort für ihn: „Judas, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kusse? Auch diesen Schmerz thust du mir noch an!“ Das Wort muß doch einen tiefsten Eindruck im Herzen dieses verirrten Jüngers zurückgelassen haben; denn anders sieht eine ruchlose That aus, wenn sie gethan ist, als ehe sie gethan war. Judas endete, wie die übereinstimmende evangelische Ueberlieferung berichtet, in Verzweiflung. Den Knechten aber, die da ausgezogen waren, um Jesus gefangen zu nehmen, konnte dieser entgegen:

„Mit Schwertern und Stangen seid ihr ausgezogen. Warum das, da ich doch täglich im Tempelvorhof redete und lehrte? Warum dieser heimliche Ueberfall?“ Aber er verbot seinen Jüngern, mit Waffen in der Hand, ihn zu verteidigen. Er ließ sich willig gefangen nehmen. Wie er nun gefangen ist, da verlieren die Jünger all ihre Fassung. Sie fliehen, gerade wie er es vorausgesagt hatte. Er hatte ihnen verkündet: „Diese Nacht wird sich erfüllen das Wort: Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe werden sich zerstreuen.“

Von den Knechten wurde er in den Palast des obersten Priesters, des bekannten Kajaphas, hinaufgeführt, wo ihn eine Anzahl der obersten Räte erwartete. Und nun fand im Hause des obersten Priesters jene denkwürdige Gerichtsverhandlung statt, die uns ebenfalls in ihren Grundzügen mit großer Treue überliefert ist. Es wollten diese vornehmen Herren den Schein der Gerechtigkeit bewahren und nicht hinterlistig ihren Feind töten. Er soll nach streng jüdischem Gesetz gerichtet werden. Daher müssen Zeugen auftreten, die alles Mögliche gegen ihn aussagen; allein ihr Zeugnis will nicht recht stimmen, und doch sollten wenigstens zwei oder drei Zeugen ganz dasselbe aussagen. Da wendet sich der Hohepriester an Jesus selbst: „Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten?“ Und Jesus, der wohl wußte, daß er mit einem einzigen Ja über sein Leben und Sterben entschied, antwortete: „Ja, ich bin es. Und von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen mit den Wolken des Himmels.“ Er geht zunächst dem schwersten Tod entgegen, dem Tod der Verachtung und der Schande, und spricht gleichwohl die Ueberzeugung aus, daß er nun seinen Triumphzug durch die Menschheit antrete. Ja, die Machthaber von Jerusalem mußten ihn als einen gefährlichen Schwärmer ansehen. Dieser arme Mensch, der äußerlich so gar keinen

Schein von Größe hatte, der soll kommen mit den Wolken des Himmels? Im Munde eines Andern wäre solch ein Bekenntnis eine arge Schwärmerei gewesen. Falsche Messiasse traten ja genug auf. Aber im Munde dieses einen ist es, wie die weltgeschichtliche Erfahrung bewiesen hat, eine volle große, ewige Wahrheit. Und wenn einer so thöricht wäre, Jesus, weil er diese Worte sprach, einen Schwärmer zu heißen, so müßten wir ihm die Erfahrung von diesen neunzehn Jahrhunderten entgegenhalten und ihn fragen: Hatte der, um dessen Panier sich heute die mächtigsten Völker der Erde scharen, nicht ein Recht damals also zu reden? Wenn wir aber diese Gerichtsverhandlung näher überdenken, so wird uns alsbald klar, wie da zwei große Weltanschauungen einander gegenüberstehen: Die eine erzeugt jenen Knechtessinn, der den Abstand zwischen Gott und Menschheit immer größer und größer zu machen, Gott in unzugängliche Ferne zu rücken sucht, weil er die Weltregierung Gottes nur noch als eine unerbittlich strenge Regierung versteht und mit dem Geist der Furcht das Heimweh nach Gott in der Menschenseele zurückscheucht. Aus der andern Weltanschauung geht der Glaube hervor, daß Wesen von Gotteswesen im Heiligtum der Menschenseele wohnt, daß der Mensch nicht bloß dieses flüchtige, zeitliche, sterbliche Geschöpf ist, sondern daß eine Kraft der Ewigkeit im armen, kleinen Menschen lebt und dieser ein Kindesrecht hat bei dem, der von Ewigkeit zu Ewigkeit regiert. In ihr wurzelt die Lebensgemeinschaft mit Gott, welche sich nicht beugt vor einem fremden Gesetz mit Sklavenzittern und Sklavenshangen, sondern die überzeugt ist: Was Gott verlangt, stimmt zusammen mit dem tiefsten, innersten Bedürfnis des eigenen Wesens. Das ist die Religion der Freiheit gegenüber der Religion der Knechtschaft. Der Geist der Knechtschaft kann den Geist der Freiheit und der Kindschaft nicht begreifen. Aber — setzen wir hinzu, damit wir diese

Ratsherren nicht zu scharf verurtheilen — die Menschheit hat im Laufe der kommenden Jahrhunderte den großen Gedanken einer Kindesgemeinschaft mit Gott fast gar nicht festhalten können. Wer unbefangen die Geschichte prüft, muß bekennen, daß die christliche Religion wiederum eine Knechtesreligion geworden ist, und daß gerade das Höchste und Herrlichste, was Christus uns hat geben wollen, in der Christenheit vielfach ganz in den Hintergrund getreten ist. Die Menschen haben sich wieder gebeugt vor dem Herrn Jesus Christus und haben sich seine Knechte genannt; aber sie haben sich nicht von Jesus, wie er doch gewollt, zum Vater führen lassen und nicht mit Jubel immer wieder gebetet: „Abba, lieber Vater!“ Sonst wäre niemals der Mariakultus möglich geworden. Nein, wenn der Geist Jesu Christi lebendig und wirksam geblieben wäre, wie er gewollt, daß er wirksam bleibe, dann hätten die Menschen mit nie endender Begeisterung, mit seligstem Entzücken an dieser Gewißheit festgehalten: „Wir haben die Ehre, Königsfinder zu sein in den Augen des Königs aller Könige.“ Und wir setzen hinzu: Auch wir in der Gegenwart werden dieses Kindesbewußtsein der letzten entscheidenden Weltmacht gegenüber verlieren, wenn wir uns nicht mit aller Wärme und inniger Dankbarkeit an Jesus Christus anschließen. Wenn sein Geist nicht mehr in uns kräftig ist, dann verlieren wir Mut und Schwung zum erhabensten Kindesglauben, dann sinken wir in tiefere Knechtschaft als je zuvor, und wir nennen, mühsam unser Bangen und Zittern unter dem Gewand der neuen Zeit verbergend, den Allmächtigen Verhängnis, Schicksal, Naturordnung, Himmel. Nichts aber kann uns vor dieser Gefahr so schützen, als wenn wir nicht müde werden, das Bild des leidenden und sterbenden Menschensohnes in seiner Gesamtheit und in seinen Einzelheiten auf uns wirken zu lassen.

Sobald Jesus das große Bekenntnis ausgesprochen hat, da geraten diese Ratsherren außer sich, da vergessen sie

ihre Würde, da bricht der wilde jüdische Fanatismus los, da mißhandeln sie den mutigen Zeugen.

Inzwischen hatte sich Petrus in den Hof des Hohenpriesters hineingeschlichen. So einfach fliehen hatte er doch nicht gewollt, hatte er doch seinem Herrn in feierlichster Weise versichert: „Wenn alle dir untreu werden, ich bleibe dir treu!“ Aber ihn fror bis ins Herz hinein; darum setzte er sich nahe zu einem Feuer, das mitten im Hofe brannte. Da erkannte ihn eine Sklavin und sagte: „Auch du warst mit dem Nazarener, dem Jesus.“ Er mochte denken: „Einer Sklavin bin ich es nicht schuldig, die Wahrheit zu sagen.“ Darum antwortete er: „Ich weiß nicht, was du meinst.“ Immerhin zog er sich etwas zurück; fliehen mochte er nicht. Da traf ihn eine andere Sklavin und sagte die gleichen Worte, und wiederum leugnete er: „Ich kenne den Menschen nicht.“ Nun ließ ihn das Gefinde eine Zeit lang in Ruhe; er gieng wieder zum Feuer. Mittlerweile ist Jesus, über den sie das Todesurteil droben im Saale gesprochen, hinuntergeführt worden in den Hof, um da die letzten Stunden der Nacht zuzubringen. Nun wenden sich verschiedene Knechte an Petrus und sprechen: „Ja, dich erkennen wir. Du gehörst mit zu diesem Verurtheilten! Jetzt ist die Angst des Petrus aufs Höchste gestiegen, und er fängt an zu schwören und zu fluchen: „Ich kenne diesen Menschen nicht.“ Da kräht der Hahn, und der Blick Jesu Christi trifft die Augen des Petrus. Da wird Petrus still, geht hinaus und weint bitterlich. Als Zeichen tiefster Reue, tiefsten Schmerzes über solche Schwachheit hat er seinem jungen Freund Johannes Markus diese Verleugnung mit allen genauen Zügen erzählt: es ist der bußfertige Petrus selbst, dem wir die Erzählung von seiner Verleugnung verdanken.

Der Morgen kommt; der Rat ist beisammen, und es wird von der ganzen Ratsversammlung das Todesurteil über den gesprochen, der sich Sohn Gottes genannt hat.

Darauf wird der Verurteilte dem römischen Statthalter überliefert, damit dieser seinerseits das Todesurteil bestätige. Der damalige römische Statthalter Pontius Pilatus stand nun allerdings in schlechtem Rufe. Er wird von zwei jüdischen Schriftstellern jener Zeit, Philo und Josephus, als ein harter, gewissenloser, unbarmherziger Römer geschildert, der eine Menge von Bluthaten und Erpressungen auf seinem Gewissen hatte, der so hart war, daß selbst der Kaiser Tiberius, der wahrlich sonst nicht zu den milden Kaisern gehörte, ihn ermahnen mußte weniger hart aufzutreten. Pilatus also sollte nun das Todesurteil aussprechen, da der hohe Rat wohl einen Antrag auf Tod stellen, aber das Todesurteil nicht selbst fällen durfte. Dieser Römer war mit einem starken Begleit von Reitern und Fußsoldaten von Cäsarea am Meere heraufgekommen, wie das die römischen Statthalter auf das Passahfest und andere große Feste zu thun pflegten. Sie bringen Jesus an den Händen gebunden vor ihn und beschuldigen begreiflicherweise vor dem römischen Heiden den Gefangenen nicht, daß er sich Sohn Gottes genannt, sondern daß er sich als Messias bekannt habe, als König, der berufen sei, das Volk Israel frei zu machen, an die Spitze der Menschheit zu stellen, und vor allem aus die römische Herrschaft niederzuwerfen. Gewiß war das eine gewaltige Anschuldigung: „Dieser Mensch ist ein Empörer gegen den römischen Kaiser! Er will diesen von seinem Throne verdrängen!“ Pilatus aber läßt sich doch durch die ungestümen Anschuldigungen nicht gleich aus seiner Fassung bringen. Er liebte die Juden ganz und gar nicht, und wenn sie etwas ungestüm von ihm verlangten, so war er erst nicht gewillt, ihren Bitten zu willfahren. Also war es nun ganz nach seinem Sinn diesen Fall unbefangen zu behandeln. Er fragt den Angeschuldigten: „Bist du der König der Juden?“ Jesus antwortete: „Du sagst es.“

Wir sehen, er giebt eigentlich keine Antwort; denn er hat mit dem Leben abgeschlossen und macht nicht den leisesten Versuch zur Selbstverteidigung. Er hat in unbedingtem Schweigen seine Würde bewahrt. Er ist zum Tode entschlossen und weiß, der Tod wird kommen; darum sucht er sich nicht irgendwie gegen thörichte und verleumderische Anschuldigungen zu verteidigen. Gewiß war die Kunde von der Verhaftung Jesu und seiner Verurteilung wie ein Lauffeuer durch die Stadt gegangen, gewiß fehlte es auf dem Platze vor dem Rathaus auch nicht an solchen, die einst Jesus „Hosianna!“ zugerufen; aber Niemand stund auf, um ein gutes Wort für ihn zu sagen. Der Statthalter sah wohl ein, daß er es da mit einem in seinen Augen harmlosen Schwärmer zu thun habe. Er mußte ja fragen: „Hat denn dieser Mensch etwa die Leute zu einem Aufruhr aufgereizt?“ „Nein!“ „Hat er etwa gar einen Aufruhr schon versucht?“ „Nein!“ „Hat er gesagt, man solle dem Kaiser nicht mehr gehorchen und die Steuer nicht mehr zahlen?“ „Nein, er hat im Gegenteil gesagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ „Also, was hat er denn eigentlich verbrochen?“ „Ja, er will sich zum König der Juden machen, und, wenn er das einmal mit dem Willen des Volkes geworden ist, dann wird deine Macht als römischer Statthalter bald zu Ende sein.“ Nun hätte ein römischer Statthalter ja blos die Verhandlungen abbrechen und den Gefangenen mit sich nach Cäsarea am Meer führen können. Allein nun kommt auf einmal ein Volkshaufe und ruft dem Statthalter zu: „Es ist ein altes Recht, daß du uns am Passahfest einen Gefangenen ledig gebest!“ „Ja, wen wollt ihr denn? Jesus von Nazaret oder Barabbas?“ Dieser war bei einem Aufruhr gefangen worden und nun zur Hinrichtung bestimmt. Aber ein Aufrührer gegen die verhasste römische Herrschaft war ein volkstümlicher Mann. Ihn frei zu be-

gehren mußte die Römer ärgern, aber die Juden um so mehr freuen. Pilatus seinerseits denkt, er könne sich aus einem verdrießlichen Handel am Einfachsten herausziehen, wenn er dem Volke die Wahl lasse. Die aufgeregte Menge schrie: „Barabbas!“ und die Hohenpriester, die Hauptfeinde Jesu in dieser Stunde, fanden ihren Vorteil darin mitzuschreien: „Barabbas, Barabbas gib ledig! Jesus aber kreuzige!“ Nun will Pilatus nicht länger widerstehen. Er konnte mit allem Recht sagen: „Ich habe die Formen des Rechtes gewahrt. Dieser Mensch ist angeschuldigt worden, ein Aufrührer zu sein. Niemand hat ihn verteidigt; also muß ich als Richter nach dem übereinstimmenden Zeugnis derer, die ihn angeschuldigt haben, ihn verurteilen, weil keine Gegenbeweise geleistet worden sind, und weil der Angeschuldigte selber ein beharrliches Stillschweigen bewahrt hat.“ So gab er denn Befehl, daß Jesus gekreuziget werde. Wir müssen eben annehmen, diesem stolzen, harten Römer machte es nicht viel aus, einen Juden kreuzigen zu lassen. Er mochte sich sagen: „Vor einigen Jahrzehnten hat mein Vorgänger Varus zweitausend Juden miteinander kreuzigen lassen, und ein Jude mehr oder weniger, was hat das auf sich?“ Er besaß kein Verständniß für die Geistesgröße Jesu Christi. Wenn uns gesagt wird im Evangelium nach Matthäus, daß die Gattin des Pilatus ein gutes Wort für Jesus eingelegt habe, so wird das nicht von den übrigen Evangelien bestätigt. Wohl aber hat die spätere Legende diese Erzählung weiter ausgeführt. Wir lassen die Sache, da sie ja nichts Wesentliches enthält, auf sich beruhen. Also, Jesus wird zum Kreuzestod verurteilt, zu dem Tod, der dem Aufrührer drohte wie dem Sklaven, der seine Hand gegen seinen Herrn erhoben hatte, wie dem Seeräuber, wie dem entarteten Sohn, der seine Eltern getötet hatte; es war also die Strafe für die schrecklichsten Verbrechen, die entehrendste

Strafe, so daß manch einer noch um die Gnade bat, mit dem Schwerte gerichtet zu werden, nur nicht am Pfahl der Schande sterben zu müssen. Der Kreuzigung gieng aber die Geißelung voran, die schreckliche Geißelung, unter der mancher starb, der zum Kreuzestod verurteilt war. Da floss das Blut in Strömen über den Rücken, und es mußte schon dadurch eine ganz bedeutende Erschöpfung eintreten. Nach der Geißelung ließen es sich die Soldaten, die größtenteils syrischer Abstammung waren, nicht nehmen den „Judenkönig“ zu verspotten, nicht weil sie etwa Jesus gehaßt hätten; nein, sie wollten nur ihren Haß gegen die Juden zeigen, indem sie diesen armen Schwärmer als König verhöhnten, ihm eine Dornenkrone aufs Haupt drückten, ihm einen roten Soldatenmantel umlegten, dann vor ihm niederknieten und sagten: „Gegrüßt seist du, König der Juden!“ um nachher wieder ihm ins Gesicht zu schlagen und den Mutwillen mit grausamer Mißhandlung abwechseln zu lassen.

Und nun gieng es zur Kreuzigung, etwas vor 9 Uhr Morgens. Es mag Morgens noch ein schöner, herrlicher Frühlingstag gewesen sein, der 15. Nisan, sagen wir der 15. April, in der Zeit, wo im heiligen Land die volle Pracht des Frühlings sich entfaltet. Der Evangelist Lukas erzählt uns, die Frauen Jerusalems hätten doch mit dem Verurteilten Mitleid empfunden und hätten ihn mit Thränen begrüßt, und er soll gesagt haben, wie er das Kreuz trug: „Weinet nicht über mich! Weinet über euch und eure Kinder! Denn es werden Tage kommen, wo ihr werdet sagen zu den Hügeln: „Fallet über uns!“ und zu den Bergen: „Bedecket uns!“ Die andern Evangelien haben diesen Zug nicht, wie denn überhaupt Lukas am meisten rührende Züge uns berichtet, die wir in den andern Evangelien nicht lesen, wobei uns allerdings vom Standpunkt der Wissenschaft aus immer die schmerzliche Frage bewegt:

Haben wir es da mit voller Geschichtlichkeit zu thun, oder hat die christliche Legende, das an sich so wunderbare und ergreifende Bild mit weitem schönen Zügen ausgeschmückt? Der Verurtheilte mußte selbst das Kreuz tragen. Es scheint aber, daß Jesus, der wahrlich ja durch leibliche und seelische Leiden aufs Furchtbarste schon mitgenommen war, unter dem Kreuze zusammengebrochen ist. Da kommt von außen herein ein gewisser Simon von Cyrene, dessen Söhne nachher selber Christen geworden sind. Der wird genötigt für Jesus das Kreuz zu tragen; es machten eben die römischen Soldaten mit einem Juden gar nicht viel Aufwand: Wenn er das Kreuz nicht hätte tragen wollen, sie hätten ihn einfach dazu gepreßt. Ueber das Kreuz an sich haben die Gelehrten lange Verhandlungen gehabt. Ist das Kreuz ein einfacher Baumstamm gewesen, so daß über dem Haupte die Hände hart nebeneinander waren angeschlagen worden, oder hat das Kreuz einem großen lateinischen T geglichen, oder hat es so ausgesehen, wie es uns in den bekannten Bildern gezeigt wird? Die ganze Verhandlung führt meines Erachtens zum Schlusse, daß die bekannten Bilder die richtige Form des Kreuzes uns zeigen; denn es wird uns ja ausdrücklich gesagt, daß über dem Haupte des Gefreuzigten noch eine Inschrift angebracht war: „Jesus von Nazaret, König der Juden“. Dazu brauchte es doch Platz, und wir können uns das alles am besten anschaulich machen, wenn wir uns das Kreuz in der gewohnten Form denken. Er mußte hinausgehen auf den Platz Golgotha, auf deutsch Schädel; denn der Hügel hatte eine schädelähnliche Form. Der Hügel lag auf einer der höchsten Stellen des Stadtgebietes unmittelbar außerhalb der Mauern und war für eine Hinrichtungsstätte wohl geeignet. Nach eingehenden Forschungen scheint es mir ganz außer Zweifel zu stehen, daß die Golgothastätte, die man jetzt noch als solche zeigt, in der That die richtige

Stelle ist. Leider hat eine christliche Frömmigkeit, die nicht nach unserm Bedürfnis gehandelt hat, diese Stätte in eine Kirche hineingezogen. Wir würden eine so geweihte Stätte frei lassen, möglichst in dem Zustand, den sie einst zu Zeiten Jesu Christi gehabt; aber anders waren die Bedürfnisse früherer Geschlechter.

Und nun, wie Jesus mit den Soldaten auf den Richtplatz gekommen war, beginnt die schreckliche Kreuzigung. Er wird an Händen und Füßen an das Kreuz angenagelt, dann das Kreuz aufgerichtet, und nun soll er da hängen bleiben, bis infolge zunehmender Verschmachtung der Tod eintritt. Der Kreuzestod, eine der schrecklichsten Todesarten, die menschlich grausamer Scharfsinn erfunden hat, war wohl ursprünglich eine persische Todesart. Weil die Perser weder das Wasser noch die Erde mit einem menschlichen Leichnam verunreinigen wollten, so konnten sie dazu kommen, ihre Verbrecher einfach am Kreuze anzuschlagen und da ihren Leichnam den Raubvögeln preiszugeben. Von den Persern ist diese Todesart zu den westlichen Völkern gekommen, und hat bei den Phöniziern, dann eben auch bei den Römern sehr häufige Anwendung gefunden. Welches sind die Schmerzen dieser Todesart? Einmal ist schon die ausgespannte Lage fürchterlich schmerzhaft: das Blut drängt zum Herzen, es bemächtigt sich des armen Leidenden ein unsägliches Bangen. Schmerzen ergreifen die Nerven des ganzen Körpers, dazu kommt ein qualvoller Durst. Es sind also bei dieser Todesart alle Teile des Körpers in schmerzhafter Aufregung begriffen. Damit verbindet sich ein Gefühl der allergrößten Hülfslosigkeit. Kurz, man muß sich das Bangen, die Qual, das Verschmachten möglichst groß und schrecklich vorstellen, wenn man sich einigermaßen in solches Leiden versenken will. Nun traten aber bei Jesus die seelischen Leiden hinzu. Die Feinde konnten es nicht lassen, ihn auch noch am Kreuze zu höhnen: „Andern

hast du geholfen; dir selbst kannst du nicht helfen!" „Bist du der Messias, so steige vom Kreuze herunter! Dann wollen wir dir glauben". Ja man sieht, die Feinde hatten vor ihm gezittert. Es war offenbar jener Geisteskampf, den Jesus auf dem heiligen Platz von Jerusalem gekämpft hatte, nicht so ganz aussichtslos gewesen; sonst würden sie nicht jetzt Rache nehmen für die Angst, die sie vor ihm ausgestanden hatten, indem sie den Sterbenden noch meinten verhöhnen und verspotten zu müssen. Er blieb ruhig, stumm. Allerdings überliefert uns wiederum Lukas, daß er im Anfang, als die Kriegsknechte ihn an Händen und Füßen durchbohrten, gesprochen habe: „Vater, vergieb ihnen! Denn sie wissen nicht was sie thun". Markus und Matthäus erzählen uns, daß auch die mitgefangenen und mitgekreuzigten Verbrecher Jesus verspottet hätten, während wiederum Lukas sagt, einer habe Jesus verspottet, geschmäht, aber der andere habe zu Jesus gesagt: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!" und Jesus habe zu ihm gesprochen: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein". O! gewiß sind das Worte so ganz aus dem Geiste Jesu Christi. Nun heißt es: „Als die sechste Stunde gekommen war, verdunkelte sich der Himmel, die Sonne verlor ihren Schein, und die Finsternis dauerte bis in die neunte Stunde." Man hat diesen Zug sinnbildlich erklärt und gesagt, es hätten sinnige Christen damit andeuten wollen, daß die Natur Mitleid mit dem Herrn gehabt und mitgetrauert habe, während die Menschen so namenlos hart sich gezeigt hätten. In morgenländischer Erzählung verschmelze sich ja so häufig Sinnbild und Wirklichkeit miteinander. In der That kommt gleich nachher ein Zug vor, den wir wohl alle sinnbildlich deuten werden. Es heißt, wie Christus gestorben war, sei der Vorhang des Allerheiligsten von oben bis unten zerissen. Schon im Altertum hat man den Zug dahin gedeutet, Jesus habe mit

seinem Leiden und Sterben einem jeden Menschen den Zugang ins Allerheiligste geöffnet, daß wir fortan gar keiner Priester mehr bedürfen, sondern selber von Angesicht zu Angesicht mit Gott verkehren dürfen. Es besteht aber keine Nötigung auch die Finsternis sinnbildlich zu erklären. Wir wissen, daß gerade im Frühling zuweilen, wenn auch nicht alle Jahre, ein furchtbarer Ostwind sich erhebt, der den Staub der arabischen Wüste aufwirbelt. Wenn dieser Ostwind zu wehen beginnt, dann wird der blaue Himmel von einem düstern Gelb überzogen, auch die Sonne wird zunächst gelb, hernach blutrot. Je länger der Sturm anhält, desto finsterner wird es: die Sonne verbirgt sich hinter dichten Wolken feinsten Staubes, die Blumen müssen alle welken, verdorren, und die Menschen, selbst die gesunden, leiden unter diesem ausdörrenden, heißen Winde, auch diese werden mit einem unsagbaren Vagen erfüllt. Wenn wir es also hier mit einem Naturvorgang zu thun haben, was mich das Wahrscheinliche dünkt, dann hätte gerade die Natur die Leiden des Sterbenden noch gesteigert, und wir könnten dann jenes gewaltige Wort um so besser verstehen, das Jesus, als sich die Schmerzen des Leibes und der Seele aufs Aeußerste gesteigert hatten, sprach: „Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen!“ Ja, so sprach er in einem Augenblick größten Schmerzes, als sich vor seinem inneren Auge das Angesicht des Vaters zu verdunkeln schien. Aber es war nur ein Augenblick. Dann rafft der Sterbende noch einmal seine letzte Kraft zusammen, und stirbt mit einem lauten Jubelruf. Dieser Jubelruf wird von Lukas gedeutet: „Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geist.“ Bei Johannes steht: „Es ist vollbracht.“ Markus und Matthäus reden einfach von einem lauten Ruf, mit dem Jesus von der Welt geschieden. Nun aber stand beim Kreuze der römische Hauptmann, und dieser Ruf machte, wie Markus ausdrücklich bezeugt, auf diesen

Hauptmann einen so gewaltigen Eindruck, daß er sprach: „Wahrhaft! dieser Mensch war Gottes Sohn“. Es muß also ein Jubelruf, ein Siegesruf gewesen sein, vielleicht noch ergreifender, noch mächtiger als jenes Wort: „Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geist“. Jedenfalls war es ein Siegesruf, ein Jubelruf des Kämpfers, der bis zum letzten Herzschlag treu gekämpft hat und der nun eingeht in den Frieden der höheren Heimat. Wenn wir Heiligstes und Erhabenstes mit etwas Kleinem vergleichen dürfen, so möchten wir sagen: In jenem Augenblick der Gottverlassenheit, da erging es diesem heiligsten Herzen wie einem Kind, das im Walde auf einen Augenblick zu seiner größten Angst den guten Vater aus den Augen verliert, dann aber ihn alsbald wieder findet und mit lautem Jubel ihm in die Arme stürzt.

Auf dem Platze von Golgotha haben nur wenige Frauen: Maria Magdalena, Maria, die Mutter des jüngern Jakobus, Salome, die Mutter von Johannes und Jakobus, die Ehre der Menschheit gerettet, haben ausgeharrt unter den Schmerzen jener Stunden und dem Sterbenden gezeigt, daß noch einige Herzen eine stärkere Liebe haben, als daß die Schrecken des Kreuzestodes sie zu überwältigen vermöchten. Diesen schlichten, hochherzigen Jüngerinnen danken wir die Erinnerungen an das Sterben des Herrn auf Golgotha. Sie haben den Jubelruf des Sterbenden vernommen, sie haben das Zeugnis des Hauptmanns gehört. Wie viel ärmer wären wir, wenn sie nicht heiligste, erhebendste Thaten vor dem Vergessen geschützt hätten!

Gehorsam bis zum Tode hat Jesus das Werk vollendet, das ihm der allmächtige Gott übergeben hatte. Hinter ihm versinkt die Erde mit all ihrem Leid und Weh in Nacht und jubelnd begrüßt er die Morgenhelle der himmlischen Heimat. Welch seliges Heimgehen! Wenn die Jünger wenige Tage nach seinem Sterben ihn wieder geschaut

haben, so haben sie nicht eine Gestalt von irdischer vergänglicher Leiblichkeit wiedergeschaut, sondern eine Persönlichkeit, die einer höhern Heimat angehört, und haben die tiefste Empfindung bekommen: Unser Herr lebt in alle Ewigkeit. Der allmächtige Gott, der Herr des Lebens und des Todes, kann diesen seinen liebsten Sohn nicht auf einmal vergehen und verwehen lassen. Nein, er gehört als eine lebendige Persönlichkeit einer höheren Wirklichkeit an, und macht uns dessen gewiß, daß auch wir auf eine ewige Heimat, auf eine Erlösung über Tod und Grab hinaus hoffen dürfen.

Paulus hat einmal gesprochen: „Fortan kenne ich niemand mehr als Jesum Christum, den Gefreuzigten“. An dieses Wort wollen wir uns halten und sagen: Im Leiden und Sterben zeigt sich doch so deutlich und so klar: Jesus Christus ist unser Bruder, er ist Mensch. Er hat menschlich gebangt, er hat menschlich gelitten, er hat menschlich den Schmerzensruf gesprochen: „Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen?“ Er ist unser! Wir sagen es mit allem Dank und allem Jubel und lassen uns durch keine Theologie von diesem Glauben abbringen. Jesus Christus, Menschensohn, aber zugleich Gottes Sohn, in dessen Liebe die ewige Liebe Gottes uns in reinem Abglanz wiederleuchtet. Darum werden wir, wenn wir unbefangen mit dem ernststen Auge strenger Wissenschaft das Leben und Sterben Jesu Christi prüfen, immer wieder enden mit dem Bekenntnis jenes römischen Hauptmanns auf Golgotha, aber in höherem Chor es sprechen: „Wahrhaftig! Dieser Mensch war Gottes Sohn!“





BT308 .F8
Furrer, Konrad, 1838-1908.
Vortrage uber das Leben Jesu Christi.

BT Furrer, Konrad, 1838-1908.
308 Vorträge über das Leben Jesu Christi.
F8 Zürich, Müller, Werder, 1902.
viii, 264p. 21cm.

1. Jesus Christ--Biography--Addresses,
essays, lectures. I. Title. II. Title:
Das Leben Jesu Christi.

228307



CCSC/rmbb

